EDITED VOLUME SERIES

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.)

Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

innsbruck university press

EDITED VOLUME SERIES



innsbruck university press

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.)

Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

Heinz-Jürgen Niedenzu
Helmut Staubmann
Institut für Soziologie, Universität Innsbruck

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung des Dekanats für Politikwissenschaft und Soziologie, des Instituts für Soziologie sowie des Vizerektorats für Forschung gedruckt.

Universität Innsbruck
1. Auflage

www.uibk.ac.at/iup
ISBN 978-3-903122-55-0



Festschrift für Max Preglau

Inhaltsverzeichnis

Sexualität, Psyche und Liebe

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse – Hommage an Max Preglau

Heinz-Jürgen Niedenzu / Helmut Staubmann

Max Preglau ist mit Ende September 2016 in den Ruhestand getreten. Fast vier Jahrzehnte prägte er maßgeblich das Institut für Soziologie an der Universität Innsbruck. Nach einem Studium an der Wirtschaftsuniversität Wien und einer post-graduierten-Ausbildung am Institut für Höhere Studien in Wien sowie einer kurzzeitigen Anstellung ebendort kam er 1977 als Assistent an das erst sechs Jahre zuvor gegründete Innsbrucker Institut für Soziologie. 1985 habilitiert er sich mit der Studie *Wachstumskrise und Gesellschaftstheorie. Krisenanalyse am Beispiel der kritischen Theorie* (erschienen 1987 beim Campus Verlag). 1991 wurde er zum Universitätsprofessor für Soziologie ernannt. Im selben Jahr folgte er dem Institutsgründer Julius Morel als Institutsvorstand, eine Funktion, die er zunächst bis 2001 innehatte und ein zweites Mal von 2003 bis 2006.

Max Preglau spielte eine wichtige Rolle in der Einrichtung von Soziologie als Hauptfachstudium. Als Teil der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät war das Institut ursprünglich für die Soziologie-Lehre für die wirtschaftswissenschaftlichen Studiengänge zuständig, dazu kam noch Lehre für die Rechtswissenschaftliche Fakultät und für einzelne Studienrichtungen, wie Theologie und Architektur. Danach begann eine neue Ära, äußerlich zunächst durch einen Umzug in ein neues Gebäude. Die wichtigere Veränderung war aber die Differenzierung der alten SOWI-Fakultät in drei Nachfolgefakultäten: Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft und unsere jetzige Fakultät für Politikwissenschaft und Soziologie mit dem Gründungsdekan Anton Pelinka. Damit öffnete sich auch die Möglichkeit für die Einrichtung eigener Studienprogramme für Soziologie. Als Mitglied und Vorsitzender der Curriculumskommission der neuen Fakul-

H.-J. Niedenzu, H. Staubmann ✉
Universität Innsbruck, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 15, 6020 Innsbruck, Österreich
E-Mail: heinz-juergen.niedenzu@uibk.ac.at, helmut.staubmann@uibk.ac.at

tät prägte Max Preglau entscheidend das Studienprofil mit. Da dies in die Zeit der Umsetzung des sogenannten Bologna Prozesses fiel, begann zunächst ein allgemeines Bachelorstudium Soziologie. Mit einjährigem Abstand folgte ein Masterprogramm mit der Spezialisierung auf Soziale und Politische Theorie. Das alte Doktoratsprogramm wurde schließlich in ein zeitgemäßes Ph.D. Programm Soziologie umgewandelt. Einen unverzichtbaren Beitrag leistete Max Preglau auch zur Einrichtung eines Masterstudiums Gender, Culture and Social Change, ein stark nachgefragtes Studium, an dessen Lehre sich Max Preglau regelmäßig beteiligte.

Die Universität Innsbruck ist stolz in den Universitätsrankings nach dem Kriterium der Internationalität unter den Top 10 weltweit aufzuscheinen. Auch dazu leistete Max Preglau seinen Beitrag. So war er Schumpeter Fellow an der Harvard University 2006-2007, 2011 war er Distinguished Visiting Chair Professor am Europe Centre of the Freeman Spogli Institute for International Relations an der Stanford University und zuletzt 2015 Fulbright-Botstiber Visiting Professor for Austrian and American Studies am Department of Government der University of Texas, Austin. Darüber hinaus lehrte er an der University of Minnesota, der University of New Orleans, der University of Notre Dame, der Okan University in Istanbul sowie an den Universitäten in Bozen und Trient.

Das dicke Konvolut der Liste seiner Publikationen auf zusammenfassende Zahlen gebracht ergibt 14 Bücher als Autor oder Herausgeber, 66 Buchkapitel, 18 Beiträge in referierten Zeitschriften und 26 Forschungsberichte. Aber die quantitative Aufbereitung war nie so ganz prioritäres Anliegen von Max Preglau und so wollen wir noch einen quasi qualitativen Blick in seine Themen und die Motive seiner Forschungen werfen.

Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse, wie der Titel dieses Buches lautet, bringt die Grundausrichtung seiner soziologischen Arbeiten wohl treffend auf den Punkt. Als ein Vertreter der Kritischen Theorie, insbesondere im Gefolge der Werke von Jürgen Habermas, war Max Preglau eine Säule des besonderen Profils der Innsbrucker Soziologie, nämlich ihrer Konzentration auf soziologische Theorie. Wahrscheinlich waren es die Bemühungen des Institutsgründers Julius Morel nach einer klaren Identität der soziologischen Disziplin und die Diskussionen, die um dessen Ansatz geführt wurden, die einen Grundstein für die Vertiefung der Theoriekompetenz darstellten. Der Zufall wollte es wohl, dass die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Institutes sich ganz unterschiedlichen Grundpositionen zugehörig fühlten, was in der Summe die Stärke des Institutes ausmachte. Einen Ausdruck fand dies in einem gemeinsamen Lehrbuch *Soziologische Theorie*, das, mittlerweile in der 9. Auflage, zu einem Standardwerk im deutschsprachigen Raum werden sollte und auch in einer ungarischen und einer griechischen Übersetzung vorliegt. Fünf Darstellungen der „Ansätze ihrer Hauptvertreter“ wurden von Max Preglau eingebracht und spiegeln seine Interessen wider: Die Kritische Theorie anhand des Habermasschen Werkes und, neben den Werkdarstellungen von George Herbert Mead und Alfred Schütz, die Postmoderne Soziologie und die Feministische Theorie. Aus diesen Theoriefeldern heraus entstand auch der Großteil seiner Publikationen durch kreative Anwendung auf empirische Fra-

gen und politische Felder. Das Buch *Postmodernes Österreich?,* gemeinsam mit Rudolf Richter herausgegeben, ist dafür ein prominentes Beispiel. Die drei jüngsten, von ihm mitherausgegebenen Bücher sind feministischen Themen gewidmet. Er wurde mit diesen Forschungs- und Publikationsprojekten zu einem bedeutenden Mitarbeiter der universitären Forschungsplattform Geschlechterforschung.

Kritische Theorie bedeutete für Max Preglau nicht nur Umsetzung in konkrete politikrelevante empirische Forschungsfelder sondern auch Umsetzung in kritisch-politische Praxis, was zu einem vielfältigen politischen Engagement führte.

All dies schien uns als geeigneter Ausgangspunkt, seinem Interessensschwerpunkt eine Publikation zu widmen. Wir freuen uns, dass viele seiner Weggefährten und Weggefährtinnen in der österreichischen Soziologie unserem Aufruf gefolgt sind und bereit waren für den vorliegenden Band einen Beitrag zu leisten.

Die drei den Band einleitenden Beiträge des 1. Hauptteils thematisieren Traditionen kritischer Soziologie und ihr Verhältnis zu anderen Strömungen soziologischer Theorie und Praxis.

Unter dem Titel *„Wem ‚gehört' Paul Lazarsfeld?"* rekonstruiert *Anton Pelinka* den persönlichen und wissenschaftlichen Werdegang eines der renommiertesten Sozialforschers des 20. Jahrhunderts, dessen Name insbesondere im österreichischen Kontext mit der damals für die empirische Sozialforschung wegweisenden Marienthal-Studie verbunden ist. Lazarsfelds wissenschaftliche Bedeutung geht aber weit darüber hinaus, hat er doch grundlegende Beiträge zur Weiterentwicklung der Methodologie der Sozialwissenschaften geliefert. Bezüglich seiner intellektuell-identitätsmäßigen Verortung kann er als kosmopolitisch ausgerichteter Brückenbauer beschrieben werden, der sowohl auf europäische Denkansätze als auch amerikanische sozialwissenschaftliche Traditionen zurückgriff. In seinen Arbeiten überwand er dabei immer wieder auch disziplinäre Engführungen, so dass ihn sowohl die Soziologie als auch die Politikwissenschaft jeweils als fachlichen Wegbereiter für sich beanspruchen können. Wirkmächtig wurde schließlich auch seine Studie über das wissenschaftliche Potential in Österreich der Nachkriegszeit, die den Anstoß für die Gründung des Instituts für Höhere Studien (IHS) gab, welches in der Folge einen wichtigen Beitrag für die Heranführung der österreichischen Sozialwissenschaften an internationale Standards leistete.

Die Marienthal-Studie wird indirekt auch zum Ausgangspunkt des anschließenden Beitrags von *Manfred Prisching: „Die öffentliche Soziologie und die Unmöglichkeit von Marienthal: Zu einigen Preglau-Thesen"*. In einem Vortrag hatte Max Preglau die nachhaltige Wirkkraft der Marienthal-Studie als ‚klassisches Beispiel für soziologisches Arbeiten' damit in Verbindung gesetzt, dass sie im Sinne kritischer Sozialforschung gesellschaftliche Zwänge sichtbar gemacht hat und damit auch gesellschaftspolitisch eine emanzipatorische Impulswirkung zur Folge hatte. Demgegenüber äußert er erhebliche Skepsis, ob die rezente universitäre Soziologie dazu strukturell noch in der Lage wäre. Manfred Prisching rekapituliert, kontextualisert und

diskutiert die Angemessenheit der diesbezüglichen Hauptthesen von Max Preglau: Spezialisierung und Netzwerkbildung auf Kosten interdisziplinärer Zugänge; weitere Differenzierung zwischen Sozialwissenschaft und Politik; wirtschaftliches Verwertbarkeitsinteresse und/oder wissenschaftsinterne Evaluierungskriterien verändern das jeweilige Verständnis von Praxis und Praxisbezug; gesellschaftliche Emanzipation durch Bildung und Wissenschaft gerät zunehmend aus dem Fokus. Manfred Prisching stimmt der Analyse in den meisten Punkten zu, äußerst allerdings Skepsis gegenüber dem Projekt einer ‚public sociology' (Burawoy).

Helmut Staubmann argumentiert in seinem Beitrag *Kritische Theorie, Systemtheorie und der Treibsand der Soziologie* für eine Neubewertung des Verhältnisses von Kritischer Theorie und dem vom Talcott Parsons begründeten systemtheoretisch ausgerichteten allgemeinen Bezugsrahmen des Handelns. Am Beispiel des Lebenswerkes von Harold J. Bershady, der von seiner frühen marxistischen Phase und seiner Expertise in Wissenssoziologie ausgehend sich der Parsonsschen Theoriesynthese zuwandte, wird für eine Fortsetzung des Projektes einer Allgemeinen Handlungs- und Gesellschaftstheorie, plädiert. Die kritische Theorie teilte ja dieses Anliegen – wenn auch mit unterschiedlichen Lösungen – und bildet so ein gemeinsames Gegengewicht gegen die zunehmende Fragmentierung und Ad-Hoc Orientierung sozialwissenschaftlicher Praxis.

Der folgende 2. Hauptteil umfasst fünf Beiträge, die sich sowohl thematisch different als auch auf unterschiedlichem Abstraktionsniveau mit Phänomenen des ‚Sozialen Wandels' auseinandersetzen.

Der Beitrag *„Protest in der Gesellschaft und Kritik in der Soziologie"* von *Gerda Bohmann* findet seinen Ausgangspunkt in der Frage, wie es angesichts der praktischen Gesellschaftskritik moderner Protestbewegungen um die gesellschaftskritische Funktion der Soziologie bestellt ist bzw. mit welchem Kritikverständnis letztere operiert. Das prekäre Verhältnis von soziologischer Gesellschaftskritik einerseits, konkret-praktischer andererseits wird am Beispiel der Protestbewegungen des Arabischen Frühlings und der Pegida exemplifiziert. Während erstere einen ‚emanzipatorischen Typus' darstellt, handelt es sich im zweiten Fall um den ‚Typus postdemokratischer Empörung'. Gemeinsam ist beiden scheinbar so unterschiedlichen Bewegungen die fundamentale Kritik an den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen, verbunden mit der Forderung nach deren Umbau. Die Autorin diskutiert drei soziologische Perspektiven in Bezug auf deren Verständnis von Protest als Kritik und der gesellschaftskritischen Rolle der Soziologie: Festhalten am gesellschaftskritischen Potential der Theorie / ‚Kritische Theorie' (Habermas; Honneth); Trennung von Gesellschaftstheorie und -kritik / ‚Soziologie der Kritik' (Boltanski; Vobruba); Verbindung der beiden Perspektiven als ‚kritische Soziologie der Kritik' (Lessenich). Der Beitrag schließt mit Überlegungen der Angemessenheit der Perspektiven für eine soziologische Analyse der neuesten Protestbewegungen.

Einem gänzlich anderen Aspekt sozialen Wandels wendet sich der Beitrag von *Paul Kellermann: „Künstliche Intelligenz, Roboter, digitalisierte Vernetzung – Epochenwechsel in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und Grundeinkommen“* zu. Es geht ihm dabei um das Problem eines in der aktuellen Diskussion zu stark auf Arbeitskräfte und Arbeitsplätze beschränkten Arbeitsbegriffs und eine entsprechende Engführung der Debatte um die Folgen neuer technischer Innovationen in Bezug auf das Erwerbsarbeitssystem. Sein Zukunftsentwurf einer ‚befreiten Gesellschaft‘ mit finanziell gesicherten freien Menschen beinhaltet ein Grundeinkommen in Kombination mit Erwerbsarbeit, was für die Menschen ein selbstreguliertes Produzieren / einen autonom entschiedenen Arbeitseinsatz ermöglicht. Damit kann der existentielle Arbeitszwang entschärft werden. Kellermann sieht das als einen Weg hin zu intrinsisch motivierten Tätigkeiten, damit verbunden aber auch höherer Arbeitseffizienz. Die andererseits nach wie vor gesellschaftlich erforderliche Arbeit kann dadurch gewährleistet werden, dass über das politische System das Medium Geld als funktionales Steuerungsinstrument im gesamtgesellschaftlichen Interesse eingesetzt wird. Über die Realisierungschancen und auch die damit verbundenen Risiken dieses neuen Systems bedarf es für den Autor weiterer Forschung.

Um den Vorwurf einer fachlich-thematischen Engführung geht es auch im Beitrag von *Gertraude Mikl-Horke*, der unter dem Titel *„Wirtschaftssoziologie und Gesellschaftsanalyse“* das praktizierte Verständnis von Wirtschaftssoziologie kritisiert und deren Wiederverknüpfung mit Gesellschaftstheorie und -analyse einfordert. Viel zu lange hätte sich die Soziologie auf die wirtschaftswissenschaftliche Gleichsetzung von Wirtschaft als Markt und dessen Erforschung eingelassen, sich auf die Untersuchung von Verhaltens-, Einstellungs- und Beziehungsmustern beschränkt. Die Marktsoziologie habe sich zudem weitgehend dem methodologischen Individualismus verschrieben und sehe Soziales und Institutionelles primär unter dem Aspekt wirtschaftlicher Funktionalität. Demgegenüber fordert die Autorin eine verstärkte makrosoziologische Perspektivierung ein, insbesondere der Aspekt sozialer Ungleichheit müsse angesichts der neoliberalen Wende und deren Folgewirkungen auf die Einkommens- und Vermögensverteilung wieder verstärkt eingebracht werden. Neue globale Eliten und damit einhergehende Machtverschiebungen, Migrationsbewegungen, die Verknüpfung sozioökonomischer Probleme mit ethnischen, religiösen und ideologischen Differenzen lassen sich soziologisch nur bearbeiten, wenn sich die Wirtschaftssoziologie gesellschaftstheoretisch öffnet, sich vom Verständnis der Ökonomie von Wirtschaft als Markt emanzipiert.

Die Thematik des Sozialen Wandels greift der daran anschließende Beitrag von *Heinz-Jürgen Niedenzu* auf der Ebene der Theoriekonstruktion auf. Unter dem Titel *„Achsenzivilisationen und die Genese der Moderne im Lichte einer Theorie langfristigen sozialen Wandels“* geht er der Frage nach, wie eine dem rezenten Wissensstand adäquate Theorie soziokultureller Evolution aufgestellt sein müsste. Ausgehend von der Habermasschen Position zum Verhältnis von Geschichte im Sinne der Geschichtswissenschaft und von Evolution im Sinne einer soziologi-

schen Entwicklungstheorie skizziert er unter diesem Unterscheidungsaspekt die Eisenstadt'sche Diskussion der Achsenzivilisationen und deren Bedeutung für die Herausbildung der Moderne. Dabei ergibt sich dem Autor zufolge das virulente Problem, dass Eisenstadt seine Argumentation in keinen umfassenderen prozessual-evolutionären Kontext stellt und damit zentrale Fragen nach den Entstehungsbedingungen der Achsenzivilisationen sowie deren Veränderungspotentiale offen bleiben. Dies betrifft speziell die mangelnde Ausarbeitung der drei Hauptmerkmale evolutionärer Prozesse: Kreativität und Emergenz, Kontinuität und Bruch sowie Umweltbewährung. Der von Eisenstadt nur postulierte Weltbildwandel wird unter Bezugnahme auf die historisch-genetische Theorie präzisiert, bevor der Beitrag mit Folgerungen für die Ausarbeitung einer Theorie langfristigen sozialen Wandels schließt.

Der Themenkomplex Sozialer Wandel wird abgeschlossen mit dem Beitrag von *Rudolf Richter: „Veränderte Gesellschaft, veränderte Familien, veränderte Politik"*. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Familienpolitiken in Österreich, Schweden und der Schweiz werden auf der Grundlage empirischer Untersuchungen die Inanspruchnahme der Väterkarenz in diesen Ländern im Zusammenhang mit der jeweiligen Arbeits- und Berufswelt, den Bildungsabschlüssen sowie den Geschlechterrollen diskutiert. Es zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern. In Österreich behindern der große gender pay gap sowie ein hegemoniales Männerbild einen Wertewandel hin zu einer egalitären Partnerschaftsbeziehung; in Schweden nehmen die Männer mehr Elternzeit als in Österreich in Anspruch, liegen aber nichtsdestotrotz mit anteilig 25% deutlich hinter den Frauen; in der Schweiz gibt es keine überregionale Regelung, so dass kaum Karenzzeit genommen wird und wenn ja, der Kontakt zum Beruf aufrechterhalten bleibt. Der Beitrag schließt mit Empfehlungen zu einer neuen Familienpolitik vor dem Hintergrund veränderter Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Insbesondere der Ansatz familienpolitischer Maßnahmen an der Kernfamilie erscheint dabei als fragwürdig. Im Vordergrund sollten die täglichen Praktiken der Paare stehen, die unter gegebenen Rahmenbedingungen im Alltag zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung führen.

Die drei Beiträge im abschließenden 3. Hauptteil beschäftigen sich mit dem Themenkomplex von Psyche, Sexualität und Liebe.

Eröffnet wird die Diskussion von *Werner Ernst*, der sich in seinem Beitrag *„Geschlechtlichkeit, Neigungsimperative und Befriedigungsform"* mit dem Verhältnis von Sex und Gender unter triebtheoretischen Überlegungen auseinandersetzt. Er wendet sich gegen einen vereinseitigenden Reduktionismus in der Genderdebatte, sofern diese triebliche Aspekte ausblendet. Vielmehr möchte er Sex und Gender als vorlaufenden Zusammenhang fassen, wobei es gilt, den Gegensatz der Geschlechter offenzulegen und nicht zu tabuisieren sowie die Charakterisierung der Geschlechtlichkeit nicht mit Neigungsimperativen, also der sexuellen Ausrichtung, gleichzusetzen. Auch wenn Genderbestimmungen immer hinzutreten ist die Bestimmung

der Geschlechtlichkeit doch beizubehalten. Vor diesem Hintergrund erörtert der Autor sowohl die peniszentrierte Symbolmacht, die sich in männergeprägten Kulturmustern niederschlägt, als auch die feminine Symbolmacht mit typisierenden Frauensignifikanten. In der Geschlechtlichkeit erkennt er ein Aufeinander-angewiesen-Sein, eine Differenz, aber keine Trennung der Geschlechter. Im Vorlauf der Hervorbringung geht es vielmehr um Verbindung, um Zusammenhang. Die Geschlechterdebatte ist hingegen oft gekennzeichnet durch die unglückliche Vermischung von Geschlechtlichkeit und sexuellen Neigungen oder aber im Extremfall durch die kontrasexuelle Ersetzung von Geschlecht durch Gender.

Der Beitrag von *Max Haller* mit dem Titel *„Was ist Liebe? Ein wirklichkeitssoziologischer Zugang zu einem vernachlässigten Thema“* setzt sich kritisch mit dem soziologischen (Un-)Verständnis von Liebe auseinander. Wie eine Übersicht über Literatur und Stand der Forschung zeigt, handelt es sich um ein Randthema, dominieren in der Aufarbeitung von Partner-, Ehe- und Familienbeziehungen doch eindeutig Problemanalysen. Demgegenüber plädiert der Autor für eine soziologisch adäquate Erfassung des Phänomens ‚Liebe‘ mittels vierer Aspekte: emotionale, soziale, kognitive und ethisch-normative, die in unterschiedlicher Form und Gewichtung alle Liebesbeziehungen kennzeichnen. Von großer Bedeutung ist die Körperdimension und die sexuelle Interaktion, die in der Literatur eher unterbelichtet bleibt oder aber nur problematisierend aufgearbeitet wird, z.B. bei Foucault als Kontrolle des Körpers. Demgegenüber begreift Haller im Anschluss an die Weberschen Handlungsmotive Liebe und lieben als eine Form affektuellen oder emotionalen Handelns und expliziert diese mit Bezugnahme auf die genannten Aspekte. Das Ideal der romantischen Liebe ist mit gewissen Einschränkungen bzw. auch Ergänzungen als handlungsleitende Vorstellung nach wie vor sozial relevant. In seinem Fazit plädiert der Autor für eine stärkere Berücksichtigung der emotionalen Basis der Liebe in soziologischen Analysen von Partnerbeziehungen.

Um die Aufnahme psychoanalytischer Erkenntnisse in die soziologische Theorie geht es in dem Beitrag von *Johann August Schülein: „Strukturell-funktionale Theorie und Psychoanalyse. Die Pionierarbeit von Talcott Parsons“*. In einer werkgeschichtlich angelegten Rekonstruktion werden in einem ersten Teil das Anliegen von Parsons und die zentralen Kategorien und Erklärungsmuster (Handlungsbegriff; Systemvorstellung; funktionale Erfordernisse; pattern variables; AGIL-Schema) herausgearbeitet. Die zentrale Frage, die Parsons dann zur Einarbeitung der Freudschen Theorie treibt, die er auf der Modellebene als kompatibel mit seinem eigenen Ansatz einschätzt, ist das Problem, wie ein dem sozialen System adäquates Persönlichkeitssystem entsteht. Um diesem gerecht zu werden bedarf es einer Akkommodation, d.h. der Einarbeitung psychologischer Erkenntnisse in den eigenen soziologischen Kontext. Der Autor zeichnet nach, wo Parsons die Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und seinem eigenen Modell sozialer Systeme sieht und wo er sich von Freud abgrenzt. Die Verknüpfung von Psyche und sozialem System versteht Parsons als wechselseitige Beeinflussung und Durchdringung,

was auch bedeutet, dass es keine apriori existierende Psyche gibt. Dieses Konzept wird im Schlussteil an Parsons' Beispiel der Definition von Gesundheit und Krankheit vor dem Hintergrund der amerikanischen Werte und der Sozialstruktur dargestellt.

Abschließend möchten wir noch Alexander Fetz, Studierender unseres Masterstudiums „Soziologie: Soziale und politische Theorie", danken, der als studentische Hilfskraft des Institutes die mühsame Arbeit an der Erstellung des publikationsreifen Manuskriptes übernahm. Ebenfalls danken möchten wir Frau Carmen Drolshagen von der *innsbruck* university press, die uns in allen Phasen der Erstellung der Druckvorlage vorzüglich unterstützt hat.

Innsbruck, September 2016 Heinz-Jürgen Niedenzu und Helmut Staubmann

Teil I

Traditionen der kritischen Soziologie

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Wem „gehört“ Paul Lazarsfeld?

Anton Pelinka

Zusammenfassung: Paul Lazarsfeld (1901 – 1976) – einer der einflussreichsten Sozialwissenschafter des 20.Jahrhunderts – war Österreicher und Amerikaner, beeinflusst vom Austromarxismus des frühen 20.Jahrhunderts wie auch von der konsequent empirischen Orientierung der US-amerikanischen Soziologie. Seine Arbeiten hatten entscheidenden Einfluss auf die Wahlforschung und auf die Methodologie aller sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Er hatte seine Karriere in Wien begonnen und wurde ein auch international erfolgreicher Soziologe in den Vereinigten Staaten. Nach 1945, bereits einer der best bekannten US-amerikanischen Soziologen, hatte er entscheidenden Anteil bei der Etablierung sozialwissenschaftlicher Forschung, die in Europa so sehr in den 1930er und 1940er Jahren zu leiden hatte. Der Artikel zeigt die Vielseitigkeit einer der führenden wissenschaftlichen Persönlichkeiten seiner Zeit – ein Soziologe und ein Politikwissenschafter, ein europäischer Marxist und ein amerikanischer Empiriker: ein Forscher jenseits traditioneller Begrenzungen.

Schlüsselwörter: Austromarxismus, Wahlforschung, Marienthal, „Wahlen und Wähler“, “Voting”, Columbia Universität, Ford Foundation, Institut für Höhere Studien und wissenschaftliche Forschung (Wien)

Who „owns“ Paul Lazarsfeld?

Abstract: Paul Lazarsfeld – one of the most influential social scientist of the 20th century – had been Austrian and American, influenced by the Austromarxism of the beginning of the 20th century as well as by the strictly empirical orientation of the US-American sociology. His work had a decisive impact on electoral

A. Pelinka ✉
Central European University, Budapest
Nador utca 9, H 1051 Budapest
E.Mai: pelinkaa@ceu.edu

research and on the methodology of all social science disciplines. He had started his career in Vienna and succeeded as an internationally renowned sociologist in the United States. After 1945, already one of the best known sociologist in the US, he became instrumental in helping Austria to restart academic research which had suffered so much in Europe during the 1930s and 1940s. The article tries to demonstrate the complexity of one of the leading figures of academia in his time – a sociologist and a political scientist, a European Marxist and an American empiricist: a scholar beyond traditional borders.

Keywords: Austromarxism, Electoral Research, Marienthal, „The People's Choice", „Voting", Columbia University, Ford Foundation, Institute for Higher Studies and Academic Research (Vienna)

Paul Lazarsfeld war für die Entwicklung der Sozialwissenschaften in Österreich – und nicht nur in Österreich – von entscheidender Bedeutung. In seiner Kindheit und Jugend geprägt vom Austromarxismus, ließ er – halb freiwillig, halb gezwungen – Österreich hinter sich und wurde in den USA zu einer prägenden Persönlichkeit sozialwissenschaftlicher Forschung. Seine Orientierung an einer sich empirisch verstehenden Forschung macht erst bei näherem Hinsehen deutlich, dass er seine austromarxistischen Wurzeln, wie sie etwa in der Studie über die Arbeitslosen von Marienthal Anfang der 1930er Jahre in Forschung umgesetzt wurden, nie ganz aufgegeben hat.

Lazarsfeld war viele Jahre Professor für Soziologie an der Columbia University. Doch er war nicht nur für die Soziologie, er war auch und gerade für die Politikwissenschaft von bahnbrechender Bedeutung. Er (und sein Team) stellte die Weichen für die moderne Wahlforschung. Die Erhebungen vor und nach den US-Präsidentschaftswahlen 1940 und 1944 waren in ihrer methodischen Komplexität Neuland – und sie bleiben auch viele Jahrzehnte später noch immer prägend. „The People's Choice" und „Voting" sind Klassiker der empirischen Sozialforschung.

Lazarsfeld war vor allem auch durch seine Beiträge zur Methodologie der Sozialforschung prägend nicht nur für eine Disziplin. Die Kommunikationsforschung wurde ebenso von ihm beeinflusst wie die sozialwissenschaftliche Methodologie. Er war in der Mitte des 20. Jahrhunderts einer der weltweit bekanntesten Vertreter der Soziologie. Und die politikwissenschaftliche Forschung bedient sich bis heute der von ihm entwickelten Zugänge, das Wahlverhalten zu erklären. Lazarsfeld war in seiner Vielfalt wohl auch durch seine Studien und erste Forschungen in Österreich beeinflusst: Er promovierte in Mathematik, arbeitete in der angewandten psychologischen Forschung und war mit Maria Jahoda und Hans Zeisel Autor einer Studie, die im Gefolge der Wirtschaftskrise der Jahre um 1930 eine bis heute gültige Analyse der individuellen und sozialpsychologischen Folgen von Arbeitslosigkeit belegte. Lazarsfeld steht für die Notwendigkeit, die vorhandenen Abgrenzungen zwischen den verschiedenen Fächern nicht

als scharfe Grenzlinien zu verstehen, sondern als pragmatische Arbeitsteilung, die im Interesse wissenschaftlicher Erkenntnis immer und immer wieder zu überschreiten sind.

Lazarsfeld kehrte nach 1945 nicht nach Österreich zurück – zu wenig attraktiv wäre ihm ein Angebot einer österreichischen Universität gewesen, und zwar wohl weniger wegen der finanziellen und mehr wegen der strukturellen Rahmenbedingungen. Doch punktuell war er sehr wohl in Österreich tätig: Im Auftrag der Ford Foundation erstellte er eine Studie über die Situation der österreichischen Wissenschafts- und Intellektuellenszene – eine Szene, die durch die Politik des autoritären Regimes 1934 bis 1938 und des totalitären Nationalsozialismus 1938 bis 1945 die davor vorhandenen Erfolge österreichischer Intellektualität – wie sie von William Johnston (2006) und Carl Schorske (1980) beschrieben wurden – fast vollständig verschüttet war. Der fundamental kritische Tenor dieser Studie führte dazu, dass die Ford Foundation das Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung (IHS) in Wien gründen half und durch Jahre hindurch finanzierte. Dieses als post-graduate konzipierte Institut wurde ab den 1960er Jahren zu einer akademischen Stätte, die in den Fächern Ökonomie, Soziologie und Politikwissenschaft den österreichischen Wissenschaftsbetrieb schrittweise an die internationalen Standards heranführte.

Lazarsfeld – der Österreicher

Die Familie des 1901 geborenen Paul Lazarsfeld war das, was man im Wien dieser Zeit assimiliert, jüdisch, intellektuell nannte. Seine Mutter Sophie war Psychotherapeutin in der Tradition Alfred Adlers, sein Vater Robert war Jurist. Lazarsfeld begann noch als Schüler und dann als Student, sich in sozialistischen Zirkeln zu bewegen. Viele beschrieben den Lazarsfeld dieser Zeit als brillanten Marxisten. Ganz offenkundig war er in der Lage, Menschen zu begeistern. Und ebenso offenkundig interpretierte er die Widersprüche der Gesellschaft in einem marxistischen Sinn. Der Student Lazarsfeld zeigte bereits die Qualität eines motivierenden Lehrers – wohl nicht trotz, sondern wegen seines politischen Engagements.

An der Universität Wien studierte er Mathematik und promovierte mit einer Dissertation über mathematische Aspekte von Einsteins Gravitationstheorie. Damit hatte er Grundlagen seiner sozialwissenschaftlichen Methodologie schon früh demonstriert. Und er wirkte in einem Milieu, das ständig Grenzen überschritt. Er hatte engen Kontakt mit Vertretern der Schule der Philosophie und Wissenschaftstheorie des „Wiener Kreises“ – zu Personen wie Otto Neurath und Rudolf Carnap. An dem psychologischen Institut, das unter der Leitung von Charlotte und Karl Bühler stand, beteiligte er sich aktiv an empirischen Forschungsprojekten, darunter an frühen Studien über den Einfluss des Radios auf die Konsumgewohnheiten der Hörerinnen und Hörer.

Sein sowohl sozialistisches als auch sein wissenschaftliches Profil wurde in der 1932 von ihm, seiner Frau Maria Jahoda und Hans Zeisel veröffentlichten Studie über die Folgen struktureller Arbeitslosigkeit deutlich. Im kleinen Ort Marienthal, in der Nähe Wiens, zeigten Jahoda, Zeisel und Lazarsfeld auf, dass länger dauernde Arbeitslosigkeit die Persönlichkeit der Betroffenen verändert und so gesellschaftliche Zusammenhalte zerstört. Das junge Forscherteam hatte sich mitten in die Gesellschaft des Industriedorfes begeben – ein Beispiel für die Möglichkeiten der Methode einer an Teilnahme angrenzenden Beobachtung. (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975)

Lazarsfeld war jedenfalls intellektuell im klein gewordenen, republikanischen Österreich zuhause – vor allem aber im „Roten Wien", das zwischen 1920 und 1933 als Laboratorium des demokratischen Sozialismus galt. Doch sein bereits deutlich erkennbares wissenschaftliches Profil führte ihn schon 1933 nach Amerika: Ein Stipendium, das ihm eine Tätigkeit für Federal Emergency Relief Administration ermöglichte, war sein Einstieg in eine US-amerikanische Karriere. Positionen an der University of Newark und schließlich an der Columbia University erlaubten ihm, in den USA zu bleiben.

Lazarsfeld emigrierte, bevor er emigrieren musste. Er verließ ein Österreich, in dem die Regierung gerade daran ging, die demokratische und republikanische Verfassung zu zerstören. Und er kam in eine „Neue Welt", in der seinem wissenschaftlichen Erkenntnisdrang nun das alles offen stand, was sich so in Österreich nicht eröffnet hatte – und jedenfalls ab 1938 ihm nicht eröffnen hätte können.

An der Columbia University wurde er rasch zu einer der bekanntesten Persönlichkeiten der amerikanischen Sozialforschung. In enger Kooperation mit Robert K. Merton, der wie Lazarsfeld 1941 zum Professor am Department of Sociology ernannt worden war, entwickelte er – durchaus in Fortsetzung seiner ersten Forschungen in Wien zur Wirkung des neuen Mediums Radio – eine eigene Tradition, eine eigene „Schule" der Massenkommunikationsforschung.

Lazarsfelds explizit marxistische Jugend spielte für seine US-amerikanische Universitätskarriere keine erkennbare Rolle. Seine Kollegen – wie etwa Robert Merton und Seymour Martin Lipset – haben ihn nie als Marixsten gesehen, der er ja auch im engeren Sinne nicht war. (Lautman und Lécuyer 1998) Aber seine US-amerikanische Umgebung nahm auch kaum seine politischen Wurzeln im Wien des Austromarxismus wahr. Das deckte sich auch mit der Wahrnehmung in Österreich, nach 1945: Lazarsfeld, der im Auftrag der Ford Foundation kam, war ein prominenter Professor der Columbia Universität. Seine politische Rolle, seine wissenschaftlichen Anfänge in den 1920er und frühen 1930er Jahren waren vergessen – verschüttet wohl auch, weil praktisch alle, die daran erinnern hätten können, ermordet oder ins Exil getrieben worden waren.

Lazarsfeld – der Amerikaner

Lazarsfeld hatte ganz offensichtlich keine Schwierigkeiten, sich in das Milieu US-amerikanischer Intellektualität zu integrieren. Die US-amerikanischen Universitäten hatten in den 1940er Jahren bereits weitgehend die alten antijüdischen Vorurteile abgestreift. Columbia und die anderen „Ivy League“ Universitäten waren ein intellektueller „melting pot“ – zunehmend auch für Menschen afro-amerikanischer Herkunft, zunehmend auch für Frauen. Für einen europäischen Intellektuellen, der in Wien den alltäglichen Antisemitismus beobachten musste, war diese inkludierende Offenheit der USA wohl eine positive Erfahrung. Und dass er als (nicht-kommunistischer) Marxist sich in der Atmosphäre amerikanischer Forschungsstätten heimisch, sich aufgenommen fühlen konnte, trug wohl auch zur Relativierung von Lazarsfeld marxistischen Ansätzen bei.

Dass er diese Ansätze nicht zur Gänze aufgab, dass sie vor allem in seiner politischen Forschung zumindest indirekt erkennbar sind, spricht für die intellektuelle Fülle des Forschers Lazarsfeld. In den beiden Studien zu US-Präsidentschaftswahlen – 1940, „The People’s Choice“ (in deutscher Sprache veröffentlicht unter dem Titel „Wahlen und Wähler“) und 1948 („Voting“) – haben Lazarsfeld und sein Team methodisch und inhaltlich Neuland betreten: Methodisch vor allem durch die zeit- und geldaufwendige Technik der Mehrfachbefragung (einschließlich der Befragung einer Kontrollgruppe) – dadurch wurde verdeutlicht, dass der individuelle Wahlvorgang „nur“ eine bestimmte Momentaufnahme in der Abfolge in der Abfolge von Prozessen ist; und inhaltlich durch die kausale Verknüpfung von sozialen Bestimmungsfaktoren (Einkommen und Vermögen, Bildung, Ethnizität, Religion) und konkreter Wahlentscheidung. Vor allem das aufwendig analysierte, komplexe Phänomen der Mehrfachbindungen („cross pressures“) erlaubt einen tiefen Einblick in den Ablauf politischer Bewusstseinsbildung. (Berelson, Lazarsfeld und Gaudet 1969; Berelson, Lazarsfeld und McPhee 1968)

Nach 1945 dachte ganz offenkundig niemand in Österreich daran, den bereits etablierten und bekannten Amerikaner mit österreichischen Wurzeln nach Österreich zurück zu holen. Und vermutlich hätte Lazarsfeld auch gar nicht daran gedacht. Zu attraktiv waren seine Möglichkeiten, an der Columbia University zu lehren und zu forschen, um ein denkmögliches Angebot aus Österreich ihn zur Rückkehr bewegen zu können. Aber Lazarsfeld hatte sich mental nicht von Österreich verabschiedet. Als er in den 1950er Jahren im Auftrag der Ford Foundation Europa (und eben auch speziell Österreich) bereiste, um das intellektuelle Klima und das wissenschaftliche Potential in dem allmählich sich „normalisierenden“ Österreich zu studieren und entsprechende Empfehlungen zu formulieren, war sein Urteil über Österreich geradezu vernichtend: Österreich biete einer intellektuell neugierigen, leistungswilligen Generation kaum Möglichkeiten, sich in der Forschung und der akademischen Lehre zu etablieren – nur Anpassung an versteinerte Lager- und Parteistrukturen öffneten Karrieremöglichkeiten. (Marin 1978)

Diese Studie motivierte die Ford Foundation, in Wien das „Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung“ als Institution für postgraduale sozialwissenschaftliche Lehre und Forschung zu etablieren. Zunächst in den drei Disziplinen Ökonomie, Soziologie und Politikwissenschaft erhielten jüngere Österreicherinnen und Österreicher Möglichkeiten, wissenschaftliches Profil zu gewinnen – und das im Rahmen einer Struktur, die von der damals in Österreich üblichen Abhängigkeit im Rahmen des versteinerten Lehrer-Schüler-Verhältnisses nicht möglich war. Lazarsfeld leistete so einen wichtigen Beitrag für die Entwicklung der österreichischen Sozialwissenschaften, die sich an internationalen (nordamerikanischen, westeuropäischen) Standards orientierten.

Paul Lazarsfeld war zurückgekehrt – nicht auf Dauer; und er war nicht zurückgekehrt, um selbst zu dirigieren. Es war nicht die Rückkehr einer „alten Dame“, die Rache nehmen will. Lazarsfeld war zurückgekehrt, um zu helfen – und auch das nur punktuell, als gelegentlicher Gastvortragender an dem Institut, dessen Finanzierung er über die Ford Foundation ermöglicht hatte. In den letzten Jahren seines Lebens war Lazarsfeld ein wohlwollender Beobachter des von ihm mit geschaffenen Instituts, der bei seinen regelmäßigen Besuchen den Kontakt mit der neuen Generation österreichischer Sozialwissenschafterinnen und –wissenschaftern hielt. Er hatte einem Land, das sein wissenschaftliches Potential leichtfertig verspielt hatte – 1934 und mehr noch 1938 – geholfen, in die „international community“ der Sozialwissenschaften zurückzukehren.

Der Amerikaner Lazarsfeld half mit, das österreichische Geistesleben wieder dort anknüpfen zu lassen, wo es durch die politischen Erdbeben der ersten Hälfte des 20.Jahrhunderts in seiner Entwicklung unterbrochen worden war. Und er erreichte auch, dass sich ein gemeinsamer Nenner entwickeln konnte – die Gräben trennender Lagermentalitäten überspringend. Dass heute Sozialwissenschaften in Österreich nicht primär (partei-) politisch etikettierbar sind, dass sie denselben, internationalen Standards verpflichtet sind, das wäre wohl ohne Bürgerkrieg, Diktatur, Vertreibung und Holocaust im Laufe des 20.Jahrhunderts entstanden. Aber eine solche Entwicklung wurde gewaltsam unterbrochen. Dass sie wieder einsetzen konnte, dass sie verlorenes Terrain aufzuholen in der Lage war – das ist auch Personen wie Paul Lazarsfeld zu verdanken: einem Österreicher und Amerikaner, einem Soziologen und Politologen.

Lazarsfeld – der Kosmopolit

Paul Lazarsfeld entzieht sich einer einfachen, einer der üblichen Etikettierungen. War er Österreicher? Ja, aber – geboren und sozialisiert in der Schlussphase der Monarchie, als in den Jahren vor 1914 dem erkennbaren politischen Niedergang zum Trotz das intellektuelle und kulturelle Leben vor allem im Raum Wien einen Höhepunkt erreichte, wurde er – nicht nur gezwungen durch die politischen Änderungen in Österreich und Europa, sondern auch wegen seiner wissen-

schaftlichen Brillanz – zum US-Amerikaner. Aber er verlor nicht sein Interesse an diesem neuen, kleinen, nach Jahren der Irrungen ab 1945 nun wieder demokratischen Österreich – er setzte sich ein, dass dieses Österreich nicht in provinzieller Enge verblieb; dass es wissenschaftlich, dass es intellektuell wieder Teil eines globalen Wissenschaftsbetriebes werden konnte.

Lazarsfelds wissenschaftliche Erfolge unterstreichen, dass es nicht sinnvoll ist, zwischen amerikanischer und europäischer Kultur prinzipiell zu unterscheiden. Lazarsfeld war typischer Europäer – und er war typischer Amerikaner. Geprägt von der „alten“ Welt, wurde er auch von der „neuen“ Welt geprägt. Und er war mitverantwortlich, dass das eine mit dem anderen kausal verbunden blieb – die Wissenschaft auf der einen Seite des Atlantiks mit der auf der anderen Seite. In diesem Sinn steht Lazarsfeld für die Intellektualität eines global zu verstehenden Westens.

War Lazarsfeld Jude? In der Terminologie Adolf Hitlers und wohl auch Karl Luegers – ja. Aber nach allem, was wir wissen, war er kein „gläubiger“ Jude – er war Teil eines säkularen Bürgertums, dessen jüdische Wurzeln im Alltag dieses Milieus keine oder kaum eine Rolle spielte. Lazarsfeld ist nicht zu vereinnahmen – weder für noch gegen das Judentum. Lazarsfeld macht deutlich, dass in einer der individuellen Freiheit verpflichteten Gesellschaft die Identität eines Menschen letztlich von diesem und nur von diesem bestimmt wird.

War Lazarsfeld Marxist? In seiner vom Austromarxismus geprägten Jugend, in seiner Zeit in Österreich – ja. Aber schon seine Erfahrungen mit der empirischen Forschung an der Universität Wien, bei Charlotte Bühler; und auch die Forschungen über die Arbeitslosen von Marienthal – das alles demonstriert, dass Lazarsfeld sein vom Marxismus geprägtes Weltbild zwar nicht einfach aufgab, dass er es aber konsequent erweiterte. Wenn Marxismus nicht verstanden wird als ein deterministischer Reflex des (kulturellen) „Überbaues“ auf den sozioökonomischen „Unterbau“; wenn Marxismus verstanden wird als die nicht lösbare Verbindung zwischen auch und wesentlich sozioökonomischen Bestimmungsfaktoren und politischem Verhalten, dann spiegelt Lazarsfeld Zugang zur Wahlforschung ein Stück (aber eben nur ein Stück) eines nicht dogmatischen Verständnisses von Marxismus: Politisches Verhalten, determiniert auch und wesentlich von den sozialen (und eben auch ökonomischen) Positionen.

Diese müssen und sollen wohl auch nicht „Klasse“ genannt werden, und sie sind auch nicht dichotomisch als „herrschend“ oder „beherrscht“ zu verstehen. Aber Lazarsfeld steht für die empirisch abgesicherte Erkenntnis, dass sozioökonomische Strukturen, dass auch die Unterschiede von Einkommen und Vermögen maßgeblich politisches Bewusstsein und Verhalten beeinflussen. Das ist sicherlich nicht Marxismus im Sinne der leninistischen Variante. Und das ist auch nur sehr eingeschränkt dem etwa von Otto Bauer vertretenen Marxismus österreichischer Prägung entsprechend. Aber Lazarsfeld hat, bei all seinen Entwicklungen – die ihn über die marxistische Aufmüpfigkeit seiner Jugendjahre hinausgeführt haben, nicht einfach gebrochen mit einem marxistisch geprägten Vorverständnis von Gesellschaft und Politik. Er war jemand, der marxistische Denkansätze mit den Erkenntnissen empirischer Sozialforschung zu verbinden

verstand – ohne deshalb marxistische Etiketten zu verwenden. Lazarsfeld überwand nicht den (nicht-leninistischen) Marxismus, er ließ ihn nicht einfach als eine Art Jugendsünde hinter sich. Er führte den Marxismus weiter, öffnete ihn zur empirischen Sozialforschung und relativierte ihn so.

War Lazarsfeld Soziologe? In der Etikettierung seiner wissenschaftlichen Stellung, in den USA und vor allem an der Columbia University, selbstverständlich ja. Aber war er nur Soziologe? Von seinen Studien her war er zuerst einmal Mathematiker, dann war er Psychologe. Und von seinen Schriften her – vor allem in „The People's Choice" und „Voting" – war er auch Politologe. Es macht wohl keinen Sinn, am Beispiel Lazarsfeld nach eindeutigen, nachvollziehbaren Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen zu suchen, die eine klare Trennung zwischen dem einen und dem anderen und dem dritten Lazarsfeld erlauben würden.

Die Soziologie, wie sie Lazarsfeld vertrat, war und ist eine Art „Mutterschiff" aller Sozialwissenschaften. Aus der Soziologie heraus entwickeln sich die speziellen Forschungsfelder der Wirtschafts- und der Politikwissenschaft, der Kommunikationsforschung und der Sozialpsychologie. Diese Forschungsfelder bleiben aber verbunden durch ein gemeinsames Erkenntnisinteresse – und eine grundsätzlich gemeinsame Methodik.

Lazarsfelds Karriere dies- und jenseits des Atlantik und seine die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Fächer prägenden Forschungsergebnisse unterstreichen, dass eine Grenzziehung etwa zwischen Soziologie und Politikwissenschaft zwar aus pragmatisch-organisatorischen Gründen sinnvoll und notwendig erscheinen mag; dass aber eine solche Abgrenzung nicht die Sensibilität und Offenheit für das verhindern darf, was jeweils jenseits der ja oft sehr zufällig gezogenen Grenzen passiert. In diesem Sinne gehört Paul Lazarsfeld der Soziologie – aber eben nicht nur ihr.

Lazarsfeld war von Europa geprägt – und von Amerika. Die intellektuelle Lebendigkeit Zentraleuropas und speziell Wiens um 1900 bildeten den Hintergrund seiner Sozialisation. Die Offenheit und Großzügigkeit des US-amerikanischen Wissenschaftsbetriebes stellten die Bedingungen her, unter denen Lazarsfeld zu einem der bedeutendsten Sozialforscher des 20. Jahrhunderts werden konnte. Lazarsfeld war Amerikaner und Europäer. Und sein Leben verdeutlicht, dass nationale Etikettierungen letztlich bedeutungslos sind.

Lazarsfelds Leben ist ein einziges Plädoyer für ein postnationales, für ein kosmopolitisches Verständnis von Identität. Und Lazarsfeld wissenschaftliches Wirken ist ein ebensolches Plädoyer für ein Verständnis von Wissenschaft, das jede disziplinäre Verengungen hinter sich lässt.

Literatur

Berelson, Bernard R., Paul F. Lazarsfeld und William McPhee. 1968. *Voting. A Study of Opinion in a Presidential Campaign. 2nd ed.* Chicago: University of Chicago Press.

Berelson, Bernard R., Paul F. Lazarsfeld und Hazel Gaudet. 1969. *Wahlen und Wähler. Soziologie des Wahlverhaltens.* Darmstadt: Luchterhand.

Jahoda, Maria, Paul F. Larasfeld und Hans Zeisel. 1975. *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Johnston, William M. 2006. *Österreichsiche Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 – 1938.* Wien: Böhlau.

Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.) 2008. Paul Felix Lazarsfeld – Leben und Werk. Anstatt einer Biographie. Wien: Braumüller

Lautman, Jacques und Bernard-Pierre Lécuyer. (éds.) 1998. *Paul Lazarsfeld (1901 – 1976). La Sociologie de Vienne á New York.* Paris: L’Harmattan.

Marin, Bernd. 1978. *Politische Organisation sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeit. Fallstudie zum Institut für Höhere Studien – Wien.* Wien: Braumüller.

Schorske, Carl. 1980. *Fin-de-Siecle Vienna. Politics and Culture.* New York: Alfred A.Knopf.

Anton Pelinka, 1975 bis 2006 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck, seit 2006 Professor of Nationalism Studies and Political Science an der Central European University, Budapest. Veröffentlichungen zur Demokratietheorie, zur Europäischen Integration, zum Vergleich politischer Systeme und zum Politischen System Österreich.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Die öffentliche Soziologie und die Unmöglichkeit von Marienthal: Zu einigen Preglau-Thesen

Manfred Prisching

Zusammenfassung: Anhand der klassischen Studie über Marienthal hat Max Preglau im Rahmen einer Ausstellungseröffnung vor wenigen Jahren einen Vortrag gehalten, in dem er die aktuelle Lage der Soziologie in Österreich erörtert. Seine Ausführungen werden in der vorliegenden Arbeit in Thesen gefasst und mit dem Blick auf die gegenwärtige Universitätsentwicklung diskutiert und weitergeführt.

Schlüsselwörter: Marienthal, Soziologie, öffentliche Wissenschaft, Universität, Projekte

Public Sociology and the Impossibility of Marienthal. Some Preglau-Theses Revisited

Abstract: When the opening of an exposition about the classical Marienthal-book was celebrated in 2008 Max Preglau used the opportunity for considering the topical situation of sociology in Austria. His considerations will be reformulated in several propositions, and by taking a look at the present development of the universities these propositions will be discussed and elaborated.

Keywords: Marienthal, sociology, public science, university, projects

---

M. Prisching ✉
Universität Graz, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 15/G4, 8010 Graz, Österreich
E-Mail: manfred.prisching@uni-graz.at

Max Preglau hat im Jahr 2008 einen Vortrag, der aus Anlass der Eröffnung einer Ausstellung über die Marienthal-Studie (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1990) gehalten wurde und auf der Webpage des Grazer Archivs für die Geschichte der Soziologie Österreichs veröffentlicht ist (Preglau 2008), als Gelegenheit benutzt, über die aktuelle Situation der universitären Soziologie, insbesondere über ihren Bezug zu Politik und Öffentlichkeit, nachzudenken. Ich nehme seine Ausführungen zum Anlass, diese Thematik zu erörtern, da sie auch mit anderen seiner Interessen (von der kritischen Theorie über die Wissenschaftsforschung und den Besonderheiten einer postmodernen Politik bis zur allgemeinen Rolle der Soziologie) zusammenhängt.

Preglau stellt in seinem Vortrag Überlegungen darüber an, warum eine Studie wie jene über Marienthal eine derart nachhaltige Wirkung ausgeübt hat, dass sie sogar in den klassischen Kanon der Soziologie Eingang gefunden hat. Es ist seines Erachtens nicht nur die kreative Vielfalt der empirischen Methoden und die nüchterne Beobachtungsgabe der Forscher, sondern auch jene kritische Funktion der Sozialforschung, die gerade aus ihrer empirischen Vorurteilslosigkeit, aus ihrer empathischen Distanziertheit, aus ihrem sorgfältigen Hinschauen und Verstehen resultiert. Gerade dieser nüchterne Blick verschaffe jenen Menschen öffentliche Aufmerksamkeit und wenigstens symbolische Anerkennung, „[…] die in verbreiteter öffentlicher Ignoranz oder gar Verachtung, auf sich allein gestellt, ihre elende und verschämte Existenz zu fristen gezwungen waren […]", in einer Situation, in der die kapitalistische Durchdringung der Gesellschaft immer stärker zu dem zu führen begann, was Jürgen Habermas später als „Kolonialisierung der Lebenswelt" (Habermas 1988) bezeichnen sollte. Preglau gesteht Studien wie der Marienthal-Studie sogar eine Impulswirkung in dem Sinne zu, dass sie zu einer sozialstaatlichen Zähmung kapitalistischer Dynamik geführt und die Alltagswelt der Bürgerinnen und Bürger vor überfordernden Anpassungszwängen geschützt haben. Als Beispiel für eine derartige Sichtbarmachung gesellschaftlicher Zwänge und Beengtheiten bleibt seines Erachtens die Marienthal-Studie bis heute relevant – und er schließt die Frage an, ob die Soziologie heute noch in der Lage wäre, eine solche Studie durchzuführen. Im Hinblick auf diese Frage ist er allerdings skeptisch, und er nennt einige Gründe für seine Skepsis, die ich in der Folge als seine „Thesen" (wobei die Benennung dieser Thesen durch mich erfolgt) zitiere und diskutiere.

Wissenschafts-Zerklüftungs-These

Wir beginnen mit einem wissenschaftsimmanenten Problem: „Der Abstand zwischen den Disziplinen ist weiter fortgeschritten: Daher ist ein interdisziplinärer Zugang trotz vielfacher diesbezüglicher Postulate heute schwieriger geworden."

Da hat Max Preglau wohl recht. Die Sozialwissenschaften, insbesondere auch die Soziologie, haben einen Ausweitungs- und Differenzierungsprozess hinter sich gebracht, der dazu führt, dass sich Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler mit großer Intensität

ihren jeweiligen Spezialgebieten widmen. Nach der Mitte des 20. Jahrhunderts hat ein deutscher Soziologentag 6 bis 10 Vorträge aufgewiesen, die Protagonisten haben einander gekannt, alle Fachleute konnten lesen, was immer auf dem Gebiet der Soziologie publiziert worden ist, und tatsächlich waren sie auch über die benachbarten Disziplinen noch ziemlich gut informiert. Mittlerweile haben Soziologentage hunderte von Vorträgen im Programm; das aufgefächerte wissenschaftliche Repertoire wird an der Liste der Sektionen in den großen Fachgesellschaften und an der langen Liste spezieller wissenschaftlicher oder halbwissenschaftlicher Vereine sichtbar; selbst in den durch die Sektionen definierten Spezialgebieten erscheinen so viele Publikationen, dass man sie (auch wenn man sich auf Deutsch und Englisch beschränkt) nicht mehr lesen kann; und die Sektionen differenzieren sich weiter in Subsektionen, Arbeitsgemeinschaften oder andere der jeweiligen Abgrenzung dienliche Reviermarkierungen. Weitgehend wird dieser Expansions- und Differenzierungsprozess als „Professionalisierung“ oder „Normalisierung“ der Soziologie im Rahmen der Sozialwissenschaften begrüßt. Der Konkurrenzdruck wird stärker, die Karrieren werden unsicher, die ganze Situation unübersichtlich – da ist es allerdings auch von besonderer Bedeutung, wenn man seine (sei es auch nur vorgebliche) Originalität in immer weiter vorangetriebener Spezialisierungsemphase herausstreicht.

Das bedeutet zum ersten, dass die Relevanzkriterien sich verändern: Man muss seinen Platz behaupten, seine „Netzwerke“ und „Überlebensgemeinschaften“ enger knüpfen, seine Besonderheit inszenieren, in aktuelle Fragestellungen einsteigen – ganz unabhängig davon, ob die jeweiligen Fragen, Lösungen, Beschreibungen, Theorien oder Methoden nun an sich wichtig, brauchbar oder plausibel sind oder nicht. Wer bloß wissenschaftlich-intrinischen Motivationen folgt, hat nur in Ausnahmefällen eine Chance. Denn er muss ja auch an Themen und mit Methoden arbeiten, die sich in Projektanträgen und Evaluierungen bewähren – dabei ist er aber von den Gutachtern abhängig.

Es bedeutet zum zweiten, dass das Ganze der Gesellschaft aus dem Blick gerät: die großen Entwicklungslinien, die gegenwartsanalytischen Entwürfe, denen man aus der Sicht der jeweiligen thematischen oder methodischen Parzelle jeweils vorwerfen kann, allzu sehr über den Dingen zu schweben. Da man bekanntlich nur sehen kann, was man sehen kann, bedeutet der mit der Absteckung des Mini-Claims verbundene Aufwand aber auch, dass Kraft und Zeit nicht mehr aufgebracht werden können, sich weithin über soziologische Themen zu informieren – die Soziologinnen und Soziologen werden im Laufe der Zeit so „ungebildet“, dass es ohnehin besser sein mag, wenn sie sich in ihren Nischen verkriechen, ohne in der Öffentlichkeit einen schlechten Eindruck zu hinterlassen.

Politik-Distanzierungs-These

Die zweite Preglau-These betrifft die Außenbeziehungen der Soziologie: „Die Differenzierung zwischen Sozialwissenschaft und Politik hat zugenommen, das Interesse der WissenschafterInnen an politischen Problemen und das Interesse der Politik an Ergebnissen der Sozialwissenschaft ist geringer geworden."

Das ist eine Klage, die nicht neu ist. Schließlich hat sich die Soziologie erst nach dem Zweiten Weltkrieg soweit professionalisiert, dass sie der Politik und der Administration ihren Beitrag zum „Herrschaftswissen" (Scheler 1968) andienen konnte. Die sechziger und siebziger Jahre waren dabei besonders ambivalent. Auf der einen Seite waren es die Jahre einer technokratischen Überschätzung – die Soziologinnen und Soziologen waren der Überzeugung, dass es nur noch einiger Studien bedürfe, um auf dem Wege zur Optimierung der Gesellschaft tüchtig voranzukommen (Schelsky 1979). Auf der anderen Seite waren es die Jahre einer marxistischen Pandemie, die – ganz im Gegensatz zur technokratischen Version – die Verderbnis der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft in den düstersten Farben malte und eher auf die große Verweigerung statt auf konstruktiv-reformerische Mitwirkung abzielte.

Beide Zugänge haben sich im Laufe der Jahre in ihrer Überzeugungskraft relativiert und in ihrer Wirksamkeit reduziert. Die technokratische Hybris ist dahingeschmolzen, trotz mancher Besserwisserei aus sozialwissenschaftlichen Revieren. Die Attraktivität marxistischer Argumente ist beinahe vollständig verschwunden, zusammen mit dem Untergang des bolschewistischen Imperiums. Es bleibt das reformistische Anliegen, zu dem die Soziologie nach Ansicht ihrer Akteure durchaus manche Beiträge leisten könnte. Aber in dieser Hinsicht hat sich in der Tat ein „Normalisierungsprozess" vollzogen: Für eine politische Visionendiskussion (kritische Gesellschaftsanalyse), aber auch für die administrative Machbarkeitsebene (Bereitstellung von Lösungen) mag die Soziologie weniger bedeutsam geworden sein, in den allgemeinen Projekten und Prozessen ist sie als Fach jedoch viel weniger umstritten als noch vor einigen Jahrzehnten. Es gehört beispielsweise eher schon zum Handwerkszeug, dass bei technischen Projekten aus dem IT-Bereich, dem Stadt- oder dem Architekturbereich eine „sozialwissenschaftliche Begleitung" zu erfolgen hat; es gehört ebenso zum normalen Instrumentarium jedes Managements, von Zeit zu Zeit eine Kundenbefragung durchzuführen, ob es sich nun um die städtischen Verkehrsbetriebe oder um die Landeskrankenhäuser handelt; und bei diversen öffentlichen Ereignissen werden auch Soziologinnen und Soziologen um Interviews gebeten, ohne dass man sie von vornherein in der Rolle vermutet, eine grundsätzliche Antisystem-Haltung einzunehmen (Politikwissenschaftler geben ja ebenfalls ständig ihre Kommentare zu politischen Events oder Wahlen ab.) „Normalisierung" dieser Art bedeutet aber auch eine Abnahme des Spektakulären. Soziologie ist nicht mehr aufsehenerregend, aber das hat auch sein Gutes. Die Normalisierung mag von manchen als eine Art von Arrangement mit den Machthabern der bestehenden Ord-

nung angesehen werden, aber man kann nicht immer beides haben: konkrete Wirksamkeit und konsequente Antihaltung.

Drittmittel-Dominanz-These

Die dritte Preglau-These bezieht sich auf eine voranschreitende Neuordnung des gesamten akademischen Bereichs: „Verstärkte Drittmittelabhängigkeit der Forschung bindet Forschung stärker an die privaten Interessen finanzkräftiger Auftraggeber oder an die rein innerwissenschaftlichen Qualitäts- und Relevanzkriterien der öffentlichen Fördergeber."

In der Tat schreitet die Neudefinition dessen, was eine „Universität" sein soll, voran. Die „Selbstverständlichkeiten" sind im öffentlichen Diskurs verändert worden. Früher ging es in der Wissenschaft um Erkenntnis, Wahrheit, Fortschritt, Aufklärung, auch wenn die Wichtigkeit von Fortschritten in der Medizin betont und ein paar neue elektronische Geräte positiv geschätzt wurden. Wenn heute von „neuen Erkenntnissen" die Rede ist, dann ist normalerweise der Beitrag der Wissenschaft zu „neuen Produkten" gemeint. Wenn man vom „Fortschritt" spricht, dann ist damit jenes wirtschaftliche Wachstum gemeint, welches nur durch wissenschaftsinduzierte Innovationsdynamik erzielt werden kann. Diese äußere Bindung der wesentlichen Wissenschaftsbereiche an die wirtschaftliche Entwicklung entspricht zugleich einer Neugestaltung der Logik wissenschaftlicher Forschungsprozesse: Das „Projektprinzip" bindet die Forschungsfinanzierung an Anträge und Evaluierungen, an konkrete Vorhaben und deren zeitlich begrenzte Umsetzung (und lässt die Transaktionskosten explodieren).

Im paradoxer Weise ist die Soziologie von der Abhängigkeit von privaten bzw. privatwirtschaftlichen Drittmitteln weniger betroffen, da sich das Bestreben privater Geldgeber, sozialwissenschaftliche Projekte zu finanzieren, ohnehin in Grenzen hält. Bei der Soziologie kommt selten etwas heraus, mit dem man unmittelbar Geld verdienen kann. Natürlich kann man bei den bereits erwähnten Kleinprojekten die Interessen der Auftraggeber nicht völlig außer Acht lassen: Mit einer Patientenbefragung, in der sich das Krankenhaus durchwegs als Desaster erweist, wird man als Studienlieferant für die Zukunft nicht punkten können; aber solche Ergebnisse gibt es auch bei seriöser Wissenschaftlichkeit üblicherweise ohnehin nicht. Viel problematischer für die Soziologie (und andere Sozialwissenschaften) sind zwei andere Aspekte. Erstens bedeutet die Orientierung auf wirtschaftliche Verwertbarkeit, dass für die Sozialwissenschaften weniger Geld zur Verfügung steht. Sie sind schon immer die „ärmeren Verwandten" im Vergleich zu Naturwissenschaften und Technik, zu Biologie und Medizin gewesen; aber durch die forcierte Utilitarisierung ergibt sich ein noch stärkerer Trend, die Ressourcen in die „brauchbaren" Disziplinen zu kanalisieren. Zweitens ist es die hegemoniale Gestalt naturwissenschaftlicher Projektförmigkeit, die von der Politik und von Förderinstitutionen als grundsätzlich gültiges Modell für

jede Art wissenschaftlicher Arbeit genommen wird. Sie ist zwar für die meisten sozialwissenschaftlichen Projekte sinnlos, in manchen Fällen sogar schädlich, aber sie gilt als *best practice*. Solche wissenschaftlichen Moden sind oft auf ziemlich lange Zeit resistent gegen praktische Argumente und empirische Evidenz. Es handelt sich um Praktiken, die keiner Begründung oder Legitimierung bedürfen – „man macht das so", wenn man auf der Höhe der Zeit sein will. Dass dabei mögliche Leistungen der Sozialwissenschaften verspielt werden, wird für die als „richtig" angesehenen Praktiken noch lange nicht wirksam werden.

Preglau beklagt in einer zugehörigen These die sozialwissenschaftliche Innenschau:

> „Die Praxis der Evaluation und der ‚indikatorengesteuerten Ressourcenzuwendung' an den reformierten Universitäten erzwingt die Ausrichtung der Forschungstätigkeit der ForscherInnen an wissenschaftsinternen Evaluierungskriterien, in denen ‚Wissenstransfer' und ‚Praxisrelevanz' ebenfalls eine nur untergeordnete Rolle spielen."

Der Vorwurf zielt gewissermaßen in die Gegenrichtung: Es seien nicht äußerliche (privatwirtschaftliche) Relevanzkriterien, die für eine Projektfinanzierung wichtig seien, sondern innerwissenschaftliche Kriterien, die jeden Praxisbezug vermissen lassen. Vermutlich handelt es sich jedoch um einen anderen Praxisbezug als jenen, der in der These von der Dominanz der Finanzierungsgeber angesprochen wird. Gemeint ist offensichtlich ein innerwissenschaftlich determinierter Praxisbezug, der auch kritische Analysen zulässt, im Unterschied zum extern determinierten Praxisbezug, der einfach praktische Verwertbarkeit im Auge hat. Insoweit hat Preglau auch wieder recht: Man hat nicht den Eindruck, dass alle kulturwissenschaftlichen Studien einen wesentlichen Beitrag zum Selbstverständnis einer spätmodernen Gesellschaft zu leisten imstande sind.

Es dürfte so sein, dass beide Varianten gleichzeitig vorkommen: die Einschränkung bestimmter Praxisrelevanz durch Auftraggeberlogik und die Einschränkung bestimmter Praxisrelevanz durch innerwissenschaftliche Spielerei. Auf der einen Seite gibt es einen Projektbetrieb, der mit Auftraggebern zurecht kommen muss, die ihrerseits unter zunehmendem Rechtfertigungsdruck stehen. Aber das ist eher der Bereich „kleiner Projekte" im Bereich der angewandten Soziologie. Auf der anderen Seite gibt es starke Tendenzen in der Soziologie, sich tatsächlich in einen „spielerischen" Bereich hinein zu bewegen, der jede praktische Relevanz für das Leben der Menschen vermissen lässt; der Anteil an „Glasperlenspielen" im Rahmen der Soziologie hat zugenommen. Über Jahrzehnte hat sich die Soziologie beispielsweise so gut wie gar nicht mit Wirtschaftssoziologie beschäftigt (bzw. sie hat unter Wirtschaftssoziologie bloß die herkömmlichen Themen von Armut und Ungleichheit, allenfalls auch Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik verstanden); da war es nicht verwunderlich, dass die Ökonomen das gesamte Feld beherrschten und die Soziologen zur großen Wirtschaftskrise ebenso wenig zu sagen hatten wie die Volkswirte. Erst langsam beginnt sich ein wirtschaftssoziologisches Leben wieder zu regen, das mit

ernsthafter Analyse statt mit pauschaler Systemkritik zu tun hat. Aber die Frage nach der Platzierung der Soziologie zwischen „Auftragslieferung" und „Glasperlenspiel" bleibt interessant.

Aufklärungsverzichts-These

Eine vierte These Preglaus schließt an die Projektlogik an: „Der Systemwandel der Universität von der öffentlichen Anstalt im Interesse der individuellen und gesellschaftlichen Emanzipation durch Bildung durch Wissenschaft, die von der Humboldtschen Universitätsreform an bis zur demokratischen Hochschulreform der 1970er Jahre Leitbildcharakter hatte, zum quasi-privaten ‚Forschungsunternehmen' hat neben der inneren universitären Demokratie auch die Funktion der gesellschaftlichen Aufklärung an den Rand gedrängt: Die Universitäten treten nicht mehr als ‚Sprachrohr stummen Leidens' und als ‚Anwälte der Schwachen' öffentlich in Erscheinung und schreiten der Gesellschaft nicht mehr ‚mit der Fackel voran' (Ernst Bloch); statt dessen betreiben sie mehr oder weniger professionelles ‚Public Relations' à la ‚Lange Nacht der Forschung', in der es darum geht, mit mehr oder weniger spektakulären Show-Auftritten um die Gunst des Publikums zu werben, das ja mit seinen Steuern für den Wissenschaftsbetrieb aufkommt."

Dieser Vorwurf apostrophiert die fundamentale Identität einer Universität. Und es ist richtig, dass Kategorien wie Emanzipation, Bildung durch Wissenschaft, Unterfütterung demokratischen Bewusstseins, Reflexivität und Urteilsfähigkeit durch akademische Kompetenz und derlei Hinweise mehr als Elemente des gegenwärtigen Diskurses über Universitäten praktisch verschwunden sind. Dass eine solche Orientierung mehr oder minder gleichgesetzt wird mit dem Engagement für Leiden und Schwäche, mit der wegweisenden „Fackel", scheint mir weniger überzeugend. Marienthal war auch nicht ein Fanal, ein Aufruf, eine Führungsanmaßung, sondern solide Wissenschaft. Es wurde dargestellt, wie es war. Marienthal war weder Parteiprogramm noch Revolutionsaufruf. Zudem habe ich nicht den Eindruck, dass die meisten Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, die ich kenne, zu politischen Führungsgestalten berufen wären. „Aufklärung" liegt tatsächlich nicht unbedingt an der Spitze universitärer Selbstbeschreibungen, aber sie geschieht anders als durch Fackelzüge.

Preglau hat den Eindruck, dass die kritische Praxisrelevanz auch durch die vorherrschende Methodik eingeschränkt wird: „Ein ‚positivistisches' Methodenideal weist eher in Richtung Neutralität / Distanz vom Forschungsobjekt und Abstinenz der ForscherInnen." Man kann nun allerdings darüber diskutieren, ob es nicht gerade zu den Stärken der Marienthal-Studie gehört, dass sie im Grunde weitgehend einem positivistischen Methodenideal folgt. Es wird (mit vielfältigen Methoden) geschildert, wie das Leben ist, ganz nüchtern, ganz einfach. (Natürlich wissen wir, dass die reine Objektivität immer ein Ideal ist, das niemals erreichbar ist, dass es vielmehr immer wesentliche „konstruktive" Elemente gibt.) Es gibt natürlich weite Bereiche der Soziologie, in denen mit immer weiter verfeinerten Methoden triviale empirische Ergebnisse

produziert werden, die einer soliden Interpretation ermangeln – und solche Arbeiten erscheinen in den besten Publikationsorganen. Umgekehrt sind weite Bereiche der Soziologie von positivistischen Empfehlungen ziemlich unbeeindruckt, es gibt nicht so selten massive ideologische Proklamationen, von den feministischen bis zu den postkolonialen Ansätzen und überhaupt in weiten Bereichen kulturforscherischer Bemühungen. Eine wirkliche positivistische Einengung, im Sinne einer kruden empirisch-statistischen Kausalmodellierung nach dem Vorbild der Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts, wäre natürlich tatsächlich katastrophal, aber sie wird nur von wenigen Vertretern des Faches verlangt, die von der gesellschaftlichen Wirklichkeit weit entfernt agieren. Ihnen sind auch Autoren wie Dahrendorf und Giddens, Bourdieu und Beck, Joas und Gross ein Dorn im Auge. Freilich wäre ein bisschen mehr „Intellektualität" in der soziologischen Szene auch kein Fehler.

Die Fackel-Vorstellung entspricht nun allerdings der Engagiertheitssoziologie Michael Burawoys, der in seinem bekannten Plädoyer für eine Öffentlichkeitsorientierung der Soziologie neben der professionellen Soziologie, der Politikberatung und der kritischen Soziologie die Kategorie der *public sociology* so verstanden hat, dass hierbei das Bekenntnis für soziale Gerechtigkeit, politische Gleichheit, zwischenmenschliche Anerkennung und persönliche Emanzipation tragend sein soll (Burawoy 2005). Das ist freilich nicht jene öffentliche „Nachfrage" nach soziologischer Information und Interpretation, der ich in zahlreichen Vorträgen und Interviews in der sozialen Wirklichkeit begegne. Die Öffentlichkeit will keine geistigen Sozialarbeiter und Polit-Coaches, keine Comtesche Priesterherrschaft, sie will in erster Linie wissen, was los ist – da draußen in dieser unübersichtlichen Gesellschaft im allgemeinen oder in Bezug auf spezifische Entwicklungen in bestimmten Lebensbereichen (Bude 2005). Das ist auch mit klassischen Aufklärungsideen verträglich: Durchblick bekommen, Reflexivität erhöhen, Orientierung ermöglichen. Dabei ist auch Urteilskraft gefragt.

Dass allerdings die Annäherung der Universität an die Gesellschaft nicht unter diesen Gesichtspunkten steht, sondern, wie Max Preglau mit Recht sagt, unter Marketing-Gesichtspunkten geschieht, ist nicht zu leugnen (Kieser 2010). Es hat sich ein umfangreiches Instrumentarium entwickelt, welches „unternehmerische Universitäten" (Maasen und Weingart 2006) in ihrem Portefeuille haben müssen, wenn sie in ihren Leistungsvereinbarungen und Evaluierungen gut aussteigen wollen. Dazu gehört die Betreuung von Kindern, Älteren, Behinderten, die Obsorge für ökologische und ethnische Anliegen, die Wissenschaftsvermittlung durch alle möglichen Spektakel, Philosophieren im Kindergarten und Politisieren im Beisel, Weiterbildung und Didaktik für alle, Schreibnächte und offene Türen, Qualitätsmanagement und Forschungsmanagement, irgendetwas Künstlerisches und irgendetwas Kooperatives, viel darstellbar Internationales und imponierend Vernetztes – und was es halt sonst noch so gibt. Das hat Logik: Die Leistung einer Autofirma kann leicht besichtigt werden, ebenso wie die Leistung eines Supermarktes oder eines Friseurs; die Universität tut sich mit der Darstellung ihrer Leistung „Wissenschaft" schwer. Wenn aber die Kernleistungen einer Organisation nicht darstellbar sind, weichen Orga-

nisationen auf Sekundärleistungen aus. Im Falle eines Krankenhauses sind es schöne Aufenthaltsräume, Menüauswahl, Kinderbetreuungsprogramme und dergleichen; im Falle der Universität sind es Events, die für jeden, der mit Wissenschaft nicht viel anfangen kann, verstehbar sind (Perrow 1961). Das Repertoire solcher Events entwickelt sich im Konkurrenzkampf der Universitäten zu einem verpflichtenden Basisprogramm, mittels dessen die Selbstdarstellung in ständiger Abfolge allgemein verständlich erfolgt, auch wenn dadurch zur gleichen Zeit verstellt wird, was denn Wissenschaft eigentlich sei; mit dem fatalen Nebeneffekt, dass der budgetäre Inszenierungsaufwand anteilsmäßig steigen muss.

Schlussbemerkung

Es ist vielleicht eine allzu pessimistische Sicht, wenn Max Preglau meint, die Soziologie wäre nicht in der Lage, eine Studie wie jene von Marienthal heute durchzuführen; es gibt schon verschiedentlich (auch im deutschsprachigen, stärker noch im englischsprachigen Raum) beeindruckende Bücher und Aufsätze. Aber die Belebung und Normalisierung der Soziologie wird auch konterkariert durch Entwicklungen, die einen wesentlichen „Spielraum nach oben“ (zu einer hochwertigen, interessanten, praxisrelevanten Soziologie) als plausibel erscheinen lassen. Marienthal (Müller 2008) ist mit Recht ein Klassiker geworden.

Literaturverzeichnis

Bude, Heinz. 2005. Kommentar zu Michael Burawoy: Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. *Soziale Welt* 56 (4): 375–380.

Burawoy, Michael. 2005. For Public Sociology. *Soziale Welt* 56 (4): 347–374.

Habermas, Jürgen. 1988. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel. 1990. *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit.* 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kieser, Alfred. 2010. Unternehmen Wissenschaft? *Leviathan* 38: 347–367.

Maasen, Sabine und Peter Weingart. 2006. Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur. *die hochschule* (1): 19–45.

Müller, Reinhard. 2008. *Marienthal. Das Dorf, die Arbeitslosen, die Studie*. Innsbruck: Studien-Verlag.

Perrow, Charles. 1961. Organizational Prestige. Some Functions and Dysfunctions. *American Journal of Sociology* 66 (4): 335–341.

Preglau, Max. 2008. „Die Arbeitslosen von Marienthal“ – 1. Warum ist diese Studie bis heute gesellschaftlich relevant? – 2. Wäre die Soziologie heute noch in der Lage, solch eine Studie durchzuführen?

Auszug aus einem Referat, gehalten in Innsbruck am 10. November 2008. http://agso.uni-graz.at/marienthal/bibliothek/preglau_max_2008/1.htm

Scheler, Max. 1968. Die Formen des Wissens und die Bildung. (erstmals 1925). In: *Philosophische Weltanschauung*. 3. durchges. Aufl., hsrg. Max Scheler, 16–68. Bern u. a.: Francke.

Schelsky, Helmut. 1979. *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie der Bundesrepublik*. München: Goldmann.

Manfred Prisching, geboren 1950 in Bruck/Mur, Studium der Volkswirtschaftslehre und der Rechtswissenschaften, Habilitation in Soziologie, Professor am Institut für Soziologie an der Universität Graz, Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied des Österreichischen Wissenschaftsrates.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Kritische Theorie, Systemtheorie und der Treibsand der Soziologie[1]

Helmut Staubmann

Zusammenfassung: In der Soziologiegeschichte gilt die Tradition systemtheoretischer Soziologie, wie sie im Gefolge von Talcott Parsons entwickelt wurde, als eine affirmative Theorie, deren Unzulänglichkeiten von verschiedenen Strömungen kritischer Theorie aufgedeckt und korrigiert wurden. Der Aufsatz zeigt die Einseitigkeit dieser Interpretation. Ein Grundmotiv sowohl der Kritischen Theorie als auch der systemtheoretischen Soziologie ist der Versuch einer Syntheseleistung unterschiedlicher geistesgeschichtlicher Strömungen und Teildisziplinen der Humanwissenschaften. Sie mündeten zwar in unterschiedlichen Versionen von Gesellschafts- und Handlungstheorien, gemeinsam ist ihnen aber eine Opposition zur gegenwärtig vorherrschenden Fragmentierung und empiristischen Ausrichtung soziologischer Praxis. Am Beispiel des Lebenswerkes von Harold J. Bershady wird sowohl die Verbindung eines kritischen Anspruches mit systemtheoretischer Handlungstheorie deutlich als auch die Bedeutung eines einheitlichen theoretischen Bezugsrahmens und die Notwendigkeit von dessen kritischer Weiterentwicklung.

Schlüsselwörter: Handlungstheorie, Kritische Theorie, Marxismus, Systemtheorie, Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften

1 Der Beitrag basiert auf einer bearbeiteten Übersetzung meines Besprechungsessays: Staubmann, Helmut. 2015. Marx, Parsons, and the Quicksands of History. Harold J. Bershady's Intellectual and Personal Life Journey. *European Journal of Cultural and Political Sociology* 2: 56-61

H. Staubmann ✉
Universität Innsbruck, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 15, 6020 Innsbruck, Österreich
E-Mail: helmut.staubmann@uibk.ac.at

Critical Theory, Systems Theory and the Quicksands of Sociology

Abstract: In the common historiography of sociology, the tradition of systems-theoretical sociology as it was developed by and in the wake of Talcott Parsons is characterized as an affirmative ideology, the shortcomings of which were uncovered and corrected by various currents of critical thought. The essay demonstrates the one-sidedness of this interpretation. A basic motif, both, of critical theory as well as of systems theory, is the attempt at reaching a synthesis of different currents in the history of thought and of subdisciplines of the humanities. Although they resulted in different versions of action theory and theories of society they share a common opposition to the contemporary dominating fragmentation of sociological praxis. At the example of the life work of Harold J. Bershady, the linking of critique and action theory becomes evident as well as the meaning of a unified theoretical frame of reference and the necessity of its critical further elaboration.

Keywords: Action Theory, Critical Theory, Marxism, Philosophy of the Social Sciences, Systems-Theory

Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, so der Titel eines von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann gemeinsam verfassten Buches (1971) scheint im Common Sense der soziologischen Geschichtsschreibung die disjunkte Alternative von kritischer und systemtheoretischer Orientierung auf den Punkt zu bringen. Luhmann wird dabei von seinem Kontrahenten die unkritische funktionale Beschreibung der Gesellschaft und damit die Legitimation bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse attestiert. Mit der Fortführung des Funktionalismus seines frühen Lehrers Talcott Parsons hat Luhmann auch das Erbe einer Kritik getragen, die sich zunächst einmal an dessen Werk entzündet hatte. Die wichtigste Quelle zeitgenössischer Erkenntnis, Wikipedia, stellt das Parsonssche Werk, wenn man so will, entsprechend defizitär dar: es könne weder Konflikte noch sozialen Wandel erfassen und sei auch sonst das Gegenstück progressiver intellektueller Strömungen. Dass eine Theorie mit einem solchen Label nicht mehr nachgefragt wird, ist wohl nicht verwunderlich. „Who now reads Parsons?“ hatte Jeffrey Alexander einen Vortrag zum Status des Funktionalismus begonnen in Anspielung an eine Formulierung Parsons’ zu Herbert Spencer in der Einleitung zu *The Structure of Social Action* (1937).

Wenn man den zeitgenössischen Theoriediskus betrachtet, so scheint das Schicksal, das das Parsonssche Werk ereilte, aber auch seine ehemaligen Kontrahenten, jedenfalls einige sehr prominente, ereilt zu haben. Um auf die berühmte Kontroverse zwischen Luhmann und Habermas zurückzukommen, so ist die Präsenz beider Werke in der Soziologie stark zurückgegangen. Die zentrale historische Achse der kritischen Theorie, nämlich Adorno und Habermas, spielt in der gegenwärtigen Soziologie nur mehr eine untergeordnete Rolle. Einige Konzepte von Pierre Bourdieu und Michel Foucault und vor allem empirische Forschung auf Basis von „grounded

theory“ sind in die Lücke nachgerückt. Die Bruchstelle scheint nicht mehr affirmativ versus kritisch sondern „grand theory“ versus ad-hoc Forschung. War letztere noch in der Tradition der klassischen kritischen Theorie als affirmativ verpönt, so ist diese nun in eine Allianz mit neueren Formen von Gesellschaftskritik eingetreten.

Die Dynamik dieser Entwicklung möchte ich in der Folge am Beispiel des Lebenswerkes von Harold J. Bershady darlegen[2]. Bershady zählt zum engeren Kreis von Parsons-Schülern. Er hat sich vor allem mit wissenssoziologischen Fragen und Fragen der Ideologie befasst. 2014 ist seine Autobiographie erschienen, die seine eigene intellektuelle Entwicklung im Kontext der gesellschaftlichen Ereignisse nachzeichnet. *When Marx Mattered*, so der Titel der Autobiographie, stellt die gängige Darstellung des quasi natürlichen Gegensatzes von gesellschaftskritischem Anspruch und systemtheoretisch-funktionaler Theorie in Frage.

Die historischen Fakten zur Entwicklung der Parsonsschen Theorie des Handelns und der Rolle Parsons’ in den soziopolitischen Kernthemen des 20. Jahrhunderts sowie seiner Schülerinnen widersprechen auch völlig dem vorherrschenden Bild. Parsons hatte sich in wissenschaftlichen Arbeiten und in seinen praktischen politischen Aktivitäten gegen die totalitären Strömungen in Europa gestellt, insbesondere gegen den Nationalsozialismus (s. Gerhardt hrsg. 1992) und hatte sich für den Wiederaufbau eines demokratischen Europas eingesetzt. Er half vertriebenen Europäern in den USA Fuß zu fassen, unter anderem Theodor W. Adorno und sah in der Wiedereröffnung des Frankfurter Institutes für Sozialforschung unter Leitung von Max Horkheimer eine wichtige Maßnahme zur intellektuellen Konsolidierung in Deutschland (vgl. Parsons 1953). Entsprechend lud ihn Horkheimer auch nach Frankfurt und zur Mitarbeit am *Journal für Sozialforschung* ein (vgl. Horkheimer 1953). Diese Aktivitäten waren für Parsons eine Art „Marshall-Plan des Geistes“ (s. Staubmann und Tschernitz 2016). Auch das Salzburg Seminar in American Studies zählte dazu, an dem Parsons in den Nachkriegsjahren dreimal als Gastprofessor tätig war und dort unter anderem den jungen Ralf Dahrendorf unterrichtete[3]. Innenpolitisch unterstützte Parsons den Kampf um die Rechte der Schwarzen in den USA und war in der McCarthy Ära mit Anschuldigungen kommunistischer Agitation konfrontiert. Viele bedeutende SozialwissenschafterInnen, deren Arbeiten heute als Gegenposition zu Parsonsschen Handlungstheorie angesehen werden, hatten von ihm wichtige Anregungen erhalten. So schrieb Clifford Geertz 1974 in einem Brief freimütig an seinen Lehrer: „I have learned more from you

2 Erwähnt sei auch, dass Harold Bershady mein „Sponsor“, wie es im Amerikanischen heißt, in meiner Zeit (1996-97) als Visiting Scholar an der University of Pennsylvania war. Es haben sich daraus eine Reihe von Kooperationen ergeben. Unter anderem war er 1999 Teilnehmer der Konferenz *Talcott Parsons – Current Relevance of a Theory Program* in Innsbruck (siehe auch seinen mit Victor M. Lidz verfassten Beitrag in der daraus entstanden Publikation *Action Theory;* siehe *Methodological Studies* (Staubmann, hrsg. 2006).

3 Dahrendorf wurde dann sehr früh zu einem Kritiker Parsons‘ und entwickelte die Identität seiner „Konflikttheorie“ aus der Kontrastierung zu Parsons (siehe Dahrendorf 1955 und 1957).

than from anyone I have ever studied with, and no one has done more to set the general frame of my thought“.[4]

Ein Schüler Parsons’, der eine wichtige Brücke zu Jürgen Habermas schlagen sollte, war Mark Gould. Bereits 1964, beim 15. Deutschen Soziologentag, der dem Werk Max Webers gewidmet war, hatte es eine Debatte zwischen Parsons und Habermas gegeben, bei der sich Parsons, wie er es in seinem Kommentar ausdrückte, von Habermas missverstanden fühlte (siehe die Dokumentation in Stammer hrsg. 1965). Gould, der sich auch mit kritischer Theorie im weiteren Sinne verbunden fühlte, sah es wohl als eine Aufgabe an Missverständnisse zwischen den beiden Theoriesträngen zu klären. Der ehemalige Assistent von Parsons verbrachte ein Forschungsjahr am Starnberger Max-Planck-Institut, das unter der Direktion von Jürgen Habermas stand. Deren Diskussionen motivierten Habermas zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit Parsons’ Theorie, was letztendlich in das Design der *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981) einfloss. Gould lud Habermas zu einer Gastprofessur an sein Haverford College ein. Durch die Nähe zur University of Pennsylvania, Philadelphia, kam es zum Kontakt mit dem dortigen Parsons-Kreis und zu diesem zählte auch Harold J. Bershady.

Die Synthese von Kritik und Systemtheorie bei Harold J. Bershady

Der Marxismus, hat Jean Paul Sartre einmal gemeint, hatte ihn angezogen wie das Licht die Fliegen. Und, so fuhr Sartre fort, nachdem er alle Kategorien bürgerlichen Denkens abgestreift hatte, fühlte er sich plötzlich hilflos in einer neuen Situation, für die der Marxismus keinen Sinn mehr machte, weil er in einem Stillstand erstarrt war. Der Schimmer der Aufklärung, den Marx ausgestrahlt hatte und der sozialen Bewegungen in seinem Gefolge hatten in der Tat einen großen Teil der Intellektuellen des 20sten Jahrhunderts magisch angezogen, und, wie es die Sartresche Allegorie impliziert, ihnen an einem gewissen Punkt das Gefühl gegeben gebrannt zu werden von der Realität der Ereignisse, die sich unter dem Label Marxismus entwickelt hatten. Dieses von Sartre treffend gezeichnete Bild kam mir wieder in den Sinn, als ich die 2014 erschienenen Memoiren von Harold J. Bershady über seine intellektuelle Entwicklung und das ereignisreiche Leben, aus dem heraus er sich gebildet hatte, las. Und es gibt noch eine weitere verblüffende Analogie. Beide versuchen eine Synthese von zwei als unvereinbar geltenden intellektuellen Strömungen; in Sartres Fall waren es Existenzialismus und Marxismus, bei Bershady auch seine früh erfolgte Zuwendung zum Marxismus und seine spätere Begegnung mit dem Werk von Talcott Parsons.

Gnothi sauton – erkenne dich selbst! – die berühmte Inschrift auf dem Apollo Tempel in Delphi kann als das Leit-Postulat von Bershadys Lebensweg angesehen werden, das er in zeit-

4 Zur Bedeutung Parsons’ für die Cultural Sociology siehe auch Staubmann 2016.

gemäßer Weise als eine persönliche und soziologische Annäherung zum Wissen verfolgte. Es ist wohl relativ leicht einen Konsens zu erzielen, dass wir Wissen über uns selbst anstreben *sollen*, ein Wissen das untrennbar mit Wissen über unsere Gesellschaft und unsere Kultur verbunden ist. Das Enigma des Postulates liegt vielmehr in der Frage, wie das erreicht werden kann und, wenn überhaupt, wie wir gültiges Wissen von Täuschung unterscheiden können oder, etwas anders formuliert, richtiges von falschem Bewusstsein.

In seinem frühen Werk *Ideology and Social Knowledge* (1973, 2. Auflage 2014a) behandelt Bershady diese Fragen in einem rein theoretischen Sinne. Seine Autobiographie, die unter dem Titel *When Marx Mattered* (2014b) erschienen ist, platziert diese Frage im Kontext seiner persönlichen Geschichte. Die beiden Bücher sind gewissermaßen Zwillinge, die zusammengehören und sich gegenseitig ergänzen. Durch die Neuauflage von *Ideology and Social Knowledge,* das durch eine Einleitung erweitert ist, die die theoretischen Entwicklungen seit der Erstauflage 1973 zusammenfasst, sind beide Bände nun zugänglich.

Aber beginnen wir am Anfang. Die Vorgeschichte seiner intellektuellen Odyssee, wie es im Untertitel der Autobiographie heißt, führt zurück in einige entlegene Dörfer – Schtetls – in der Ukraine, wo seine jüdischen Eltern und andere Verwandte gelebt haben und, wegen des wachsenden Antisemitismus, letztlich das Land 1921 verließen. Seine Mutter erreichte als Erste die Neue Welt, sein Vater folgte nach einigen Stationen in Europa. Die Familie vereinigte sich wieder in Toronto und siedelte sich dort in einer Gegend mit jüdischen Einwanderern an. Das war der Ort, wo Harold 1929 auf die Welt kam. Sechs Jahre später übersiedelte die Familie, sehr zum Missfallen von Harold, nach Buffalo.

In den ersten Jahren wuchs er zweisprachig auf, Jiddisch und English. Die Mischung aus Hochkultur und Empfindsamkeit gegenüber sozialen und politischen Fragen, die sich aus seinem jüdischen Status ergaben, wird auf anschauliche Weise bereits für die ersten Lebensjahre in berührenden autobiographischen Geschichten und Anekdoten beschrieben – die Schwierigkeiten mit den ökonomisch engen Verhältnissen umzugehen. Der erfolgreiche Versuch ein Klavier zu kaufen und eine Klavierausbildung zu bekommen führte beinahe zu einer professionellen Pianisten-Karriere. Die Liebe zur Literatur und der sehr frühe Beginn einer Art philosophischer Selbst-Reflexion waren nicht zuletzt motiviert durch den Wunsch die schwierige Situation zu verstehen, mit Fragen des religiösen Glaubens zurande zu kommen und Antworten zu finden auf die politischen Fragen im Zusammenhang mit Antisemitismus und allgemeiner einer sozioökonomischen Umgebung, die als ungerecht empfunden wurde. Aus diesem frühen quasi philosophischen Keim erwuchs das spätere Interesse für Marxismus, das durch Verwandte bestärkt wurde, die an einem bestimmten Punkt offen ihre Verbundenheit zu marxistischen Ideen deklarierten.

Die Geschichte der frühen Jahre macht drei Kernfragen der Autobiographie verständlich, die Bershady umfassend zu beantworten versucht:

1. Warum waren in den USA viele Marxisten und Sozialisten jüdische Amerikaner, wie er selbst, als er noch als Teenager Marxist wurde?
2. Welche waren die Einflüsse, die ihn und viele seiner marxistischen Freunde zu einer allgemeiner liberalen Anschauung leiteten, in manchen Fällen sogar zu einem „Gestalt-switch" von einem linken Weltbild zum Konservativismus?
3. Welche Erfahrungen trugen dazu bei, dass er ein soziologischer Theoretiker wurde? Um sich diesen Fragen anzunähern wird der Leser/die Leserin durch die Wirrungen sozialer Stürme geführt um zu zeigen, wie der Autor versuchte mit diesen umzugehen und sie zu verstehen.

1946, einem Jahr nach Kriegsende, bewarb sich Bershady auf ein College und wurde von der University of Buffalo aufgenommen. Dort nahm er bald an einer Organisation mit dem Namen *Youth for Democracy* teil. Sie war ursprünglich von Veteranen gegründet worden und zog vor allem jüngere Studierende an. Eine Diskussionsgruppe über Marxismus, die später *John Reed Club* genannt wurde, konsolidierte seine politische Orientierung. Eine Diskussion von Marx' *Die deutsche Ideologie*, ein Text, der später basal wurde für die Entstehung der Wissenssoziologie, brachte ihn schließlich dazu dieses Thema als Thema seiner Masterarbeit zu wählen. Der Club hatte Netzwerke etabliert, die ihn in Kontakt mit der Kommunistischen Partei brachten, der er kurz vor seinem 18. Geburtstag beitrat. Nachdem er seinem Vater von diesem Schritt erzählte, erfuhr er von einer Episode, die einen symbolischen Charakter für seine späteren Erfahrungen bekommen sollte. Als junger Mann hatte sich sein Vater der Bolschewistischen Armee angeschlossen. Er selbst war kein Kommunist, setzte jedoch Hoffnungen in die kommunistische Bewegung für eine bessere zukünftige Gesellschaft und ein besseres Leben.

Sein Vater hatte immer wieder kleinere anti-semitische Vorfälle in der roten Armee erlebt. Dann kam es zu einer besonders erniedrigenden Erfahrung mit Offizieren, aus der er den Schluss zog, dass deren Führer genauso ungerecht und mit Vorurteilen behaftet waren, wie sie es vor der Revolution waren. Diese Erfahrung veranlasste seinen Vater letztendlich das Land zu verlassen.

Wie im Falle seines Vaters desillusionierte auch den jungen Kommunisten bald die Kluft zwischen Theorie und Hoffnung einerseits und der Realität andererseits. Die Ereignisse, die man in der Sowjetunion beobachten konnte, waren weit weg vom Ideal einer friedlichen, offenen und gleichen Gesellschaft. Stattdessen, so schlussfolgerte Bershady, handelte es sich um einen Albtraum von Blut und Zerstörung. Über diese Erkenntnis legte er seine Mitgliedschaft in der Kommunistische Partei wieder zurück. Als ob es eines Beweises für die Richtigkeit seines Schrittes bedurft hätte, wurde er von einer Person im kommunistischen Hauptquartier erbracht, indem er mit Drohungen reagierte das FBI über die frühere Mitgliedschaft zu informieren.

Die Ernüchterung, die diese Erfahrungen bewirkten, zogen bei Bershady ein vertieftes Interesse an philosophischen Fragen nach sich, insbesondere zur Möglichkeit von „wirklichem" Wissen im Gegensatz zu Täuschung und Ideologie. Ist jedes Wissen grundsätzlich an subjektive Perspektiven gebunden oder würde es möglich sein das „Gespenst des Relativismus"

(Bershady, S. 87) zu überwinden? Ein erstes Resultat war eine Prüfungsarbeit über Max Schelers Phänomenologie. Scheler sollte bis in Bershadys spätem Werk von Bedeutung bleiben, als er einen Band mit von ihm selbst übersetzen Aufsätzen unter dem Titel *Max Scheler on Feeling, Knowing, and Valuing* (1992) herausgab.

Nachdem er seine Masterarbeit über Karl Mannheims Wissenssoziologie fertiggestellt hatte, entschied sich Bershady für die University of Madison, Wisconsin um dort ein Doktoratsstudium zu absolvieren, das er 1959 begann. Der Hauptgrund für diese Entscheidung war der Soziologie-Professor Hans H. Gerth, ein Immigrant aus Deutschland, der dort ein Student bei Karl Mannheim gewesen war und später einige von Max Webers Aufsätzen ins Englische übersetzte und zwar mit seinem Studenten C. Wright Mills. Nebenbei bemerkt, war Gerth ein Mit-Student von Talcott Parsons in einem Karl Jaspers Seminar in Heidelberg gewesen.

Bershady kam erstmalig in einem Theoriekurs mit dem Werk von Talcott Parsons in Kontakt, bei dem Auszüge aus *The Structure of Social Action* behandelt wurden. Es stellte sich heraus, dass dies zu einer folgenreichen Begegnung werden sollte. Ganz gegen die vorherrschenden Urteile der linken intellektuellen Gefährten, nahm er Parsons' Handlungstheorie als ein ambitioniertes „Syntheseschema“ (S. 126) wahr, ähnlich der Bestrebungen von Karl Marx nach einer umfassenden Theorie gesellschaftlicher Dynamik. Nach Bershadys Verständnis war Parsons auf Augenhöhe mit Marx. Es kam ihm das Verdienst zu, die soziale Theorie grundlegend weiterentwickelt zu haben, indem er ein Jahrhundert wissenschaftlicher Neuerungen einarbeitete. Für Bershady resultierte daraus eine unvoreingenommene Interpretation von Parsons' Theorie, während er noch an Fragen marxistischer Debatten interessiert blieb.

Zusammen mit seinem Lehrer Hans Gerth versuchte er Georg Lukacs' marxistische Wissenssoziologie, nämlich das Werk *Geschichte und Klassenbewusstsein*, zu übersetzen. Zu Bershadys intellektuellem Hauptanliegen wurde aber Talcott Parsons, über den er sich entschloss eine Dissertation zu verfassen mit dem Titel *The Apriori in Talcott Parsons' Social Theory*. Aus dieser Arbeit ging nach grundlegenden Überarbeitungen das Buch *Ideology and Social Knowledge* hervor.

Das Jahr 1962 eröffnet ein neues biographisches Kapitel, indem er mit seiner Frau und deren neugeborenem Sohn nach Philadelphia zog um an der University of Pennsylvania als „Instructor“ zu arbeiten. Die University of Pennsylvania hatte weithin die Reputation eine jüdische Universität zu sein. In einem intellektuell anregenden Soziologie-Institut sollte er wichtige Beziehungen zu KollegInnen entwickeln, zuerst mit E. Digby Baltzell und Renée C. Fox und später mit Victor M. Lidz. Es war, wie es Bershady ausdrückte, „the Age of Aquarius“, das Zeitalter der Gegenkultur mit der Herausbildung eines neuen Lebensstils und der Neuen Linken mit einem neuen Zugang zum Marxismus. Die civil rights movement mit Martin Luther King Jr. erreichte einen Höhepunkt in den 60er Jahren und Bershady war dort in Washington, DC am 28. August 1963 als die berühmte Ansprache „I have a dream…“ gehalten wurde.

In den frühen 70er Jahren verbrachte Bershady ein Sabbatical in Europa, was ihm die Zeit gab die Arbeit an *Ideology and Social Knowledge* zu einem Abschluss zu bringen. Bershady wurde damit in der Folge zu einem assoziierten Professor gehoben.

1974 fand dann das erste persönliche Treffen mit Talcott Parsons statt. Parsons war 1973 von seiner Professur in Harvard emeritiert und wurde von Renée Fox, zu dieser Zeit Vorstand des Institutes für Soziologie, zu einer Gastprofessur an die University of Pennsylvania, Philadelphia eingeladen, die mit dem Wintersemester 1974 begann. Bald folgten Arbeitsgespräche über das sogenannte „Human Condition Paradigm" gemeinsam mit Willy De Craemer, Renée Fox und Victor Lidz. Diese Gruppe wurde gelegentlich von Robert Bellah, A. Hunter Dupree und Clifford Geertz verstärkt.

Bershadys erstes Zusammentreffen mit Talcott Parsons begann mit einer bemerkenswerten kleinen Anekdote. Bershady stand in einem überfüllten Büro, in dem eine rege Betriebsamkeit von SekretärInnen, Studierenden und KollegInnen herrschte. Bershady wartete auf das Eintreffen von Talcott Parsons. Nach einiger Zeit fragte er Victor Lidz, der gerade hereingekommen war, ob Parsons überhaupt schon angekommen sei. Lidz lachte und sagte, ja, er steht direkt hinter dir und zeigte auf einen Mann, der in einer der aufliegenden Kursbeschreibungen blätterte. Der Mann war um einiges älter, glatzköpfig, rundlich, klein. Seine Tweed-Jacke war etwas verknittert und seine Krawatte war unscheinbar und hängte etwas schief. Das war Talcott Parsons?!? Aufgrund der Bedeutung und der Berühmtheit von Talcott Parsons hatte Bershady eine eindrucksvolle Gestalt erwartet und entdeckte eine etwas scheu wirkende Person. Im Zuge vieler professioneller und privater Zusammenkünfte sollte Parsons für ihn später zu einer Art von „intellektuellem Vater" (S. 214) werden. Ihre Beziehung fand ein viel zu frühes jähes Ende. Im Frühjahr 1979 reiste Parsons nach Deutschland um den 50. Jahrestag der Verleihung seines Doktorates an der Universität Heidelberg zu feiern (siehe die Dokumentation in Schluchter hrsg. 1979). Nach diesem Festakt fuhr Parsons auf Einladung von Horst Helle nach München um am Institut für Soziologie einige Vorträge zu halten. Dort erkrankte er und verstarb am 8. Mai. „Wir haben die Nachricht innerhalb von wenigen Stunden erhalten. Es war erschütternd" (S. 215).

Für Bershady war kein „Gestalt-switch" notwendig um sich nach seiner frühen Begeisterung für marxistische Ideen nunmehr Parsons' allgemeiner Theorie des Handelns zuzuwenden. Ein unvoreingenommener Zugang in beiden Fällen erlaubte eine differenzierte Beurteilung ihres theoretischen Gehaltes und dessen, was er in beiden Fällen als Mängel bewertete. Nach Bershadys Beobachtung wurde Marx zur Zeit der Gegenkultur und der Studentenbewegung nicht tiefgreifend rezipiert. Er wurde einfach eher mit Protest assoziiert, als dass man sich mit ihm intellektuell auseinandersetzte. In Bezug auf Parsons kann diese Beobachtung einfach umgekehrt werden. Wie im Falle von Marx wurden auch die Werke von Parsons wenig gelesen und ohne gute Gründe eher mit Konservativismus assoziiert als mit dem, was er theoretisch wirklich ge-

leistet hatte. Parsons war zum „black beast of the radicals" (S. 183) geworden, wie es Bershady treffend formuliert. Bershady war weit davon entfernt sich solchen Klischees hinzugeben und versuchte in einer Verbindung von theoretischen Fragen und Antworten beider Traditionen zu einer neuen Synthese zu gelangen.

Das Buch *Ideology and Social Knowledge* kann als ausgezeichnetes Beispiel dafür angesehen werden. Bershady machte es sich darin zur Aufgabe, die großen Errungenschaften von Parsons herauszuarbeiten und gleichzeitig deren Grenzen aufzuzeigen. „Das Buch war eine Art langer Brief an Parsons" (S. 182-3) erinnert sich Bershady. Parsons antworte darauf höflich aber irgendwie irritiert in einem ausführlichen „Antwortschreiben" – einer Rezension, die ursprünglich im damaligen „Parsons-Journal" *Sociological Inquiry* publiziert wurde. Bershady antwortete wiederum darauf und Parsons publizierte sowohl seine Rezension als auch Bershadys Antwort in seinem Sammelband *Social Systems and the Evolution of Action Theory* (1977).

Bershady führt in *Ideology and Social Knowledge* den Leser/die Leserin auf eine Reise durch Parsons' Theorieentwicklungen und den verschiedenen Versionen seiner hochkomplexen theoretischen Strukturen, die er, im Gegensatz zu vielen anderen KommentatorInnen, in einer kohärenten Logik verbunden sah. Die Komplexität des Bezugsrahmens des Handelns ist seiner Meinung notwendig um einen naiven Empirismus und Reduktionismus in seinen verschiedenen Spielarten zu vermeiden. In *When Marx Mattered* findet sich eine Stelle, die den Geist des Parsonsschen Unterfangens einfach und doch treffend auf den Punkt bringt: "… human life is … made up of many things, each one distinct yet actively influencing and providing vital energies to all the others, and to ignore the contributions of any one is to warp our understanding of them all." (S. 59). Parsons' begriffliche Differenzierungen, notwendig um den vielen Dingen, aus denen das menschliche Leben besteht, gerecht zu werden, ist eine großartige Leistung. Wissenschaft versucht aber eine Antwort auf kausale Fragestellungen. Es ist gerade diese Frage der kausalen Analyse, von Notwendigkeiten und hinreichenden Bedingungen, bei der Bershady die Unzulänglichkeiten der Parsonsschen Theorie diagnostiziert. Dies beginnt mit der Frage der kausalen Interpretation von Beziehungen zwischen den Subsystemen. Was bedeutet etwa die vermeintliche Notwendigkeit unserer körperlichen Bedingungen für die Muster sozialer Interaktion? Diese Typen von kausalen Beziehungen sind für Bershady nicht hinlänglich ausgearbeitet. Er vermutet die Annahme des sogenannten Hempel-Modells oder des mechanistischen Newtonschen Modells für kausale Erklärungen, die für Handlungsanalysen aber unangemessen erscheinen. Anstelle des Versuches der Formulierung kausaler Gesetze auf Grundlage abstrakter Eigenschaften von Objekten müsste sich eine adäquate Erklärungsform, die sich in Übereinstimmung mit dem kategorialen Schema des Bezugsrahmens des Handelns befindet, auf interpretative Methoden stützen. Bershady plädiert für die Erweiterung der Parsonsschen Konvergenzmethode, indem die Handlungstheorie mit Phänomenologie, den Arbeiten von Alfred Schütz, Wilhelm Dilthey, Georg Simmel und insbesondere Max Scheler konfrontiert

wird. Kurz, Bershady sieht eine Art positivistischen Restbestand in Parsons' Bezugsrahmen des Handelns. Dieser könnte ihm zufolge überwunden werden durch eine stärkere Orientierung an phänomenologischen Traditionen in den Sozial- und Kulturwissenschaften.[5]

Parsons zeigte sich in seiner Antwort nicht völlig überzeugt, fühlte sich offensichtlich einigermaßen missverstanden und reagierte, indem er sich in der Tradition der Evolutionstheorie (dem Mendelschen Modell, wie er es nannte) verortete, weiters in der Tradition von Whiteheads Prozessphilosophie und sich gleichzeitig von den Traditionen mechanistischer Methodologie distanzierte. Es mögen wohl Missverständnisse zu einzelnen Fragen auf beiden Seiten eine Rolle gespielt haben. Die Leistung von Bershadys Buch besteht jedoch darin, die Aufmerksamkeit auf methodologische Kernaspekte der Handlungstheorie gerichtet zu haben, die noch nicht vollständig gelöst sind und die Richtung für die weitere Arbeit gewiesen zu haben.

Die Theorie des Handelns ist, wie Bershady bekräftigt, weit davon entfernt abgeschlossen zu sein. Sie wird eine offene Theorie bleiben, offen für weiteren Fortschritt im Geiste dessen, was am Anfang die Konvergenzthese genannt wurde.

Soziologie und andere Disziplinen der Humanwissenschaften haben nach Parsons aufs Große und Ganze die Arbeit an einem einheitlichen Bezugsrahmen ausgeblendet. Soziologische Forschung wurde seit Parsons, wie Bershady in beiden seiner Bücher beobachtet, eine Art von

5 Max Preglau hat auf meinen Vortrag zum Thema „Soziale Kausalität" im Rahmen eines Institutskolloquiums im Sommersemester 2016 einen schriftlichen Kommentar verfasst, der sich weitgehend mit diesen Positionen von Harold J. Bershady deckt. Hier ein Auszug aus seinen verblüffend ähnlichen Argumenten: „Wie schon in der Diskussion betont, stimme ich in vielen Punkten mit Dir überein: - mit der Kritik eines theorielosen Empirismus, der Korrelationen ex post kausal interpretiert; – mit der Kritik eines theorielosen Herangehens an die soziale Realität, das sich dabei auf Grounded Theory beruft… – mit der Ablehnung lern- bzw. verhaltenstheoretischer Reiz-Reaktionsmodelle; - mit der Kritik an deterministischen Theorien der Abhängigkeit eines Systems von seiner Umwelt. Im Positiven teile ich die Ansicht, dass Soziologie theoriegeleitet vorgehen soll, sowie auch die Idee, der „Eigengesetzlichkeit" des Sozialen. …
Nicht nachvollziehen kann ich die von Dir vertretene strikte Disjunktion von Lebenswelt und Wissenschaft und die Polemik gegen das „Sinnverstehen" a la Max Weber, und zwar aus folgendem Grund: Mit der kultursoziologisch-handlungstheoretischen Tradition der Soziologie gehe ich davon aus, dass die Eigenlogik des Sozialen zunächst einmal durch kulturelle Sinnzusammenhänge bestimmt ist und daher auch nur verstehend, und das heißt: auf Basis eines lebensweltlich fundierten Vorverständnisses (das der Interpret als sozialisiertes Kulturwesen mit dem zu interpretierenden Sinnzusammenhang verbindet), möglich. Genau das ist es was eine ethnografische Soziologie (und Anthropologie) und eine qualitative Sozialforschung tut und worauf auch quantitative Sozialforschung im Rahmen der explorativen Phase angewiesen ist. Einem Wesen vom Mars (oder von der Venus) das von allen lebensweltlichen Bezügen abgetrennt wäre, hätte mangels Sozialisation diese Möglichkeit gar nicht. Soziale Sinnzusammenhänge können freilich auch von den Intentionen und Vorstellungen ihrer Konstrukteure unabhängige Wirkungen und Bestandsvoraussetzungen haben, die sich durch eine bloß verstehende Rekonstruktion nicht erfassen lassen, sondern im Rahmen von lebensweltfernen, kontraintuitiven Theorien erklärt werden müssen. Hier scheint mir der rechtmäßige Platz für die von Dir vertretene soziologische Theorie funktionalistisch-systemtheoretischer Prägung zu sein (das ist natürlich eine von … Habermas entlehnte Vorstellung). Aber selbst eine solche Theorie muss sich ihren Gegenstand, bevor sie nach dessen nichtreflektierten Voraussetzungen und nichtintendierten Effekten forscht, vorweg im Wege eines ethnographischen Verstehens erschließen. …" (Preglau 2016).

Flickwerk. Einige Konzepte von hier oder dort gelten als hinreichend um soziale Probleme zu behandeln oder um öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen.

„Who remains troubled by the so-called 'quicksands of history'?", stellt Bershady die Frage mit Bezug zum Diskurs des 19. Jahrhunderts. Ich befürchte, dass das Hin- und Herschieben des Treibsandes, wie wir es mittlerweile seit einigen Jahrzehnten beobachten können, die großen Errungenschaften, den Humanwissenschaften eine solide begriffliche und methodologische Basis zu geben, verschütten. Die beiden Bücher Bershadys, das eine mit seinem bezaubernden Stil und bewegenden Geschichten, das andere mit seiner analytischen Brillanz, erinnern uns mit großer Deutlichkeit an die zur Verfügung stehenden Alternative.

Literaturverzeichnis

Bershady, Harold J. 1992. *Max Scheler on Feeling, Knowing, and Valuing*. Chicago: University of Chicago Press.

Bershady, Harold J. 2014a. *Ideology and Social Knowledge. With a New Introduction by the Author.* New Brunswick and London: Transaction Publishers (originally published in 1973 by Halsted Press, a division of John Wiley & Sons, Inc.).

Bershady, Harold J. 2014b. *When Marx Mattered. An Intellectual Odyssey*. New Brunswick and London: Transaction Publishers.

Dahrendorf, Ralf. 1955. Struktur und Funktion. Talcott Parsons und die Entwicklung der soziologischen Theorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 4: 491-520.

Dahrendorf, Ralf. 1957. *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft.* Stuttgart: Enke.

Geertz, Clifford. 1974. *Letter to Talcott Parsons* (April, 15). The Talcott Parsons Papers, Harvard University Archives.

Gerhardt, Uta 1993. *Talcott Parsons on National Socialism.* New York: Walter de Gruyter.

Habermas, Jürgen. 1981. *Theorie des kommunikativen Handelns.* 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Habermas, Jürgen und Niklas Luhmann. 1971. *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Horkheimer, Max. 1953. *Letter to Talcott Parsons* (November, 15). The Talcott Parsons Papers, Harvard University Archives.

Lidz, Victor, Bershady, Harold. 2006. Parsons' Tacit Metatheory. In: *Action Theory. Methodological Studies*, hrsg. Helmut Staubmann, 107-152. Berlin: LIT.

Parsons, Talcott. 1937. *The Structure of Social Action*. 2 Vols. New York: The Free Press.

Parsons, Talcott. 1953. *Letter to Max Horkheimer* (December, 15). The Talcott Parsons Papers, Harvard University Archives.

Parsons, Talcott. 1977. *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York: The Free Press.

Preglau, Max. *Soziale Kausalität*. Email an Helmut Staubmann vom 11.3.2016

Schluchter, Wolfgang (hrsg.) 1979. *Verhalten, Handeln und System. Talcott Parsons' Beitrag zur Entwicklung der Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Stammer, Otto (hrsg.) 1965. *Max Weber und die Soziologie heute: Verhandlungen des 15. Deutschen Soziologentages* [vom 28. bis 30. April 1964 in Heidelberg; aus Anlaß des 100. Geburtstages Max Webers]. Tübingen: Mohr.

Staubmann, Helmut. 2015. Marx, Parsons, and the Quicksands of History. Harold J. Bershady's Intellectual and Personal Life Journey. *European Journal of Cultural and Political Sociology* 2: 56-61

Staubmann, Helmut. 2016. Talcott Parsons und die Kultursoziologie. In: *Handbuch Kultursoziologie. Band 1: Begriffe – Kontexte – Perspektiven – Autor_innen*, hrsg. Stephan Moebius, Frithjof Nungesser und Katharina Scherke. Wiesbaden: Springer.

Staubmann, Helmut, Tschernitz, Maria. 2016. Rezeption des amerikanischen Strukturfunktionalismus in der deutschsprachigen Soziologie. In: *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum*, hrsg. Stephan Moebius und Andrea Ploder. Wiesbaden: Springer.

Helmut Staubmann, Univ. Prof. für Soziologische Theorie und Kultursoziologie und Dekan der Fakultät für Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Innsbruck. 2013-15 war er Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie.
Seine Publikationen im Bereich Kultursoziologie beschäftigen sich vor allem mit Fragen soziologischer Ästhetik (*Die Kommunikation von Gefühlen*, Duncker & Humblot 1995; Hg. mit Alan Scott: *Georg Simmel: Rembrandt: An Essay in the Philosophy of Art*, Routledge 2005; *Ästhetik – Aisthetik – Emotionen. Soziologische Essays*, UVK 2008; Hg.: *The Rolling Stones. Sociological Perspectives,* Lexington 2013). Mit seiner Theoriearbeit steht er in der Tradition der soziologischen Systemtheorie. Aus dem aktuellen Projekt „The Unpublished Legacy of Talcott Parsons" (gem. mit Victor M. Lidz) entstanden die Editionen Talcott Parsons and Winston White: *Values of American Society* (LIT 2016) und *Subsystems of American Society* (LIT 2017), sowie der Band *Rationality in the Social Sciences. The Schumpeter/Parsons Seminar 1939/40 and Current Perspectives* (Springer 2017). Mit Victor M. Lidz gibt er die Schriftenreihe *Studies in the Theorie of Action* (LIT) heraus.

Teil II

Sozialer Wandel

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Protest in der Gesellschaft und Kritik in der Soziologie

Gerda Bohmann

Zusammenfassung: Gegenstand des Beitrags ist die neuerlich zur Diskussion stehende Beziehung von Soziologie und Gesellschaftskritik. Diese wird aber nicht im Rahmen einer kritischen theoretischen Auseinandersetzung behandelt, sondern vor dem Hintergrund konkret-praktischer Äußerungsformen von Gesellschaftskritik durch unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen mit gegensätzlichen Anliegen. Konkret geht es um die Frage des Verhältnisses (kritischer) Soziologie zu den neuesten Protestbewegungen.

Schlüsselwörter: Soziologie, Gesellschaftskritik, neue soziale Bewegungen

Protest in society and criticism in sociology

Abstract: The paper focusses on the renewed discussion about the relation between sociology and the critique of society. But in the center of my interest is not the critical debate of this discussion, but rather it's background, the concrete and practical forms of critique in society by different social groups formulating antagonistic aims and purposes. Concretely, I am concerned with the question about the relation between (critical) sociology and the newest social movements.

Keywords: sociology, critique of society, new social movements

G. Bohmann ✉
WU – Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung
Welthandelsplatz 1, Gebäude D4, 1020 Wien, Österreich
E-Mail: Gerda.Bohmann@wu.ac.at

Nachdem es um die Gesellschaftskritik in der Soziologie längere Zeit ruhig geworden war, sind im neuen Jahrtausend, freilich insbesondere im Zusammenhang mit den tiefgreifenden Krisen des globalisierten Kapitalismus und den sich verschärfenden sozialen Ungleichheiten, gleich mehrere prominente Beiträge und Stellungnahmen zur gesellschaftskritischen Funktion der Soziologie publiziert worden. (vgl. Dörre, Lessenich und Rosa 2009; Boltanski 2010; Vobruba 2009; Jaeggi und Wesche 2009; u.a.m.) Diese Beiträge zielen nicht mehr auf die Totalität der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie noch in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, werfen aber erneut die Frage nach der inneren Beziehung zwischen Soziologie und gesellschaftlicher Aufklärung, bzw. zwischen Soziologie und Kritik auf. Es geht mir in diesem Beitrag nicht so sehr darum, mich diesen neuen Ansätzen kritisch zu nähern, sondern vielmehr um die Frage nach gesellschaftlichen Akteuren, die Kritik an den gegenwärtigen Verhältnissen üben, und zwar in der Form von Protestbewegungen, die ich als Ausdruck praktischer Gesellschaftskritik betrachte. Anders gesagt: ich werde die Frage, was Kritik in der Soziologie angesichts von Protest in der Gesellschaft bedeuten kann, vor dem Hintergrund zweier widersprüchlicher Beispiele sozialer Protestbewegungen bearbeiten, dem so genannten Arabischen Frühling, d.h. jener Protestbewegung, die im Jahr 2011 zum Sturz zweier autokratischer Staatschefs geführt hat, weit in die arabische Welt ausgestrahlt ist und auch die „Occupy-Bewegung“, insbesondere „15 M“ in Spanien inspiriert hat (1.); und die sich 2014 in Deutschland formierende rechtspopulistische Bewegung mit Pegida, Legida u.a.m. (2.), die ebenfalls Nachahmer in anderen europäischen Ländern gefunden hat.

1. Protest in der Gesellschaft

1. Beispiel: Jasmin-Revolte, Arabischer Frühling, oder Protest im Namen von „Brot (bzw. Leben), Freiheit, menschlicher Würde“[1]

Wenngleich es in der arabischen Welt auch in den Jahrzehnten davor Gründe für Protest und Revolte gegeben hatte und sich durchaus in gewerkschaftlichen Aktivitäten sowie jenen der politischen Opposition niedergeschlagen hat, so kam der Aufstand der revoltierenden Jugend Ende 2010 und Anfang 2011 doch überraschend. Der Anlass war, wenngleich tragisch, so doch weitgehend zufällig: die Selbstverbrennung des arbeitslosen Gemüsehändlers Muhammad Bu

1 „Einer der Slogans, der bei den Demonstrationen in Ägypten skandiert wurde, lautete‚ ‚aish, hurriya, karama insaniyya!‘ – auf Deutsch: Brot, Freiheit, menschliche Würde! Im ägyptisch-arabischen Dialekt ist´aish das Brot, in der arabischen Schrift- und Hochsprache ist es das Leben; tatsächlich ist Brot in Ägypten das Grundlebensmittel gerade für die Armen.“ (Perthes 2011, S. 25 Hervorhebungen im Original)

Azizi am 17.12.2010 (und kurz danach eine weitere Selbsttötung[2]) in Tunesien. Unmittelbar nach dessen Tod versammelten sich vor dem Amtssitz des Gouverneurs zunächst einige Jugendliche; nach gewaltsamen Zusammenstößen mit der Polizei aber immer mehr und mehr Menschen, die sich durch gewaltsames Eingreifen der Polizei nicht mehr vertreiben ließen. Die Demonstrationen dauerten über den Jahreswechsel hinweg an, bis schließlich am 14. Jänner 2011 der seit 1987 im Amt befindliche autokratische Präsident Zine el-Abidine Ben Ali mitsamt seiner Familie aus dem Land flieht.[3]

Ägypten war das erste Land, auf das der tunesische Aufstand übergegriffen hat. Entscheidend sollte hier der 25. Januar 2011, der „Tag der Polizei", werden. Zunächst ging es den Demonstrantinnen um Menschenwürde und Rechte, die Regimefrage wurde vorerst noch gar nicht gestellt; aber auch das sollte angesichts der (in einer zweiten Phase) repressiven und gewaltsamen Reaktion des Regimes dann sehr schnell gehen.

> „Organisatoren und andere Zeitzeugen sind sich einig, dass die Beteiligung an der Demonstration alle Erwartungen überstieg. Einige, […], hätten von 20.000 Teilnehmern geträumt, aber niemand habe die 60.000 bis 70.000 für möglich gehalten, die sich an diesem Tag wohl tatsächlich versammelten." (Perthes 2011, S. 54)

Eine Woche nach Beginn der Proteste (am 1. Februar) wurde zum „Marsch der Millionen" aufgerufen, dem diese v.a. in den großen Städten auch folgten. Ohne hier auf die Chronologie der wechselvollen Ereignisse eingehen zu können (vgl. dazu: Nordhausen 2011), soll eine längere Passage aus dem Text von Volker Perthes über die „18 Tage, die die arabische Welt erschütterten" wiedergegeben werden:

> „[…] am ersten Tag wurde offenkundig, dass das Regime das Ausmaß des Protests unterschätzt hatte. Zwar gelang es den Sicherheitskräften noch, den Tahrir-Platz, der zum zentralen Ort der Revolte werden sollte, zu räumen. Das tat der Kraft dieser ersten großen Demonstration keinen Abbruch. Der folgende Freitag, der 28. Januar, wurde von der Protestbewegung zum ‚Tag des Zorns' erklärt. Er wurde dies auch, nicht nur in Kairo, sondern in fast allen größeren Städten des Landes. Die Regierung versuchte, die Proteste einzudämmen, indem sie Internet und Mobilfunk lahmlegte. Vergeblich, denn der Protest ging mittlerweile weit über jene hinaus, die Facebook-Aufrufe lasen. Zahlreiche Menschen gingen direkt nach den Freitagsgebeten auf die Straße. Aus den Demonstrationen der Mittelschichtangehörigen war eine Massenbewegung geworden." (Perthes 2011, S. 55)

---

2 „Am 22. Dezember griff in Sidi Bouzid der 24-jährige arbeitslose Houcine Néji demonstrativ in die Hochspannungsleitung, nachdem er noch ‚Arbeit für alle! Weg mit Ben Ali!' Geschrien hatte." (Schmid 2011, S. 16)

3 Zur Chronologie der Ereignisse vgl. Schmid 2011; Perthes 2011 u.a.m.

Waren Vertreter der Muslimbrüder zu Beginn als einfache Demonstrationsteilnehmer, nicht als Organisation, unter den Hunderttausenden, die sich in Kairo versammelten, so unterstützte die Muslimbruderschaft nach den Straßenschlachten mit der Polizei, bei denen diese die Kontrolle verlor, die Proteste. (vgl. Perthes ebd. und f.; Nordhausen 2011, S. 48) Diese Unterstützung ist, Perthes zufolge, aufgrund deren landesweiten Organisation und ihrer Erfahrung in Auseinandersetzungen mit der Polizei essentiell gewesen. Wie schon Ben Ali zuvor, musste auch Staatschef Hosni Mubarak (im Amt seit 1981) am 11. Februar zurücktreten.

Wenngleich diese „Arabellion" von 2011 mittlerweile als gescheitert gilt, die „[…] Hoffnung auf Würde, Freiheit, Wohlstand und vielleicht auch Demokratie […] sich nicht erfüllt [hat]" (Gerlach 2016, S. 47), so schien mit dem politischen Umsturz in Tunesien und in Ägypten auch der soziale Umbruch eingeleitet zu sein.

Die Rolle der sozialen Netzwerke für die Verbreitung und Mobilisierung in der Anfangsphase des Aufstands ist unbestritten, aber weder dies noch der unmittelbare Anlass des Aufstands kann als dessen Ursache betrachtet werden. Neben der Rolle der neuen Medien (einschließlich des Satellitenfernsehen, v.a. al-Jazeera), weltwirtschaftlichen, politischen und sozialstrukturellen Faktoren dürfte „[…] die wichtigste erklärende Variable für den Umbruch […] aber in der demographischen Entwicklung liegen." (Perthes 2011, S. 24)

Perthes nennt die zwischen 1975 und 1990 Geborenen, die i.d.R. über 30% der Gesamtbevölkerung stellen, die Baby-Boomer der arabischen Welt (im Vgl. zu den 15 Jahrgängen davor – ebd., S. 30)[4]. Sie sind besser gebildet als die Generationen vor ihnen, sie sind besser vernetzt und es sind sie, die Zugang zum Internet haben, social media, Foren und mobile Kommunikationsmittel nutzen. „Quantitativ […] gilt, dass dort in den letzten zwei Jahrzehnten der Anteil der Jugendlichen, die Zugang zu weiterführenden Schulen und Hochschulen erhalten, enorm gewachsen ist." (ebd., S. 31) Sie sind also qualifiziert, haben Zertifikate, finden aber keine Beschäftigung, was sich in sehr hohen Raten der Jugendarbeitslosigkeit niederschlägt. Wenngleich eine verlässliche Datenquelle dazu fehlt, ist davon auszugehen, dass sie in den arabischen Staaten höher ist als in jeder anderen Weltregion.

Überall in der arabischen Welt, wo der Arabische Frühling Resonanz gefunden hat, fanden sich in etwa dieselben Slogans und Forderungen, die sich von jenen der „neuen sozialen Bewegungen" in Europa deutlich unterscheiden, aber auch nicht mehr viel mit den islamistischen Bewegungen der sechziger und siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gemein haben. Sie sind jenen gegenüber als unideologisch, postislamistisch sowie anti-nationalistisch zu charakterisieren:

4 Emmanuel Todd und Youssef Courbage betonen, dass der Beginn des demographischen Wandels mit einem dramatischen Rückgang bei den Geburten (von über 7 auf 2-3) in Tunesien und Ägypten bereits zwischen 1965 und 1970 eingesetzt habe; mit einer zweiten Phase in Ägypten von 1985 bis 1990. (vgl. Courbage/Todd 2008, S. 89)

> „Actually, if you look at the people who launched these revolts, it is clear that they represent a ‚post-Islamist generation'. For this generation, the great revolutionary movements of the 1970s and 1980s are history - something that mattered to their parents but not to them. This new generation is not interested in ideology, and their slogans are pragmatic and very concrete (like ‚erhal', the Arabic word for ‚get out'). They do not invoke Islam like the older generation did in Algeria in the late 1980s. What they mainly express is rejection of corrupt dictatorships and the demand for democracy." (Roy 2011, S. 1)[5]

Volker Perthes bezeichnet sie auch als „eine skeptische Generation", die sich ihrer Rolle als politischer Akteur bewusst gewesen ist. Die am weitesten verbreitete Parole „Das Volk will den Sturz des Systems" wurde allerorten mit den Forderungen nach Würde, Gerechtigkeit und Freiheit verknüpft. (Perthes 2011, S. 34 und vgl. ebd.) Deren Anliegen, deren Forderungen und deren Manifestationen können mit Fug und Recht als praktische Gesellschaftskritik verstanden werden.

2. Beispiel:„Pegida, Legida, etc." oder Protest im Namen von „Heimat, Frieden und deutscher Leitkultur" bzw. „Wir sind das Volk"

> „Plötzlich waren sie da, die ‚Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes'. Aus dem Nichts entstanden, brachten sie Tausende auf die Straße, um gegen ‚Wirtschaftsflüchtlinge', Salafisten, Glaubenskriege und gegen die ‚Lügenpresse' zu demonstrieren. […] Waren auf der ersten Demonstration, zu der das ‚Aktionsbündnis' am Montag, den 20. Oktober 2014, in Dresden aufrief, lediglich 350 Demonstranten erschienen, kamen vier Wochen später bereits 3.200 und weitere vier Wochen darauf, also am 15. Dezember, schon 15.000 ‚patriotische Europäer', die bei nasskaltem Wetter in der Dunkelheit durch die Elbmetropole ‚spazierten'." (Geiges, Marg und Walter 2015, Position 1056)[6]

Mittlerweile hat auch diese Bewegung andere deutsche und europäische Städte erreicht. Aber ganz so eindeutig sind die Themen und Forderung dieser Gruppierung nicht; sämtliche seitdem publizierte Studien weisen darauf hin, dass die vordergründige Islamfeindlichkeit zwar „Zündfunke" (Vorländer 2015), aber keineswegs das zentrale Thema der Protest-Spaziergänge gewesen sind. Vielmehr geht es um Kritik an der Einwanderungs- und Asylpolitik, Kritik an Politiker/innen und der Regierungspolitik generell, Unzufriedenheit mit der Berichterstattung der Medien und erst nachrangig um Islam, Kriminalität von Asylwerbern, Überfremdung usw.

---

5 http://www.europeaninstitute.org/index.php/ei-blog/119-february-2011/1238-qpost-islamic-revolutionq-events-in-egypt-analyzed-by-french-expert-on-political-islam – zuletzt abgerufen am 17.04.2016.

6 Die Positionsnummer bezieht sich auf die elektronische Buchausgabe (Kindle e-book).

(vgl. WZB-Bericht 2015, 47 ff.); bzw. einen diffusen Hintergrund (...) Ängste in Bezug auf die Zukunft, Abstiegsängste, Angst vor Verlust des Arbeitsplatzes u.a.m. (vgl. Rucht 2014). Die Slogans sind allerdings (auch hier) recht einheitlich: „Lügenpresse, halt die Fresse"; „Das System ist am Ende, wir sind die Wende"; „Multikultur tötet"; Legida: „Für Heimat, Frieden & deutsche Leitkultur. Gegen religiösen Fanatismus. Gegen Islamismus und Multikulti" etc. (vgl. Geiges, Marg und Walter 2015)

Im Gegensatz zur Protestbewegung der arabischen Jugend ist die deutsche Bewegung von (überwiegend) rechts eine Protestbewegung des etablierten Mittelstandes: der typische Pegida-Demonstrant „[…] stammt demnach aus der Mittelschicht, ist gut ausgebildet und berufstätig, verdient etwas mehr als der durchschnittliche Sachse. Er ist ein Mann, gehört keiner Religion und keiner Partei an - und ist Sachse […]" (Vorländer 2015; vgl. auch Pegida-Studie der TU-Dresden 2015; zit. in Spiegel-Online 2015 v. 14.01.2015). Zu ganz ähnlichen Schlüssen kommen die Berliner Studie sowie auch jene des Göttinger Instituts für Demokratieforschung:

> „Die Quote der formal Hochgebildeten ist bei Pegida erheblich geringer [als bei Stuttgart 21 – Anm.]. Aber […] das Proletariat repräsentieren die neuen Demonstranten von rechts nicht. […] 35 Prozent der Befragten verfügen über einen Universitäts- und Fachhochschulabschluss, als Absolventen von Haupt- oder Volksschulen gaben sich unter den Teilnehmern der Umfrage lediglich 0,6 Prozent aus. Auch der Arbeiteranteil lag nur bei 7,1 Prozent, gegenüber Angestellten mit 37,3 Prozent und Freiberuflichen/Selbständigen mit 16,2 Prozent. 77 Prozent sind voll erwerbsfähig; 9,2 Prozent beziehen Rente. Einem sozial ausgegrenzten ‚Prekariat' gehören die 500 [Anm.: hier befragten] Pedigisten nicht an." (Walter 2015)

Auch hinsichtlich der politischen Affinitäten handelt es sich nicht um eine homogene Gruppe, wenngleich an die 45% der AfD nahe stehen. (vgl. ebd.)

> „[…] die hohe Emotionalität, der konfrontative Gestus, der Modus zur Schau gestellter Entrüstung und der erfolgreiche Versuch, kommunikative Macht auf prominenten Plätzen und Straßen zu erzeugen, [haben] Pegida zu einer Protestbewegung neuen Stils, einer rechtspopulistischen Empörungsbewegung, werden lassen. […] Pegida wurde aber erst in dem Moment zu einer Bewegung, als sie prominente Straßen und Plätze, also den realen Raum, öffentlichkeitswirksam zu besetzen wusste. Weil sie es tat, vergrößerte sich die Teilnehmerschaft. Performativer Akt und Konstituierung als Massenbewegung gingen Hand in Hand." (Vorländer 2015a)

Ob diese nun als Sammlungsbewegung bezeichnet wird, die Widersprüchliches unter einem Dach vereint, „[…] in der Mitte im Trüben fischt und die Enttäuschten dieser Republik einsammelt […]" (Assheuer 2014), oder als neuer Typus sozialer Bewegungen im Kontext der

Postdemokratie (Ullrich 2015)[7] gelten kann – dass es sich um eine soziale Protestbewegung handelt, ist schwerlich in Zweifel zu ziehen; ebenso wenig deren gesellschaftskritisches Ansinnen, wenngleich dieses weniger revolutionär denn reaktionär, weniger progressiv denn regressiv erscheint.

2. Soziale Protestbewegungen – soziologisch gerahmt

Beim ersten Beispiel gibt es in der Soziologie vermutlich nicht nur breiten Konsens darüber, dass es sich um eine soziale Protestbewegung handelt, insbesondere weil sie sich Demokratie, Freiheit und Menschenwürde auf die Fahnen geschrieben hat, sondern tendenziell auch die Einschätzung, dass letztlich die Zivilgesellschaft ihre Stärke gezeigt habe. Sie ist nicht mit den „neuen sozialen Bewegungen" der sechziger und siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts gleichzusetzen, ihre Slogans sind deutlich zu unterscheiden. Aber sie entspricht doch weitgehend jenem „emanzipatorischen" Typus von Bewegungen, dem die Protest- und Bewegungsforschung sich gewidmet hatte. Kontroversieller wird es wahrscheinlich beim zweiten Beispiel „postdemokratischer Empörung" (Ullrich 2015), bei der es zwar nicht schlicht um das Gegenteil geht, aber zumindest doch um Begrenzung des Zugangs zu den Errungenschaften der Demokratie, Freiheit und Würde für jene Menschen, deren kultureller und religiöser Hintergrund als fremd und bedrohlich angesehen wird. In der Begrifflichkeit von Wilhelm Heitmeyer haben wir es hier nicht zuletzt auch mit „gruppenspezifischer Menschenfeindlichkeit" zu tun. Oder anders gesagt:

> „Der Protest, der sich erstmal bei Pegida auf den Straßen und Plätzen deutscher Großstädte zeigte, musste […] zwangsläufig als ‚dunkle Seite' der Zivilgesellschaft gelten - insbesondere weil sich damit die Kritik an öffentlich artikulierten Formen von Intoleranz, Nationalpatriotismus und Fremdenfeindlichkeit verbindet." (Vorländer 2015)

Aber beide Beispiele stehen für soziale Protestbewegungen. In beiden wird, durchaus fundamentale Kritik an der jeweiligen Gesellschaft geübt, an die sie sich adressiert; es wird deren Umbau im Sinne der je eigenen Ziele eingefordert. Sowohl aus einer Akteur-zentrierten Perspektive, in der soziale Bewegung sich als „[…] kollektiver Akteur, mithin ein Netzwerk verschiedener anderer Akteure [fassen lässt], der auf Basis symbolischer Integration und eines gewissen Zugehörigkeitsgefühl (einer kollektiven Identität) mittels Protest sozialen Wandel erreichen, beschleunigen, verhindern oder umkehren will […]" (Ullrich 2015, S. 9), als auch

7 Als „postdemokratische Empörung", wobei Peter Ullrich die „Einheit im Widerspruch" von Occupy und Pegida behandelt.

aus systemischer Perspektive, zumal diese Form der Mobilisierung von Empörung weder eine Organisation noch ein bloßes Interaktionssystem ist, ein soziales System aber freilich dennoch. Es lässt sich über seine Form fassen: den Protest; sein Medium ist die Protestkommunikation. Protestbewegungen, schreibt Luhmann, auch „[…] die neueste neue soziale Bewegung […]: die Bewegung der Ausländerfeinde, die nun auch jede Koalition mit den inzwischen klassischen Protestbewegungen aufkündigt […]" (Luhmann 1996, S. 202) operieren „um der Sache willen". Sie „[…] argumentieren als ‚Betroffene' für ‚Betroffene'[…] die Protestkommunikation erfolgt zwar in der Gesellschaft, […], aber so, als ob es von außen wäre. Sie äußert sich aus Verantwortung für die Gesellschaft, aber gegen sie." (a.a.O., S. 204) Dieser Typus eines sozialen Systems lässt sich auch als Konfliktsystem bezeichnen; und es lassen sich weitere Charakteristika benennen (vgl. Bergmann 1987, S. 362-372):

- Konfliktsysteme gehen in Opposition zur herrschenden Kommunikation, womit Erwartungssicherheit aufgelöst wird; der Widerspruch wird zum Auslöser sozialen Wandels.
- Sie gehen weder von einer Anfangsursache aus, noch von einem Zusammenschluss Einzelner, vielmehr von kontingenten Anlässen; und von da an entsteht Eigendynamik, „[…] die Bewegung bewegt die Bewegung sich selbst". (ebd., S. 362)
- Es werden gesellschaftliche Strukturen thematisiert, was einen hohen Integrationseffekt nach innen, nach außen aber eine prinzipielle „Rücksichtslosigkeit" bewirkt.
- Die relative Voraussetzungslosigkeit von Konfliktsystemen, die Kontingenz des Anfangs bedingt auch eine nicht-lineare Dynamik. Diese ist vielmehr abhängig von der jeweils erzeugten Resonanz.[8]
- Mit Niklas Luhmann lässt sich hinzufügen: „Der Protest inszeniert ‚Pseudoereignisse' […], das heißt: Ereignisse, die von vorneherein für Berichterstattung inszeniert sind und gar nicht stattfinden würden, wenn es Massenmedien nicht gäbe […]" (Luhmann 1996, S. 212)

Mit je unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen lassen sich die einzelnen Aspekte auf beide genannten Beispiele anwenden. In keinem der beiden Fälle lässt sich eine entscheidende Ursache erkennen, die zur Herausbildung der jeweiligen Protestbewegung geführt hat, vielmehr kontingente Anlässe, die auch andere hätten sein können, wenngleich sich freilich eine Vielfalt von Gründen für die Mobilisierung ausmachen lassen. In beiden Fällen ist es Empörung beziehungsweise Widerspruch gegenüber etablierten, insbesondere politischen Strukturen, die Menschen bewegt hat sich zu mobilisieren. Die sich entwickelnden Dynamiken sind in keinem der beiden Fälle voraussehbar oder steuerbar gewesen. Und schließlich ist die Rolle der neuen (und älteren)

8 Nicht die Ursache ist das Entscheidende, sondern der sich selbstselektiv entfaltende Konfliktprozess, die Ausbildung einer eigenen Selbstreferenz als Bewegung (vgl. Bergmann 1987, S. 371 f.)

Medien sowohl in der Mobilisierung als auch in der jeweiligen Resonanz, die wiederum weitere Mobilisierung sowie deren Wirkungen bewirkt, kaum zu überschätzen.

3. Protest, Gesellschaftskritik und die Soziologie

Wie verhält sich aber nun die Soziologie zu diesen neuesten sozialen Bewegungen, bzw. wie stellt der Zusammenhang von Protest in der Gesellschaft und (Gesellschafts-)Kritik in der Soziologie sich dar? Sowohl aus einer akteurs- wie aus einer beobachtungszentrierten Perspektive kann Protest in Form sozialer Bewegungen als praktische Gesellschaftskritik gesehen werden. Im Rahmen der Theorie kommunikativen Handelns (Habermas 1981) entstehen Protestpotentiale da, wo Systemimperative über Verdinglichungseffekte in die Lebenswelt eindringen. Deren Ausgangspunkt ist also die Kolonialisierung der Lebenswelt durch die funktional ausdifferenzierten Systeme. Habermas hatte zwischen Emanzipations- und Rückzugspotentialen in „neuen sozialen Bewegungen" unterschieden; und freilich kommt für ihn v.a. ersteren besonderer Stellenwert zu, insofern sie es sind, die die verschütteten Protest- und Kritikpotentiale eines Klassenbewusstseins in neuer Form wieder aufleben lassen, also i.g.W. auf einen Antagonismus gegenüber „herrschenden Verhältnissen" festgelegt sind.

Auch für Niklas Luhmann sind Ausgangspunkt sozialer Bewegungen Folgeprobleme funktionaler Differenzierung. Protestbewegungen hätten mit Individuen zu tun, „[…] die die Zumutungen ihrer Lebenslage als paradox empfinden […]" (Luhmann 1996, S. 203); die Gestik der Gesellschaftskritik und die Form des Protests diene im Wesentlichen dazu „[…] Gleichgesinnte zu erkennen und entsprechende Sympathien zu bilden." (ebd., S. 207) Aber freilich sind für ihn weder die Ursachen, noch die Folgen der Formierung sozialer Bewegungen mit soziologischer Gesellschaftskritik direkt zu verknüpfen. Soziologinnen können die Kritik in der Gesellschaft beobachten, beschreiben und gegebenenfalls auch erklären, aber sich diese keinesfalls zu eigen machen. Ein Anknüpfungspunkt für Protest in der Gesellschaft ist die mit funktionaler Differenzierung entstandene Komplexität. Aber da man gegen Komplexität schwerlich protestieren könne, richtet der Protest sich vornehmlich an Funktionssysteme, die Zentren ausbilden, in unseren Fällen an die Politik.

Aber damit sind nur zwei Pole markiert, innerhalb deren die gegenwärtige Diskussion um Gesellschaftskritik und Soziologie bzw. Gesellschaftskritik und Gesellschaftstheorie sich bewegt. Eine, freilich etwas polemische Unterscheidung vorfindlicher „klassischer Kritiktypen" hat Armin Nassehi jüngst vorgenommen und ihnen jeweils Fiktionen einer Beschreibbarkeit der Welt innerhalb der je eigenen Logik zugeordnet (vgl. Nassehi 2015, S. 115 f.) um sich in der Folge von allen mit einem eigenen Vorschlag zu einem „neuen Kritiktypus" davon abzugrenzen:

- Linke Umbauperspektiven durch die Fixierung auf den einen Hauptwiderspruch in der Kapitalismuskritik, getragen von der Annahme einer objektivierbaren Analyse von Klassen- und Interessenlagen, deren reale Pendants dann als falsches Bewusstsein erscheinen;
- die bürgerlich-konservative Idee der moralischen Einsicht, des Verzichts auf Handlungsoptionen und der kollektivierbaren Moralität, die sich dann darüber wundert, dass sich Akteure entweder nach anderen Algorithmen verhalten oder aber das individuelle Motiv nicht kollektivierbar ist;
- schließlich die rechte Idee der Überwindung moderner Polykontexturalität durch die Simulation einer kulturellen/ethnischen/nationalen Einheit, die durch Einschluss- und Ausschlussroutinen die Komplexität der Situation zu überwinden trachtet – und am Ende feststellen muss, wie polykontextural selbst eine ethnisch völlig homogene Gesellschaft wäre.

Einen direkten Zusammenhang zwischen Gesellschaftskritik und Soziologie gibt es nur im ersten Fall. Bezogen auf die Gründungsphase der Soziologie hat Andreas Balog betont, dass die Verbindung von Gesellschaftskritik und Gesellschaftstheorie „eher ein historisch erklärbarer Zufall", jedoch keine sachlich bedingte Notwendigkeit sei. Denn „die Maßstäbe der Gesellschaftskritik" seien der Theorie gegenüber vielmehr autonom. (vgl. Balog 1993, S. 9 und 19)[9] Daran anknüpfend argumentiert Evelyn Gröbl-Steinbach Schuster, es gebe grundsätzlich zwei Möglichkeiten einer Verbindung mit der Soziologie:

> „Entweder sie erfolgt im Rahmen von Gesellschaftstheorie als Theorie eines zusammenhängenden Ganzen oder in Verbindung mit Soziologie, die sich als empirisch verfahrende Wissenschaft von sozialen Phänomenen sowie ihren Zusammenhängen und Veränderungen begreift. Über diese können mehr oder weniger weit reichende Hypothesen formuliert werden." (Gröbl-Steinbach Schuster 2012, S. 229)

Den ersten Weg hat die Kritische Theorie eingeschlagen; der zweite ist stärker in der Tradition der französischen Soziologie verankert, kann sich aber – mit anderer Akzentuierung – auch mit der Systemperspektive verbinden. Diese steht in engem Zusammenhang mit den durch funktionale Differenzierung entstandenen polytexturalen Perspektiven. Ein neuer Kritiktypus müsste mit der Widerständigkeit der Gesellschaft rechnen, also damit, dass sich Kritik nicht linear auf

9 Ihm zufolge weist Soziologie von vorne herein aber eine normative Dimension auf, und zwar als Folge der handlungsbegrifflichen Definition sozialer Phänomene. (vgl. Ebd., S. 24 ff.) Er selbst hatte an Gesellschaftskritik als zentraler Dimension soziologischen Wissens festgehalten.

das Kritisierte bezieht; d.h. mit einer Gesellschaft, „[…] die nach ihrer vielfältigen Logik auf jegliche Form der Intervention reagiert.“ (Nassehi 2015, S. 279)

Die Diskussion um Gesellschaftskritik in der Soziologie hat in den letzten Jahren wieder einen Aufschwung erfahren, ebenso aber die Kritik daran. Ich werde im Folgenden drei Positionen besprechen, die sich dieses Themas wieder angenommen haben und sie anschließend mit der Diskussion um die behandelten sozialen Protestbewegungen verbinden. Vorerst konzentriere ich mich auf drei Perspektiven im Verständnis von Protest als Kritik, Gesellschaftskritik und der Rolle der Soziologie: Gesellschaftskritik in der jüngeren Kritischen Theorie (Jürgen Habermas, Axel Honneth u.a.m), in der am gesellschaftskritischen Potential der Theorie festgehalten wird (3.1); in der Soziologie der Kritik (Luc Boltanski, Georg Vobruba), in der eine klare Trennung zwischen Gesellschaftstheorie und Gesellschaftskritik vorgenommen wird (3.2); in der kritischen Soziologie der Kritik (Stephan Lessenich), in der der Versuch unternommen wird, die beiden Perspektiven doch wieder miteinander zu verknüpfen (3.3).

3.1 Gesellschaftskritik in der Kritischen Theorie

Es soll und kann hier nicht das Kritikverständnis der frühen Kritischen Theorie besprochen werden; die Frage ist vielmehr, wie es sich gegenwärtig darstellt. Die kommunikationstheoretische Wende bei Jürgen Habermas ist von Max Preglau (1987) eingehend rekonstruiert worden und er hat gezeigt, wie Habermas sich sowohl von der marxistischen Variante als auch von der an der Kritik der instrumentellen Vernunft orientierten Variante der älteren Kritischen Theorie abgewendet hat, aber gleichwohl die Verbindung von Gesellschaftstheorie und der Dimension moralisch-praktischer Rationalität aufrechterhalten wollte.

Eines der zentralen Anliegen von Habermas war, wie Preglau betont, „[…] die Klärung der methodologischen und theoretischen Grundlagen einer kritischen Gesellschaftstheorie [die dem] Typus der Kritik entspricht.“ (Preglau 1987, S. 218) In „Erkenntnis und Interesse“ (Habermas 1973) war es darum gegangen, einen internen Zusammenhang zwischen verschiedenen Typen der Erkenntnis und der Praxis nachzuweisen und zu zeigen, dass das emanzipatorische Erkenntnisinteresse (gegenüber dem technischen und dem praktischen) „[…] den Zusammenhang des theoretischen Wissens mit einer Lebenspraxis (sichert), d.h. einem ‚Gegenstandsbereich‘, der unter Bedingungen systematisch verzerrter Kommunikation und einer scheinhaft legitimierten Repression erst entsteht.“ (Habermas 1973, S. 400 – Hervorhebung im Original) Insofern sei radikale Erkenntniskritik nur als Gesellschaftstheorie möglich. (vgl. ebd., S. 9) In der Theorie kommunikativen Handelns stelle der Zusammenhang von Theorie und Praxis sich differenzierter dar, weil die Wissenschaftstypen auf universelle Geltungsgründe zurückgeführt werden; auf Basis der neuen sprachtheoretischen Grundlagen der Zusammenhang von Theorie und Praxis in einen von Theorie, (handlungsentlastetem) Diskurs und (praktischem) Handeln

überführt worden sei und somit zwischen Gegenstandskonstitution und Geltungsproblem deutlicher unterschieden werden könne. (vgl. Preglau 1987, S. 216-218)

Ansatzpunkte für die (damals) neuen Protestpotentiale sind Prozesse der Verdinglichung, die sich als Pathologien der Lebenswelt niederschlagen. „Privatsphäre und Öffentlichkeit" zeigten sich „[…] im Lichte einer rationalisierten Lebenswelt, in der Systemimperative mit eigensinnigen kommunikativen Strukturen zusammenprallen." (Habermas 1981, S. 575) Widersprüche und Gegentendenzen entstünden nunmehr „[…] in den Bereichen der kulturellen Reproduktion, der sozialen Integration und der Sozialisation […]" und werden „[…] in subinstitutionellen, jedenfalls außerparlamentarischen Formen des Protestes ausgetragen." (ebd., S. 576) Es geht den Protestbewegungen demnach um den Widerstand gegen die Kolonialisierung der Lebenswelt und folgerichtig entstünden „[…] die neuen Konflikte […] an den Nahtstellen zwischen System und Lebenswelt." (ebd., S. 581; vgl. Preglau, S. 242) Als emanzipatorische soziale Bewegungen und Protestpotentiale hatte Habermas vor allem die Frauenbewegung genannt und den anderen einen stärker defensiven Charakter zugeschrieben, einschließlich der Grünen, der Alternativ- und Friedensbewegung, der Psychoszene, aber etwa auch dem Fundamentalismus u.a.m. Widerstands- und Rückzugspotentiale seien auf die Eindämmung formal-organisatorischer zugunsten kommunikativ-strukturierter Handlungsbereiche gerichtet. (vgl. Habermas 1981, S. 578 ff.)

In der Theorie des kommunikativen Handelns hat Habermas die normative Begründung einer kritischen Gesellschaftstheorie zwar fallen gelassen, sie aber auf die Ebene der kritisierbaren Geltungsansprüche transferiert:

> „Die Gesellschaftstheorie braucht sich der normativen Gehalte der bürgerlichen Kultur, der Kunst und des philosophischen Denkens nicht mehr auf indirektem Wege, nämlich ideologiekritisch zu versichern; mit dem Begriff der kommunikativen, in den verständigungsorientierten Sprachgebrauch eingelassenen Vernunft [hätten sich drei Vernunftmomente herauskristallisiert – in] Wahrheitsfragen, in Fragen der Gerechtigkeit oder des Geschmacks." (Habermas 1981, S. 583 und f.)

Die Wissenschaften der Moderne bedürften keiner transzendentalen Begründung mehr, es könne auf die formale Pragmatik verwiesen werden.

> „Die Theorie des kommunikativen Handelns zielt ja auf jenes Moment von Unbedingtheit, welches mit den kritisierbaren Geltungsansprüchen in die Bedingungen der Konsensbildungsprozesse eingebaut ist – als Ansprüche transzendieren diese alle räumlichen und zeitlichen, alle provinziellen Beschränkungen des jeweiligen Kontextes." (ebd., S. 586 f.)

Um diesen Abschnitt argumentativ mit Max Preglau zu schließen:

> „Während Horkheimer u.a. in ihrer negativen Fixierung auf `instrumentelle Vernunft´ nicht im Stande waren, einen positiven Begriff nicht-verstümmelter Rationalität zu entwickeln und daher gezwungen waren, zwecks einer Explikation dieses Begriffs auf die [durch die positivistische ‚Destruktion der Metaphysik' entwertete] philosophische Tradition der ‚objektiven Vernunft' zurückzugreifen, hat sich Habermas mit seiner Theorie kommunikativen Handelns, [...] des vernünftigen Gehalts anthropologisch tiefsitzender Strukturen in einer rekonstruktiv ansetzenden Analyse' vergewissert." (Preglau 1987, S. 243; inneres Zitat: Habermas 1981, S. 561 f)

Es sei hier dahingestellt, ob diese tiefliegenden anthropologischen Strukturen sich auch empirisch nachweisen lassen (zur Kritik vgl. Dux 1986, 1987, 1998; Holz 1993; u.a.m.); für Habermas waren damit die normativ-praktischen Kriterien der Gesellschaftskritik in die Grundlagen der Gesellschaftstheorie eingebaut.

Auch für Axel Honneth „[…] soll die zentrale Zielsetzung der Kritischen Theorie, nämlich qua Theorie der Gesellschaft eine praktisch folgenreiche Kritik zu üben, weitergeführt werden." (Gröbl-Steinbach Schuster 2012, S. 239) Auch er will die Kritische Theorie umbauen, grenzt sich aber von der sprachpragmatischen Grundlegung ab und hält an der Notwendigkeit einer normativen Grundlage der Kritik fest, die bei den Anerkennungsansprüchen sozialer Akteurinnen ansetzt. (vgl. Honneth 1994) „Die Grundannahme der Anerkennungstheorie besagt nun, dass mit den empirisch nachweisbaren Anerkennungsansprüchen gleichzeitig ein normativer Bezugspunkt ausgezeichnet wird, der über das Faktische hinausweist […] und […] auf emanzipatorische Praxis ausgerichtet ist." (Gröbl-Steinbach Schuster 2012, S. 239) Gröbl-Steinbach Schuster konstatiert, dass es sich bei Honneth nicht um ein „[…] Modell von politisch wirksamer Gesellschaftskritik […]" handelt, „[…] sondern um Ideologiekritik als Kritik der Pathologien der gesellschaftlich herrschenden Vernunft." (ebd., S. 241)[10] Die normativen Grundlagen, respektive moralische Ressourcen werden nicht (mehr) aus abstrakten Prinzipien, sondern aus der sozialen Praxis entwickelt. Es bleibt ihm aber letztlich, soziale Pathologien in den Sphären der Ökonomie sowie der Politik (und der Massenmedien) kritisch zu konstatieren. (vgl. dazu auch Honneth 2011)

3.2 Soziologie der Kritik

Im Rahmen eines Verständnisses der Soziologie als in erster Linie empirischer Wissenschaft, die aber an deren praktischen Dimension festhält, hat Luc Boltanski eine „Soziologie der Kritik" formuliert, in deren Zentrum die Praxis der sozialen Akteurinnen steht. Erst die pro-

10 „Kritik besteht konkret im Versuch, eine hermeneutische Wiederaneignung der unverzerrten Bedeutung moralisch-ethischer Ideale zu bewirken, Praxis wird zur Vernunfttherapie der Subjekte durch die Theorie." (ebd.)

fessionelle Distanzierungsleistung der soziologischen Akteurinnen aber ermögliche, vermittels der Beschreibung und Rekonstruktion der sozialen Realität, auch über diese hinauszudenken. Boltanski bestreitet eine interne Verbindung von Gesellschaftskritik und Soziologie, v.a. aufgrund deren nur bedingt prognosefähigen Charakters. (vgl. Gröbl-Steinbach Schuster 2012; Boltanski 2010) In einer pointierten Zusammenfassung:

> „Luc Boltanski ist vermutlich der international prominenteste Protagonist einer Soziologie der Kritik, deren programmatische Grundüberzeugung darin besteht, dass Gesellschaftskritik nicht zur Stellenbeschreibung professioneller Soziolog/innen gehört, die als solche keineswegs und in keinerlei Hinsicht besonders qualifiziert oder gar legitimiert seien, um normative Aussagen darüber zu treffen, wie Gesellschaft idealerweise aussehen würde und was die Leute tunlichst tun, lassen oder wollen sollten. Aus der Perspektive einer Soziologie der Kritik sind es die sozialen Akteure selbst, die sich in der privilegierten und legitimierten Position befinden, um die soziale Welt, wie sie ist bzw. wie sie sich ihnen darstellt, zu kritisieren. Aufgabe der Soziologie ist es hingegen […], die Menschen dabei zu beobachten, wie sie alltagspraktische Sozialkritik üben (wenn und soweit sie dies tun).“ (Lessenich 2014, S. 16)

Darauf aber beschränkt Boltanski sich nicht wirklich. Es ist ihm sehr wohl ein Anliegen, einen Weg zwischen Kritischer Soziologie und (pragmatischer) Soziologie der Kritik aufzuzeigen (vgl. Boltanski 2010, S. 73 ff.). Dafür aber müssten an Metakritik (der Herrschaft) orientierte Soziolog/innen „[…] aus den Niederlagen der Vergangenheit Lehren ziehen und sich, [...] einen Analyserahmen vorgeben, mit dem sich die Beiträge jener beiden Programme [...] integrieren lassen.“ (ebd., S. 80) Sie müssten, verkürzt ausgedrückt, also einerseits die (totalisierende) Realität in Frage stellen und die Beherrschten mittels des eigenen Instrumentariums unterstützen, andererseits aber die kritischen Kompetenzen der handelnden Akteurinnen ernst nehmen. Die sozialen Akteurinnen seien letztlich durch Institutionen daran gehindert, in Distanz zur Realität zu gehen. „Diese Funktion der Institutionen klarzumachen – ebenso wie die Möglichkeit der Kritik darzulegen, d.h. zu zeigen, dass die Realität veränderbar ist – darin besteht die Aufgabe der Soziologie der Kritik.“ (Gröbl-Steinbach Schuster 2012, S. 237)

Diesen Perspektivenwechsel von einer kritischen Soziologie zu einer Soziologie der Kritik zuspitzend, hat Georg Vobruba die Position einer „politischen Soziologie der Gesellschaftskritik“ formuliert. Ausgehend von der radikalen Erkenntniskritik im modernen wissenschaftlichen Weltbild und den Erkenntnisbedingungen der Soziologie, untrennbar mit dem Verlust absolutistischer Begründungen verbunden, nimmt Vobruba nunmehr die Position eines Beobachters zweiter Ordnung ein: „Wenn sich kein gesellschaftsexterner Punkt für Gesellschaftsbeobachtung, -analyse und -kritik mehr denken lässt, dann ist alle Kritik an der Gesellschaft Kritik in der Gesellschaft.“ (Vobruba 2009, S. 70) Beim Übergang von Kritischer Theorie zu einer Soziologie der Kritik handle es sich „[…] um die zwingende Konsequenz des Strukturwandels des

Denkens von der absolutistischen Logik zur Moderne." (Vobruba 2013, S. 155)[11] Auch Gesellschaftskritik lasse sich mithin als soziales Phänomen verstehen, „[…] das aus spezifischen Formen der Beobachtung und der Interpretation von Gesellschaft besteht, an die potentiell Handeln relevanter Akteure anschließt." (ebd., S. 160 und vgl. f.) Es geht ihm also darum, soziologisch zu beobachten, wie Gesellschaft in der Gesellschaft kritisch beobachtet wird und so könnten an die Gesellschaftskritik die klassischen Fragen der Soziologie gerichtet werden – in Bezug auf die Konstitutionsbedingungen von Kritik an der Gesellschaft, den Entstehungszusammenhang von Kritik und den Bedingungen für das Praktizieren von Kritik und in Bezug auf die „[…] sich institutionell eröffneten Situationen, die das Auftreten von Kritik und ihren Konsequenzen praktisch möglich und somit empirisch wahrscheinlich machen." (Vobruba 2013, S. 162) Das kritische Potential einer, dergestalt empirisch ansetzenden, Soziologie der Kritik sieht Vobruba darin „[…] nach Manifestationen von Gesellschaftskritik als nicht-intendierte Effekte institutioneller Entwicklungen zu fragen." (ebd., S. 163) Letztlich geht es ihm also auch hier um das Ausloten von Autonomiegewinnen der handelnden Akteure in der Gesellschaft, die ihrerseits durch institutionelle Arrangements eröffnet worden sind (vgl. dazu bereits Vobruba 1997 und 2009) und somit um die Bedingungen der Möglichkeit praktischer Gesellschaftskritik.

3.3 Kritische Soziologie der Kritik

Stephan Lessenich hat, wie schon Boltanski, auf beide Varianten der Kritik in der Soziologie – als Kritische Soziologie und als Soziologie der Kritik – und deren paradigmatisch-methodologischen Dissens reagiert und ihnen eine dritte Position gegenübergestellt. Diese ist m.E. jener Boltanskis näher, wenngleich der Text, auf den ich mich beziehe, nicht zuletzt als Antwort auf Georg Vobruba formuliert worden ist. Lessenich hatte sich aber auch schon zuvor, im Rahmen der Debatte mit Klaus Dörre und Hartmut Rosa, ähnlich positioniert und Gesellschaftskritik im Sinne einer Synthese von Künstler- und Sozialkritik als „riskante Soziologie" bestimmt. (vgl. Lessenich 2009) Angesichts der Notwendigkeit einer soziologischen Ergründung der zentralen sozialen Frage der europäischen Gegenwartsgesellschaften bedürfe es einer „kritischen Soziologie der Kritik", zumal eine in der Gesellschaft durchaus verbreitete und wohlbegründete alltagspraktische Gesellschaftskritik sich als hilf- und wirkungslos erweist und „[…] gegen die ins Kraut schießende Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen offensichtlich doch immer wieder ein politisches Kraut gewachsen ist." (Lessenich 2014, S. 9) Lessenich macht einen Aufriss der „Lage der arbeitenden Klassen in Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts", d.h. er zeichnet kurz Einkommensverteilungen, Raten der Jugendarbeitslosigkeit, den Zusammenhang von Armut und Lebenserwartung in der Europäischen Union nach, um zu belegen, dass die

11 An mehreren Stellen übt Vobruba auch Kritik an Boltanskis Soziologie der Kritik, aber diese läuft m.E. ins Leere, als sie auf seinen Interpretationen beruht, nicht auf Boltanskis Intentionen (vgl. ebd.; Boltanski 2010).

Konjunktur soziologischer Gesellschaftskritik schon ihre guten Gründe habe. Gegenüber Boltanski und Vobruba betont er, es brauche „[…] wohl doch noch ein Drittes, um mit einer Soziologie der Gesellschaftskritik aufs Ganze zu zielen und zu gehen […]“ (ebd., S. 19). Die Frage nach der Folgenlosigkeit der alltagspraktischen Kritik müsse in die soziologischen Fragen nach den Bedingungen der Möglichkeit von Gesellschaftskritik einbezogen werden. Die Aufgabe der Kritik könne man nicht allein den Leuten überlassen. Dabei gehe es weder um eine Kritik falschen Bewusstseins, noch um Ideologiekritik.

> „Kritische Soziologie klärt die ‚Gesellschaft der Leute‘ (Vobruba 2009) darüber auf, dass diese selber gleichsam als Kleinsttriebwerke daran beteiligt sind, eben jenen gesellschaftlichen Wandel zu verhindern, den sie im Lichte einer Soziologie der Kritik besehen durchaus befürworten.“ (ebd., S. 21)

Eine kritische Soziologie der Gegenwartsgesellschaft habe vielmehr, durchaus im von Boltanski so bezeichneten, programmatischen Anliegen der Soziologie der Gesellschaftskritik zu folgen, ohne die alten Fehler zu begehen, sich in eine allzu große emotionale Nähe oder eben in eine intellektuelle Distanz zu den handelnden Akteuren zu begeben. „Es gilt mithin, analytisch das Bewusstsein für die systemischen Verstrickungen individueller Existenz und zugleich für die individuellen Handlungsspielräume in institutionellen Kontexten zu schärfen.“ (Lessenich 2014, S. 22; vgl. auch Lessenich 2014 a.)

4. Schluss

Was ist mit diesen unterschiedlichen Kritikperspektiven im Hinblick auf die soziologische Analyse der neuesten Protestbewegungen gewonnen? An deren Beschreibungen besteht ja kaum ein Mangel und es lassen sich – sowohl für den „Arabischen Frühling“ wie für Pegida, Legida etc. bei aller Kontingenz der Anlässe eine Vielzahl von Gründen benennen, die deren Entstehen sowie deren Dynamik begünstigt haben. Es lassen sich auch eine Reihe von institutionellen, politischen, demographischen, sozialen und kulturellen Bedingungen angeben, die uns letztlich auch zu deren Ursachen vordringen lassen. Kritische Soziologie, die sich i.g.W. immer schon an der Seite der Gesellschaftskritik der „guten Gründe“ und den Widerstandspotentialen gegenüber verdinglichten, undemokratischen, technokratischen, ökonomistischen Strukturen befindet, kann die Jugendbewegung im arabischen Raum nur als emanzipatorische Bewegung begreifen und die rechtspopulistische Protestbewegung aus denselben guten Gründen, aber einem letztlich doch normativen Standpunkt kritisieren. Eine Soziologie der Kritik, wenn sie denn wirklich empirisch ist, kann in beiden Fällen die institutionellen Grundlagen sowie die sich eröffnet habenden Autonomiespielräume als Basis für deren Gesellschaftskritik aufklären, müsste sich

aber freilich beiden gegenüber gleichermaßen neutral verhalten. Eine kritische Soziologie der Kritik würde in aller Eloquenz darauf verweisen, dass es sich im Falle der rechtspopulistischen Kritik zwar nicht unbedingt um einen Verblendungszusammenhang handelt, das Soziologinnenherz aber doch eher links schlägt.

Wenn sich aber für Gesellschaftskritik *in* der Soziologie und *in* der Gesellschaftstheorie erst recht kein Anhalt mehr finden lässt und wenn – anders als in der kritischen Perspektive der Theorie des kommunikativen Handelns, die letztlich auf empirisch nicht belegbaren anthropologischen Tiefenstrukturen angelegten – auch normativ-praktische Kriterien sich nicht mehr mit der Soziologie als professionalisierter Wissenschaft verbinden lassen, dann geraten wir als Soziologinnen angesichts der beschriebenen, widersprüchlichen Protestbewegungen zumindest ins Dilemma forschungsstrategischer Entscheidungen: Welchem Typus von Gesellschaftskritik wenden wir uns aus der Perspektive einer Soziologie der Kritik zu, müssen wir uns nicht doch von spezifischen Erkenntnisinteressen leiten lassen? Reicht es hin, in vergleichenden Untersuchungen Typologien von Protestbewegungen zu erstellen und inwieweit setzen wir uns damit erst recht dem Vorwurf der Parteilichkeit oder eben jenem der mangelnden gesellschaftlichen Verantwortung aus? Welche Kriterien stehen uns zur Verfügung bzw. reichen hin, um derartige Typologien trennscharf erstellen zu können? Wenn wir also weder in der Wert- oder Moralsphäre angesiedelte und schon erst recht nicht in der Wissenschaft verankerte Begründungen und somit Bezugspunkte für Kritik in Anschlag bringen können, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als sie in der Faktizität der Verhältnisse zu suchen. Hier kommt aber als einzige nicht-ideologische verzerrte die Errungenschaft der in der Rechts- und Verfassungsordnung festgeschriebene Universalität der Menschenrechte und deren Unverletzlichkeit in Frage. Aber setzen wir uns nicht – um es polemisch zu sagen – damit der Kritik aus, die auch an Hegels Mythologem des im absolutistischen Staat verwirklichten Weltgeistes gerichtet gewesen war? Der kritische Stachel im historisch gewordenen Fleisch der Soziologie und der Soziologinnen hinterlässt zumindest Unbehagen angesichts einer praktischen Gesellschaftskritik, die zumindest partiell als Negation historisch-normativer Errungenschaften auftritt und die wir uns so wirklich nicht vorgestellt haben.

Literatur

Assheuer, Thomas. 2014. Die nationale Querfront. In: *ZEIT ONLINE* 2014/52. http://www.zeit.de/2014/52/pegida-proteste-links-rechts (letzter Zugriff am 29.04.2016)

Balog, Andreas. 1993. Soziologie, Gesellschaftstheorie und Gesellschaftskritik. In: Soziologie und Gesellschaftskritik. Beiträge zum Verhältnis von Normativität und sozialwissenschaftlicher Analyse, hrsg. Andreas Balog und Johann August Schülein, *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Sonderband 2. Wien: VWGÖ-Verlag: 9-36.

Bergmann, Werner. 1987. Was bewegt die soziale Bewegung? Überlegungen zur Selbstkonstitution der „neuen“ sozialen Bewegungen. In: *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag,* hrsg. Dirk Baecker, Jürgen Markowitz und Rudolf Stichweh, 362-393. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Boltanski, Luc. 2010. *Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Courbage, Youssef und Emmanuel Todd. 2008. *Die unaufhaltsame Revolution. Wie die Werte der Moderne die islamische Welt verändern*. München/Zürich: Piper.

Dörre, Klaus, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa. 2009. *Soziologie. Kapitalismus. Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dux, Günter. 1986. Kommunikative Vernunft und Interesse. Zur Rekonstruktion der normativen Ordnung in egalitär und herrschaftlich organisierten Gesellschaften. In: *Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas´ „Theorie des kommunikativen Handelns*“, hrsg. Axel Honneth und Hans Joas, 110-143. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dux, Günter. 1987. Natur – Gesellschaft – Geist. Zur soziologischen Anthropologie der Erkenntnis. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 69: 196-229.

Dux, Günter. 1998. Anthropologie als Grundlagenwissenschaft. In: *Freiburger Universitätsblätter*, Heft 139: 9-19.

Geiges, Lars, Stine Marg und Franz Walter. 2015. *Pegida. Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft?* Berlin: Transscript.

Gerlach, Julia. 2016. Fünf Jahre Arabellion: Das Ende eines Traums? In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 2/2016: 47-56.

Gröbl-Steinbach Schuster. 2012. Der Standpunkt der Gesellschaftskritik. In: *Handlung. Neue Versuche zu einem klassischen Thema,* hrsg. Johann August Schülein und Gerhard Mozetic, 223-245. Wiesbaden: Springer VS.

Habermas, Jürgen. 1973. *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen. 1981. *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Holz, Klaus. 1993. *Historisierung der Gesellschaftstheorie. Zur Erkenntniskritik marxistischer und kritischer Theorie*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Honneth, Axel. 1994. *Kampf um Anerkennung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel. 2011. *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit.* Berlin: Suhrkamp.

Jaeggi, Rahel und Tilo Welsch (hrsg.) 2009. *Was ist Kritik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp

Lessenich, Stephan. 2009. Künstler- oder Sozialkritik? Zur Problematisierung einer falschen Alternative. In: *Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte,* hrsg. Klaus Dörre, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa, 224-242. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lessenich, Stephan. 2014. Soziologie – Krise – Kritik. Zu einer kritischen Soziologie der Kritik. In: *Soziologie*, 43. Jg., Heft 1: 7-24.

Lessenich, Stephan. 2014a. Akteurszwang und Systemwissen: Das Elend der Wachstumsgesellschaft. In: *Systemzwang und Akteurswissen. Theorie und Empirie von Autonomiegewinnen*, hrsg. Thilo Fehmel, Stephan Lessenich und Jenny Preunkert. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Luhmann, Niklas. 1996. Protestbewegungen. In: *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*, hrsg. Kai-Uwe Hellmann, 201-215. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nassehi, Armin. 2015. *Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss*. Hamburg: Murmann Publishers.

Nordhausen, Frank. 2011. Ägypten: Die Sieger des Tahir-Platzes. In: *Die arabische Revolution*, hrsg. Frank Nordhausen und Thomas Schmid, 37-62. Berlin: Christoph Links Verlag.

Perthes, Volker. 2011. *Der Aufstand. Die arabische Revolution und ihre Folgen*. München: Pantheon Verlag.

Preglau, Max. 1987. *Wachstumskrise und Gesellschaftstheorie. Krisenanalyse am Besipiel der Frankfurter Schule*. Frankfurt/New York: Campus.

Roy, Olivier. 2011. Post-Islamic Revolution. In: *European Institute* February 2011:1-4. http://www.europeaninstitute.org/index.php/ei-blog/119-february-2011/1238-qpost-islamic-revolutionq-events-in-egypt-analyzed-by-french-expert-on-political-islam (letzter Zugriff am 29.04.2016).

Rucht, Dieter. 2014. Kein Vertrauen mehr in die etablierte Politik. Dieter Rucht im Gespräch mit Christoph Schmitz. In: *Deutschlandfunk*: http://www.deutschlandfunk.de/soziologe-ueber-pegida-kein-vertrauen-mehr-in-die.691.de.html?dram:article_id=306345 (letzter Zugriff am 29.04.2016).

Schmid, Thomas. 2011: Tunesien: Die Jasmin-Revolution. In: *Die arabische Revolution*, hrsg. Frank Nordhausen und Thomas Schmid, 15-36. Berlin: Christoph Links Verlag.

Ullrich, Peter. 2015. *Postdemokratische Empörung. Ein Versuch über Demokratie, soziale Bewegungen und gegenwärtige Protestforschung*. Berlin: Ipb working papers.

Vobruba, Georg. 1997. *Autonomiegewinne. Sozialstaatsdynamik, Moralfreiheit, Transnationalisierung*. Wien: Passagen Verlag.

Vobruba, Georg. 2009. *Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Vobruba, Georg. 2013. Soziologie und Kritik. Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft. In: *Soziologie*, 42. Jg., Heft 2: 147-168.

Vorländer, Hans. 2015. Wer geht warum zu PEGIDA-Demonstrationen? Präsentation der ersten empirischen Umfrage unter PEGIDA-Teilnehmern. In: *Spiegel Online* 14.01.2015: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-studie-in-dresden-marschiert-die-mittelschicht-a-1012913.html (letzter Zugriff am 29.04.2016).

Vorländer, Hans. 2015a. Was ist Pegida und warum? In: *FAZ.NET*. http://www.faz.net/aktuell/politik/die-gegenwart/protestbewegungen-was-ist-pegida-und-warum-13863310.html#/elections (letzter Zugriff am 29.04.2016).

Walter, Franz. 2015. *Psychogramm der Pegida-Anhänger*. In: *Spiegel-Online* vom 19.01.2015. http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-franz-walter-legt-studie-zu-demonstranten-in-dresden-vor-a-1013688.html (letzer Zugriff am 29.04.2016).

WZB-Bericht (10 Autor/inn/en). 2015. Protestforschung am Limit. PDF-File in *WZB*: https://www.wzb.eu/sites/default/files/u6/pegida-report_berlin_2015.pdf (letzter Zugriff am 29.04.2016).

Gerda Bohmann, ist a. o. Professorin am Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung der Wirtschaftsuniversität Wien. *Arbeitsgebiete/Forschungsschwerpunkte*: Soziologische Theorie, historisch-genetische Theorie, politische Religionen und Säkularisierung. *Neuere Publikationen*: Gemeinsam mit Heinz-Jürgen Niedenzu, Hrsg., 2014. Multiple Modernities – Chancen und Grenzen eines Konzepts. Themenheft. Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS) (4). Gemeinsam mit Johanna Hofbauer und Johann August Schülein, Hrsg., Sozioökonomische Perspektiven. Texte zum Verhältnis von Gesellschaft und Ökonomie. Wien: facultas wuv. 2014. Wiederkehr der Religionen, postsäkulare Gesellschaft, oder doch weitergehende Säkularisierung? Widerspruch zu einem gängigen Diskurs. In: Systemzwang und Akteurswissen. Theorie und Empirie von Autonomiegewinnen, Hrsg. Thilo, Fehmel, Lessenich, Stephan, Preunkert, Jenny, 53-80. Frankfurt am Main: Campus. 2014.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Künstliche Intelligenz, Roboter, digitalisierte Vernetzung – Epochenwechsel in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und Grundeinkommen

Paul Kellermann

Zusammenfassung: Auf der Basis von Künstlicher Intelligenz, Robotern und digitalisierter Vernetzung ließe sich nach den physisch oder finanziell erzwungenen Arbeitsverhältnissen in Sklaven-, Lohnarbeits- und Geldgesellschaften eine neue gesellschaftliche Organisation der Arbeit für ein wirtschaftlich gesichertes, freieres Arbeitssystem mit Einkommensgarantie entwickeln. Rational-funktionale Argumente für garantiertes Einkommen sind zum einen: Wenn privatwirtschaftlich in Automaten investiert wird, um auf Märkten deren Produkte absetzen zu können, muss die gewünschte Nachfrage mit Geld ausgestattet sein. Nachfrage kann nur dann entstehen, wenn beides, Bedarf und Geldverfügbarkeit, gegeben sind. Zum anderen: Arbeitszwang ist, gleichgültig in welcher Gesellschaft und auf welchen Gebieten, wirtschaftlich weniger effizient als intrinsisch motivierte Tätigkeit.

Schlüsselwörter: Gesellschaftliche Organisation der Arbeit, Künstliche Intelligenz, Roboter, Grundeinkommen

Artificial Intelligence, Robots, Digital Networking – Shift of the Epochs in the Social Organization of Work and Basic Income

Abstract: Based on artificial intelligence, robotics, and digitized networking, an economically secure, freer labor system with guaranteed income could be developed. In fact, the physically respectively financially forced labor conditions in slave, wage work and money societies are outdated. Rational functional arguments for a new social organization of work with guaranteed income are: If money is privately invested in machines, the intent is to sell the products. That can be realized only in the case that demand exists. But

P. Kellermann ✉
Alpen Adria-Universität, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 65, 9020 Klagenfurt, Österreich
E-Mail: Paul.Kellermann@aau.ac.at

demand can occur only when both, needs and availability of money, are given. In addition: forced labor is, in whatever society and in whatever areas, economically less efficient than intrinsically motivated activity.

Keywords: Social Organization of Work, Artificial Intelligence, Robots, Basic Income

„Die Schwierigkeit liegt nicht so sehr in den neuen Gedanken, als in der Befreiung von den alten, die sich bei allen, die so erzogen wurden, wie die meisten von uns, bis in die letzten Winkel ihrer Geistesart verzweigen.“ (John Maynard Keynes, 1883-1946)

„Ich fürchte den Tag, an dem die Technologie unsere Menschlichkeit überholt. Die Welt wird dann eine Generation von Idioten sein.“ (Albert Einstein, 1879-1955)

„Robotics and artificial intelligence are beginning to fundamentally change the relative profitability and productivity of investments in capital versus human labor, creating technological unemployment at all levels of the workforce, from the North to the developing world.“ (Hughes 2014, p. 45)

„Manchmal scheint es, als schaffte sich der Mensch gerade ab. Als übergäbe er die Kontrolle an Computer, intelligente Maschinen und soziale Netzwerke. Als wäre seine Zukunft bloß noch die einer Randexistenz auf einem Planeten, der von Algorithmen organisiert und beherrscht wird. Als wäre die Gattung Mensch bald nur noch der Störfaktor in einer Welt, die ohne ihn besser auskäme.“ (Brauck et al. 2015, S. 9)

„Jibo kann hören, sehen, sprechen, fotografieren, und er lernt ständig dazu. Er erinnert an Verabredungen, lässt sich E-Mails diktieren, spielt mit den Kindern, bestellt Essen von einem Lieferservice.“ (a.a.O., S. 13)[1]

Vorbemerkung

Die Diskussion um Folgen des beschleunigten Einsatzes neuer technischer Entwicklungen (Künstliche Intelligenz, digitale Kommunikation, Roboter …) beschränkt sich zumeist auf die Veränderungen im Erwerbsarbeitssystem und in seinem Arbeitsmarkt, obwohl die Folgen viel weiter reichen. Zudem ist auch die Diskussion um Arbeit beschränkt, weil wesentliche Bereiche menschlicher Arbeit nicht berücksichtigt werden. Allgemein konzentriert sich die Besorgnis auf „*technological unemployment*“, auf die „*job economy*“, also auf abhängige Beschäftigung. Übersehen wird dabei, dass gesellschaftlich erforderliche Arbeit in vielen Bereichen entweder auf andere Weise oder auch gar nicht erledigt wird.

1 Weitere Zitate zur Einstimmung in die Problematik sind im Anhang zu finden.

Die in verschiedenen Studien vorausgesagte Ersetzung von bis zur Hälfte der aktuell beschäftigten Arbeitskräfte in den nächsten zwei Jahrzehnten durch neuartige Roboter (Automaten, Künstliche Intelligenz) (z.B. Frey, Osborne 2013) wird unter zwei, derzeit vorherrschen Gesichtspunkten diskutiert:

In Ländern mit Bevölkerungszuwachs und vergleichsweise jungem Durchschnittsalter wie in den USA wird ein Anstieg der Erwerbslosigkeit durch den stark zunehmenden Robotereinsatz befürchtet. Allerdings sollte man annehmen, dass angesichts der vielen ungelösten Weltprobleme von globaler Armut und stark gewachsener Erdbevölkerung über weltweite Naturzerstörung und Epidemien bis hin zu den unzähligen ethnischen, religiösen, wirtschaftlichen und politischen Konflikten in den verschiedenen Erdregionen genügend zu tun wäre. Dass dem nicht entsprochen wird, liegt wohl an der fehlgeleiteten Organisation gesellschaftlich erforderlicher Arbeit: Was im gesellschaftlichen Interesse bearbeitet werden sollte, woran aber nichts zu verdienen ist, wird vernachlässigt.

In Ländern mit einer rückläufigen Anzahl an Geburten und steigender Anzahl aus dem Erwerbsleben ausgeschiedener Personen wird durch Robotereinsatz ein Ausgleich zwischen erforderlichen und verfügbaren Arbeitskräften erhofft. Unter Berücksichtigung der stark gewachsenen Erdbevölkerung, von etwas über einer Milliarde Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu sechs Milliarden an seinem Ende und der Prognose weiteren starken Anstiegs in den kommenden Jahrzehnten[2], sollte aber eigentlich kein Mangel an Arbeitskräften bestehen, da alle Menschen bis auf die Hilfsbedürftigen über qualifizierbares Arbeitsvermögen verfügen. Auch hier fehlt es an angemessener Organisation der Arbeit infolge des allgemeinen Unverständnisses einer der wesentlichsten Funktionen von Geld als ein modern-funktionales Instrument der Vermittlung von menschlichem Bedarf und menschlichem Potential durch Arbeit.

In beiden Denkansätzen wird anscheinend völlig außer Acht gelassen, dass wir Menschen ein Amalgam, eine „Melange“, von natürlichen, sozialen und kognitiven Komponenten sind. Diese nicht auflösbare Zusammensetzung des entwickelten menschlichen Lebens, jeder menschlichen Persönlichkeit, jeweils nur unter einem verengten Menschen- und Weltbild statt in ihrem Potential wahrzunehmen, kann nicht zur Sicherung oder Verbesserung der allgemeinen Lebensbedin-

2 Im Verhältnis zu dem größten Weltproblem, nämlich gegenüber dem Wachstum der Erdbevölkerung, sind „Job economy“, Auto-Abgasskandal, Präsidentenwahlen, Wirtschaftswachstum, Börsencrashs, Überalterung und andere Probleme weniger bedeutsam. Sie wurden großteils durch starkes Bevölkerungswachstum verursacht, mit den Folgen überregionaler Kriege, Hungersnöte und darauffolgenden Massenfluchtbewegungen. Es hat Jahrhunderte, ja Jahrtausende gedauert bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts rund 1.25 Milliarden Menschen die Erde bevölkerten. Um diese Anzahl zu erreichen, hat es gerade einmal die ersten 16 Jahre des 21. Jahrhunderts gebraucht, dann war bereits die Anzahl von über sieben Milliarden erreicht und das Wachstum geht weiter. Angesichts dieser Problemdimension sind Anstrengungen wie Studien zum „Teilchenbeschleuniger“ bei Genf, zur virtuellen „Unsterblichkeit“ von Menschen, zur Erforschung des Mars, aber auch die im Hinblick auf die Folgen nicht durchdachte Weiterentwicklung von „künstlicher Intelligenz“ Ausdruck von Unvernunft – schlimmer: Blindheit gegenüber den existentiell drohenden Katastrophen aufgrund der Entwicklung der Erdbevölkerung. Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse scheint das einzig erfolgreiche Mittel zur Verringerung jenes Wachstums zu sein (vgl. Sobotka et al. 2015).

gungen führen. Beide demographischen Problemlagen erfordern eine andere als die bisherige gesellschaftliche Organisation der benötigten Arbeit.

So müsste ein grundsätzlich anderer Denkansatz über die vorherrschenden Sichtweisen auf Arbeitskräfte und Arbeitsplätze hinausreichen. Ein solcher Ansatz sollte nach Möglichkeiten suchen, Probleme und deren Bearbeitung in wesentlicheren Zusammenhängen zu sehen. Insbesondere müsste er die Möglichkeit verfolgen, den von alters her gegebenen Zwang zur Erarbeitung der erforderlichen Mittel des Lebens zu mildern, also freie Tätigkeit auf der Basis einer gesicherten Existenz zu gestatten. Einen Ansatz in diese Richtung zu skizzieren, soll im Folgenden versucht werden.

Bei raschem und massivem Einsatz von Robotern und anderen elektronischen Innovationen müssten sich freilich alle drei Sichtweisen den Fragen nach den in Zukunft noch bestehenden Rahmenbedingungen stellen: Wie werden sich das Verhalten der Menschen und der Umgang miteinander in der durch Automaten geprägten Lebenswelt verändern? Wird es weiterhin Gegensätze und Konflikte zwischen arm und reich in den einzelnen Ländern und zwischen ihnen geben; zwischen ethnischen und religiös begründeten Gruppierungen? Werden die tradierten Aufgaben und Ziele der Regierungen sowie der gesellschaftlichen Institutionen beispielsweise der Familie, Gerichte, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften, Universitäten, Konzerne noch die gleichen sein? Und grundsätzlich: Welcher Gesellschaftstyp wird herrschen? Weiterhin der Globale Konkurrenzkapitalismus? Welche Rolle spielt dann Geld?

Widerspricht die extrem gesteigerte Abhängigkeit der Menschen vom fehlerlosen Funktionieren der Automaten nicht prinzipiell der bisherigen unternehmerischen und individuellen Freiheitslehre („Neoliberalismus")? So ist auch zu problematisieren, inwieweit ein rascher und vermehrter Einsatz jeder Art von „*artificial intelligence*" auf Akzeptanz bei Unternehmen und in Privathaushalten trifft: Unternehmen müssten ihre „Philosophie" anpassen und entsprechend grundlegend neu investieren, was nur erfolgt, wenn der Einsatz Gewinn erwarten lässt. Und Privathaushalte müssten über die erforderliche Kaufkraft der von Robotern erzeugten, beziehungsweise angebotenen Leistungen verfügen, aber auch mental mit den Neuerungen zurechtkommen.

Arbeit, Wirtschaftsleistungen und Geld

Um zu verstehen, was die Besetzung bisheriger (und auch künftiger) Arbeitsplätze durch Automaten bedeutet, muss zuerst verstanden werden, was „Arbeit" bedeutet: Menschliche Arbeit ist letztlich eine Tätigkeit, die auf die Bereitstellung von Mitteln zur Stillung von Bedürfnissen gerichtet ist. Letzter „Maßstab" ist ihr Beitrag zur Sicherung und Verbesserung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse (Kellermann 2014 a, S. 6). Mit dieser Norm ist gesagt, dass verantwortliche menschliche Arbeit auch bei massivem Einsatz von Automaten unabdingbar ist.

Die zur gesellschaftlichen Reproduktion, Produktion und Innovation zu erbringende Arbeit ist in den Industrieländern *de facto* sehr differenziert: zunächst wird bezahlt und unbezahlt, in Freien Berufen oder auch ehrenamtlich Arbeit geleistet; dann im Interesse der Privathaushalte, der Organisationen und im Interesse des Allgemeinwohls.

In keiner Weise bearbeitet werden Tausende Probleme, wie sie seit 1972 von der *Union of International Associations* in ihrer fortgeführten Veröffentlichung „*The Encyclopedia of World Problems and Human Potential*" aufgelistet werden. Kurz: Das öffentliche Denken beschränkt sich aktuell auf ein mental und geschichtlich begrenztes System der Arbeitsorganisation nach dem Modell der Erwerbs- – noch beschränkter – der Lohnarbeit.

Dieses anachronistisch gewordene, häufig als zwanghaft empfundene System ließe sich überwinden, indem der Zusammenhang von allgemeinem Bedarf, kollektivem Leistungsvermögen und ausgleichender Geldverfügbarkeit erkannt und funktional gestaltet würde: Die technisch erreichte höhere Produktivität des Arbeitsvermögens und das erweiterte Leistungsangebot durch automatisierte Prozesse kann marktlogisch nur genutzt werden, wenn Nachfrage durch Bedarf und Geldverfügbarkeit gesichert ist: Fehlt eines von beidem, Bedarf oder Geld, gibt es keine Nachfrage.

Nachfrageausfall ist häufig der Grund für die unbefriedigende wirtschaftliche Lage in vielen Ländern, weil zwar von den Zentralbanken (in Japan, USA, Europa) große Geldmengen zur Verfügung gestellt werden, diese aber hauptsächlich dorthin gelangen, wo kaum Bedarf an realen Wirtschaftsleistungen besteht:

> „Seit Beginn der Interventionen im Jahr 2009 ist das US-BIP um magere 7,9 Prozent gewachsen, der Aktienindex S&P 500 aber um 215 Prozent." (Urschitz 2015, S. 15)

Zugleich ist offensichtlich, dass hoher Bedarf an Arbeitsleistungen zur Milderung der „Weltprobleme" besteht. Würden die Geldmengen „intelligent" zur Organisation der gesellschaftlich erforderlichen Arbeit verwendet, könnten bestehende Probleme durch das ja verfügbare menschliche und betriebliche Produktionsvermögen gemildert werden. Doch die gedankliche Fixierung auf Geld, Einkommen und Profit verhindert die Erkenntnis und den Einsatz von Geld als funktionalem Mittel der politischen Arbeitsorganisation im gesamtgesellschaftlichen Interesse.

Völlig verkannt wird offensichtlich im beschränkten Gelddenken[3] die Tatsache, dass Geld nur dann realen Wert hat, wenn für dieses Geld erwünschte Waren zu kaufen sind. Und Waren entstehen durch die Nutzung von Produktionsmitteln. Nur die verfügbaren Wirtschaftsleistungen sind folglich die Wertsicherung (die Deckung) des Geldes (Kellermann 2014 a, S. 32). Dementsprechend sind die Erarbeitung von Waren und deren Absatz die entscheidenden Größen

3 „Beim Denken an Geld endet das Denken" – ein Aspekt des „Moneyismus" (Kellermann 2007, S. 115 ff.).

für das nach dem Bruttoinlandsprodukt[4] berechnete Wirtschaftswachstum sowie für den Grad an „Beschäftigung“[5].

Technology Assessment

Der Einsatz von neuen Produktionsmöglichkeiten hat immer Folgen für die gesellschaftliche Organisation der Arbeit. Die Erfindungen von Rad, Pflug und Uhr haben vergleichsweise langsam die Arbeitsorganisation verändert. Aber immer kürzer wurden die Phasen der Neuerungen nach Beginn des Buchdrucks, der mechanischen, der elektrischen, automatischen und zuletzt der digitalen Produktionsmöglichkeiten.

Nach wissenschaftlichen Analysen betreffen digitale Innovationen etwa die Hälfte der zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestehenden Arbeitsplätze für Menschen im Laufe seiner ersten Jahrzehnte[6]. Allerdings hat der steigende Einsatz von elektronischen Hilfsmitteln („Automaten“) Auswirkungen auf weit mehr Themen und Probleme:

- *Information und Wissen* wachsen stetig und erweitern die Datenmengen; zugleich überlagern sie Denken und Verstehen.
- Erweiterte Funktionen der Automaten übernehmen bisherige menschliche Alltagstätigkeiten, verstärken damit die *Abhängigkeit* der Menschen von ihnen.
- Zunehmende Vernetzung erhöht die *Komplexität des Systems*, was sowohl Effizienzsteigerungen als auch größere Risiken bedeuten kann.

4 „Das Bruttoinlandsprodukt (BIP) stellt das umfassendste Maß für die Gesamtproduktion einer Volkswirtschaft an Waren und Dienstleistungen dar. Es ist die Summe der Geldwerte des Konsums (C), der Bruttoinvestitionen (I), der Staatsausgaben für Waren und Dienstleistungen (G) und der Nettoexporte (X), die in einer Volkswirtschaft innerhalb eines Jahres hergestellt werden.“ (Samuelson, Nordhaus 2005, S. 604) Kürzer: „Das nominelle Bruttoinlandsprodukt (BIP) entspricht der Gesamtsumme der Bruttoausgaben der Endverbraucher für inländische Leistungen zum Kaufpreis.“ (Kellermann 2014 b, S. 253)

5 Umgekehrt ist immer wieder irreführend zu hören: Das Wirtschaftswachstum reiche nicht aus, um die Zahl der Arbeitslosen zu senken. Ein klassisches Beispiel für vordergründiges Denken – eine Folge wird als Ursache missverstanden.

6 „We examine how susceptible jobs are to computerisation. To assess this, we begin by implementing a novel methodology to estimate the probability of computerisation for 702 detailed occupations. […] According to our estimates, about 47 percent of total US employment is at risk.“ (Frey, Osborne 2013) Damit ist allerdings nicht gesagt, dass es insgesamt weniger Arbeitsplätze geben wird. Zu vermuten ist, dass andersartige Arbeitspositionen entstehen. Welcher Art und welchen Ausmaßes hängt wesentlich von der Art der Finanzierung ab.

- Das Verhältnis Menschen/Automaten bei der *Kontrolle von Prozessen*[7] verändert sich: Was erleichtert das alltägliche Leben der Menschen, was ist von Menschen nicht mehr durchschaubar?
- „Autonome Automaten" können *Entscheidungen* übernehmen und Menschen dadurch entlasten, aber in gleichem Maße auch entmündigen.
- „*Autonome Waffen*" verändern die Relation der Todesfälle bei „Freund" und „Feind".
- *Globale Bevölkerungsbewegungen* können human und inhuman durch neue Technologien beeinflusst werden.
- Die Herstellung und der Gebrauch von Automaten haben Auswirkungen auf den *Klimawandel*.
- Durch Künstliche Intelligenz, Roboter und digitale Vernetzung werden *Arbeit und Wirtschaft* auf eine neue Basis gestellt.

Nur das letzte Thema, der *Wandel von Arbeit und Wirtschaft* im Rahmen der gesellschaftlichen Entwicklung, soll in folgenden Thesen angesprochen werden. Freilich sind die anderen, nur sehr selten behandelten, Themenkomplexe nicht von geringerer, aber von andersartiger Bedeutung. Sie müssten jeweils in gleicher Weise beobachtet und bearbeitet werden.

Der Wandel von Arbeit und Wirtschaft

In Beantwortung der qualitativen Frage „Wer erledigt im historischen Wandel der Arbeitsorganisation die gesellschaftlich erforderliche Arbeit?" lassen sich grob drei Modelle unterscheiden:

- Die feudale Gesellschaft
  Kleinbauern, Handwerker, lokale Händler, Sklaven, Leibeigene, Knechte und Mägde erledigen den Großteil der Alltagsarbeit unter Verwendung wenig entwickelter Hilfsmittel; es besteht eine fast geldlose Herrschaft einer auf Erbe und „Gottesgnadentum" strukturierten Gesellschaft; Macht und Reichtum werden in Landbesitz und dessen Bevölkerung gesehen. Zur meist körperlichen Arbeit wird physisch gezwungen. – Feudale Gesellschaften waren und sind alle, in denen ein kleiner Teil der Mitglieder über Gebiete und deren Bewohner herrscht, wobei die große Mehrheit die erforderliche Arbeit leistet.

---

7 „Die Technik kann nur das tun, wofür sie von Menschen programmiert wurde. Und wie man am Flug 1549 gesehen hat (Landung eines voll besetzten Flugzeugs auf dem East River/Manhattan am 15.1.2009, P.K.), lässt sich ein bis dahin undenkbares Ereignis wie ein doppelter Triebwerksausfall nach einem Vogelschlag in geringer Höhe über einer Großstadt nicht planen." (Löger 2016, S. 22)

– Die Lohnarbeitsgesellschaft
  Die Lohnarbeitsgesellschaft organisiert die Arbeit auf der Basis von Zeit und Geld, wobei wiederum ein kleiner Teil der Gesellschaftsmitglieder über Reichtum und Macht verfügt, der weitaus größere gezwungen ist, seine Fähigkeiten gegen Lohn anzubieten. Arbeiter und Angestellte in Fabriken und Büros, Dienstleistungen und Banken prägen die Struktur der Gesellschaft. Die mit Geld organisierte betriebliche Arbeitsteilung führt zu Spezialisierungen, Produktivitätssteigerungen und erweiterten Märkten. Die Arbeitsmotivation orientiert sich zunehmend an Gelderwerb, obwohl ein „Recht auf Arbeit" gefordert wird.[8] Die Entlohnung der abhängig Beschäftigten erfolgt auf Zeitbasis nach sozialer Differenzierung. Die Industrialisierung erfasst stetig mehr Bereiche der Erwerbsarbeit. Es entstehen der Industrie- und Finanzkapitalismus.

– Die befreite Gesellschaft
  Das gerade angebrochene Zeitalter der Künstlichen Intelligenz, der Robotik und digitalen Vernetzung erfordert eine andere, grundsätzlich innovative gesellschaftliche Arbeitsorganisation. Diese Epoche ermöglicht die Weiterentwicklung von zunächst geldloser Sklavenarbeit im Feudalismus über geldbezogene Lohnarbeit im Kapitalismus zur finanziell gesicherten freien Arbeit in einem sozialen Liberalismus.

Die quantitative Veränderung der Erwerbsarbeitsstruktur in der sehr kurzen Zeitspanne 1950 – 2010 in Deutschland bietet ein Beispiel für den Wandel von Erwerbsarbeit und Wirtschaftsstruktur:

Erwerbstätige im Inland nach Wirtschaftssektoren, Deutschland (WZ2008/ GENESIS-Online)

Jahr	*Insgesamt*	*Primärer Sektor* Argrarkultur	*Sekundärer Sektor* Industrie	*Tertiärer Sektor* Dienste
	1000	*%*	*%*	*%*
1950	*19 570*	*24,6*	*42,9*	*32,5*
1960	*26 063*	*13,7*	*47,9*	*38,3*
1970	*26 589*	*8,4*	*46,5*	*45,1*

8 Ein „Recht auf Arbeit" wurde bereits 1793 im Rahmen der großen französischen Revolution (ab 1789) verlangt wie ebenso in der Revolution von 1848 und fand dann Eingang in die UNO-Menschenrechtsdeklaration ein Jahrhundert später. Damit konnte damals eigentlich nur das Recht auf Leben in der entstehenden industriellen Lohnarbeitsgesellschaft gemeint sein. Doch fast niemand, damals wie heute, der diese Forderung erhebt, denkt dabei an Arbeit im Sinne des Schaffens von Gebrauchswerten, aber nahezu alle meinen den Erwerb von Geld als erforderliches Tauschmittel zum Kauf der Mittel des Lebens.

1980	*27 420*	*5,1*	*41,1*	*53,8*
1990	*30 409*	*3,5*	*36,6*	*59,9*
2000	*39 386*	*1,9*	*28,7*	*69,4*
2010	*40 587*	*1,6*	*24,5*	*73,8*

Trotz des starken Wandels bleibt das zu Erwerbsarbeit zwingende System die Basis: Nur zur allmählichen Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit (Tages-, Wochen-, Jahres- und Lebensarbeitszeit) wurde die Chance, die sich durch steigende Produktivität ergibt, genutzt. Dagegen könnte das Arbeitssystem epochal neu konzipiert werden: statt Erwerbszwang, Arbeitsfreiheit; statt Aversion der Erwerbsarbeit gegenüber (z.B. Flucht von Erwerbsarbeit in freie Zeit wie Wochenende, Urlaub, Pension) intrinsische Arbeitsmotivation. Hindernisse eines grundsätzlichen („paradigmatischen") Wechsels der Arbeitsorganisation in Betrieben und Gesellschaft sind herrschender Zeitgeist und vorherrschende Menschen-, Gesellschafts- und Weltbilder.

Eine neue gesamtgesellschaftliche Organisation der Arbeit könnte auf den folgenden Komponenten basieren: autonome Produktion durch Menschen und Automaten. Unter „autonom" ist dabei Selbstregulierung zu verstehen, die bei den Menschen im Rahmen von persönlichen Motiven und staatlichen Gesetzen, im Fall der Automaten im Rahmen von *policies* und *soft ware* erfolgt. Menschliche und maschinelle Abweichungen von den Regeln im Sinne von Störungen sind dabei nicht auszuschließen. Solche Friktionen sind insbesondere aus der grundsätzlichen Inkompatibilität der Charakteristiken von Mensch und Maschine zu erwarten: Menschen sind zugleich natürliche (biotische) und gesellschaftliche (soziale) Wesen; Automaten entstanden aus langwährenden Entwicklungen durch menschlichen Geist und Gebrauch als komplizierte Maschinen.

Die in Generationen entwickelten Produktionsmöglichkeiten[9] erlaubten im 21. Jahrhundert, eine vom Arbeitszwang weitgehend befreite Gesellschaft und von Herrschaft unabhängige Arbeitsverhältnisse zu entwickeln: Automaten und digitale Technologien erledigen wachsende Anteile der Arbeitstätigkeiten. Autonome Arbeit der Menschen wird in partizipativen Lebens- und Arbeitsgemeinschaften auf Basis eines gesicherten Grundeinkommens sowie freier

9 „Das gegenüber der handwerklichen und mechanischen Produktion wesentliche gesellschaftliche Moment der automatischen Produktion ist die Entlassung der lebendigen menschlichen Arbeitskraft aus der unmittelbaren Gütererzeugung. Abgesehen davon, daß Menschen in den verbliebenen Beständen handwerklicher und mechanischer Produktion beschäftigt sind, beschränkt sich in der automatischen Produktionsform der Bedarf an menschlicher Arbeitskraft auf die Bereiche von Forschung und Entwicklung, auf die Umsetzung der entwickelten Technologie in kapitalisierte Technik (also automatische Produktionsmittel), auf die globale Kontrolle sowie auf die Instandhaltung der Kapitalaggregate. Die Auswirkungen der automatischen Produktionsform erfassen die gesamten sozialen Beziehungen; vor allem betreffen sie die Arbeitsorganisation, die Qualifikation der Arbeitskraft, die Gütererzeugung, die wirtschaftspolitischen Beziehungen auf dem Weltmarkt, die Besitzverhältnisse und die Beschäftigung – sowie von all diesen Bereichen abhängig – die innere gesellschaftliche Verfassung." (Kellermann 1981, S. 39)

Erwerbsarbeit nach Motiven und Interessen, Kreativität und Spontanität in Selbstorganisation und Selbstverantwortung ermöglicht.

Grundeinkommen und zusätzliche Erwerbsarbeit

Jede Gesellschaft muss erarbeiten, was sie zur Sicherung und Verbesserung ihrer Lebensbedingungen braucht. Dazu muss sie mit den verfügbaren Ressourcen „ökonomisch", d.h. wirtschaftlich umgehen. Zugleich haben alle Menschen Bedürfnisse und die meisten verfügen über ein Arbeitsvermögen, um zu schaffen, was gebraucht wird. Dieses Vermögen muss sowohl gesellschaftlich als auch persönlich entwickelt und verwendet werden, um Bestand zu haben. Ergänzende Aspekte der Arbeitsverhältnisse sind:

– anthropologisch: Zumindest Kinder und alle unverbildeten Menschen haben das Bedürfnis, tätig zu sein („*homo faber*").
– sozialanthropologisch: Alle Menschen haben das Verlangen, von ihrer Bezugsgruppe (*reference group*) anerkannt und integriert zu werden/zu bleiben. Dieses Bedürfnis wird durch Beiträge zur Bestandssicherung der Gruppe erreicht. Arbeit/Kooperation ist dafür das wichtigste Moment.
– soziologisch: Die weit fortgeschrittene Arbeitsteilung erfordert einen Austausch der wirtschaftlichen Leistungen (Güter und Dienste). Dieser Austausch wird in der gesellschaftlichen Entwicklung immer ausschließlicher mit Hilfe des Mediums „Geld" organisiert. Deshalb verlangt das individuelle Leben in einer solchen „Geldgesellschaft" die persönliche Verfügbarkeit über Geld.
– ordnungspolitisch: Die noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts bestehende Industriegesellschaft erhält/erhielt ihre gesellschaftliche Ordnung durch das „Beschäftigungssystem" beziehungsweise Erwerbsarbeit.
– kognitiv: Denken an Arbeit und darauf zurückgehendes Handeln konzentrieren sich in der entwickelten Geldgesellschaft auf Geld und damit vor allem auf Einkommen durch Erwerbsarbeit.
– global: Um im „Globalen Konkurrenzkapitalismus" nicht nur Mitläufer oder gar nur „Spielwiese" für mächtigere Gesellschaften zu sein, muss jede Gesellschaft ihre Ressourcen (vor allem ihr menschliches Arbeitsvermögen) bestmöglich entwickeln.

Beengtes Denken korreliert mit der Unfähigkeit, ein anderes Modell der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit als das des historisch entstandenen Beschäftigungssystems auch nur sich vorstellen zu können. Ein Modell für die Imagination von Alternativen, um mit diesen zu experimentieren (s. unten), wäre folgendes: Ein bestimmbarer Anteil von persönlicher Geldver-

fügbarkeit im Sinne eines garantierten „Grundeinkommens“ ließe sich je nach Bedürfnissen mit einem weiteren Anteil in Form von Erwerbsarbeit kombinieren.

Der Übergang zu einer Gesellschaft, in der jeder über ein Mindestmaß an Geld verfügt, um das eigene Überleben zu sichern, könnte ein sinnvoller Weg sein. Die damit erreichbare selbständige Tätigkeit als anthropologisches Bedürfnis könnte menschliche Potentiale sich entfalten lassen, die das individuelle wie das kollektive Leben zumeist befriedigender gestalten ließen als in der überholten Form der Arbeitsorganisation. Wer sozial-anthropologisch bedingte Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, Anerkennung und sinnvoller Tätigkeit empfindet, erbringt brauchbare Leistungen über das gesicherte Geldeinkommen hinaus entweder mit oder ohne Honorierung. Die Organisation des Wirtschaftskreislaufs erfolgt über das Instrument Geld in Form von einander ausgleichenden finanziellen Einnahmen (Grundeinkommen, Erwerbsarbeit u.a.) und Konsumsteuern. Das dafür einzusetzende Geldvolumen bemisst sich aus der Geldumlaufgeschwindigkeit, dem gesellschaftlichen Bedarf sowie dem realen und potentiellen Leistungsangebot.[10]

In den Diskussionen zum Grundeinkommen werden die unmittelbaren und mittelbaren Folgen seiner Einführung unsystematisch antizipiert. Zu einer umfassenden Konzeption eines Systems „Grundeinkommen“ gehören nicht nur Geldverfügbarkeit, soziale Einbindung und Sinnstiftung der eigenen Existenz, sondern auch die Möglichkeit, den existentiellen Arbeitszwang entschärfen zu können (Kellermann 1979, S. 109 ff.). Dazu bedarf es stets von neuem den gesellschaftlichen Erfordernissen anzupassender Arbeitsorganisationen im Mikro- wie im Makrobereich. Grundeinkommen ist eben nur Grundeinkommen. Um nicht nur persönlich höherem Geldbedarf nachkommen zu können sowie Arbeitsfreude, Selbstorganisation, Kreativität und Produktivität zu ermöglichen, sind auch zum einen verschiedene infrastrukturelle Ausstattungen (Wasser, Strom, Transport-, Kommunikations- und Schulungssysteme) sowie zum anderen Zugänge zu materiellen und immateriellen Produktions- und Kreditmitteln, zu Organisationen und Institutionen erforderlich.[11]

Durch das Medium „Geld“, das ja durch seine Verwendung nicht verschwindet, würde sich das System steuern lassen; auch in Bereichen, die nicht aus individueller Initiative bearbeitet werden, aber gesellschaftlich bearbeitet werden müssen. Wer mehr braucht als das Grundeinkommen, kann mit zusätzlicher Erwerbsarbeit zu weiterer Arbeit motiviert werden. Der Fluss des Mediums ließe sich durch Verbrauchssteuern „steuern“: Nicht, wer wirtschaftliche Leistungen verfügbar macht, wird besteuert, sondern wer diese Leistungen beansprucht – wer mehr verbraucht, muss somit mehr zahlen.

10 Das gilt – rational gedacht – auch für den Zusammenhang von Wirtschafts- und Finanzsystem: Bezüglich eines volkswirtschaftlichen Optimums müsste das „Geldprodukt“ (Geldmenge mal Umlaufgeschwindigkeit) mit der „Leistungssumme“ (reale plus potentielle, ungenutzte aber nutzbare, Leistungen) wirtschaftspolitisch stetig ausgeglichen werden.

11 Da, wie gesagt, beim Denken an Geld gewöhnlich das Denken endet, beschränkt sich auch die dominierende Diskussion um Grundeinkommen auf Geldforderungen und Finanzierbarkeit.

Die Frage, inwieweit sich die Erwartungen verwirklichen ließen, beziehungsweise sich als illusorisch herausstellten, müsste wiederum durch Forschung und passende Experimente (regional, gruppenspezifisch, befristet …) beantwortet werden können.
Zu erwarten ist je nach Experiment:

- Älteren Menschen, die das alte System gewohnt sind, würde es schwer fallen, umzudenken und sich anders als nach den erworbenen Vorstellungen zu verhalten.
- Jüngere Menschen, die noch nicht durch Existenzängste in ihrem Denken und Handeln beschränkt sind, wären weniger an Gelderwerb, mehr an befriedigender Arbeit orientiert.[12]
- Aufgeschlossene Menschen würden neugierig verschiedenes überlegen und ausprobieren.
- Es würde allgemein weniger zusätzlich bezahlte Arbeit, mehr unentgeltliche Arbeit geleistet.
- Mehr Menschen könnten sich mit ihrem Arbeitsvermögen bezahlt oder unbezahlt der Milderung kleiner und großer Probleme widmen.
- Es könnten freie Zusammenschlüsse zu Arbeitsteams auf Basis gegenseitiger vertraglicher Verpflichtungen entstehen.
- Es ließe sich wieder jene produktive Muße ohne Angst vor Verarmung gewinnen, die benötigtes Nach- und Vordenken ermöglicht.
- Der Wirtschaftskreislauf von Produktion, Distribution und Konsumtion ließe sich von Seiten der Regierungen je nach gegebener Lage von Bedarf und Leistungsvermögen variieren; Wirtschaftsleistungen könnten durch flexibel gehandhabte Geldpolitik in Angebot und Nachfrage funktional gesteuert werden.

Es geht also nicht nur um die Entwicklung „intelligenter" Maschinen; um diese auch für das gesellschaftliche Wohl nutzen zu können, geht es vor allem um eine „intelligente" Organisation der gesellschaftlich erforderlichen Arbeit. Durch entsprechende Forschung sind diese zu identifizieren und durch differenzierte Ausschreibungen lassen sich die benötigten Arbeitsleistungen mit Hilfe von Geld mobilisieren, das durch die entstehenden Leistungen gedeckt wird.

Gesellschafts- und wirtschaftspolitisch sollte klar sein, dass derzeit in Entwicklung und Anwendung von Automaten mehr an Geist und Geld investiert wird als in Abschätzung und Steuerung der Folgen. Und eben so müsste verstanden werden, dass es Aufgabe der Regierungen und nicht der einzelnen Betriebe und schon gar nicht von Privatpersonen ist, in aufeinander abgestimmten Programmen den gesellschaftlich unerwünschten Folgen von Automation, Digi-

12 Analog zu dem Umstand, dass auf dem Gebiet der USA geborene Kinder die Staatsangehörigkeit erhalten, ließe sich die allmähliche und damit überschaubare Einführung eines Grundeinkommens für Kinder bewerkstelligen: Sie erhalten ab einem noch zu bestimmenden Alter staatlich garantierte Geldverfügbarkeit.

talisierung und vermehrtem Robotereinsatz zu begegnen, beziehungsweise die Entwicklungen im Interesse des Allgemeinwohls zu steuern.

Abschließende Bemerkung: Arbeitsideologie und Grundeinkommen

Die vermutlich erfolgreichste Ideologie[13] der Industriegesellschaft ist die Arbeitsideologie (Kellermann 2002, S. 200 ff.). Ideologie ist eine Weltanschauung und eine Lehre, die das vorherrschende Menschen- und Gesellschaftsbild vorgeben. In einer Ideologie vermengen sich Wahrheit und Verlogenheit zu einer schwierig zu analysierenden Einheit.

Wahr an Arbeitsideologie ist anthropologisch, dass Arbeit zur Sicherung und Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen geleistet werden muss. Die Verlogenheit hängt mit dem zusammen, was seit dem 19. Jahrhundert als „Recht auf Arbeit" gefordert wird. Weder Leibeigene noch Sklaven und Sklavinnen, Knechte und Mägde oder Dienstmädchen und Lakaien haben in den vergangenen Gesellschaftsverhältnissen ein Recht auf Arbeit gefordert. Diese Forderung entstand mit dem Aufkommen industrieller Produktion.

Die sich stark differenzierende Arbeitsteilung und das Entstehen von Fabriken verursachten den unabdingbaren Tausch von Gütern und Diensten, da eine Selbstversorgung immer schwieriger wurde. Das funktionale Tauschmedium „Geld" setzte sich im gleichen Maße wie die Spezialisierung und die Ausweitung der Lohnarbeit (Lohn nach Zeit) durch: Das „Beschäftigungssystem" entstand. Mit diesem Prozess wurde Geldverfügbarkeit immer dringlicher, was die „Geldgesellschaft" begründete.

Zur Arbeitsideologie gehört, dass Geld legal und legitim vor allem durch Arbeit zu erwerben ist und dabei nur Erwerbsarbeit als Arbeit verstanden wird. Es besteht folglich ein sozialer Zwang zu Erwerbsarbeit. Verlogen ist diese Ideologie, weil unter „Recht auf Arbeit" eigentlich lediglich ein Recht auf Erwerbsarbeit, auf „Beschäftigung", auf einen „Arbeitsplatz" verstanden wird.[14] Genauer: Es ist ein Recht auf Einkommen gemeint, da fast alle zum Leben erforderlichen Güter und Dienste gekauft werden müssen. In Wahrheit geht es also letztlich um das „Recht auf Leben" in der Geldgesellschaft. Die durch Technik und Arbeitsteilung entwickelten Spezialisierungen und Produktivitätssteigerungen des begonnenen Digitalen Zeitalters ermöglichen jedoch einen Epochenwechsel in der gesellschaftlichen Organisation der erforderlichen Arbeit

13 Altgriech: *εἶδος* das Bild, die äußere Erscheinung und *λόγος* die Rede, Erzählung (Menge 1903, S. 167 bzw. 350 f.)

14 Die individuelle Unfähigkeit, Zusammenhänge zu erkennen und zu benennen, bzw. die politische Verlogenheit geht so weit, dass nicht nur im deutschen Bundestagswahlkampf 2013 Slogans der folgenden Art plakatiert wurden: „Damit Europa mehr Arbeit und Wachstum schafft" (CDU) oder „Frieden sichern, Millionäre besteuern […] Beschäftigung schaffen […]" (Die Linke). Im eigentlichen Wortsinn muss Arbeit nicht geschaffen, sondern geleistet werden; und Leute müssen nicht beschäftigt werden. Es geht um Arbeit zur Sicherung und Verbesserung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse.

und damit eine Entschleierung der Arbeitsideologie: eine relative Lockerung des kollektiven und eine Befreiung des individuellen Arbeitszwangs durch ein funktional begründetes „Recht auf Grundeinkommen".

Wenn das Angebot produzierter Güter und verfügbarer Dienste wegen strukturell sehr ungleicher Kaufkraft nicht nachgefragt werden kann, ist das gesamtgesellschaftlich dysfunktional, weil das Wirtschaftssystem stagniert oder gar kollabiert. Gesellschaftlich funktional hingegen ist die Vermittlung von Produktion, Distribution und Konsumtion des Wirtschaftssystems durch „mobiles", also umlaufendes, Geld: Roboter konsumieren nicht, sehr wohl aber Menschen mit Bedürfnissen, die wenigstens ein Grundeinkommen haben. Damit kann der mit Geld vermittelte wirtschaftliche „Kreislauf" in Gang gehalten werden und den Menschen wird die Wahl zwischen unentgeltlicher Tätigkeit, selbständiger oder unselbständiger Erwerbsarbeit ermöglicht.

Wie müssen sich unsere immer noch weitgehend starren und ausgeprägt hierarchischen Organisationsformen in den Unternehmen wandeln, damit sich das Potenzial der Beschäftigten in selbstorganisierten, agilen Innovationsprozessen über Abteilungs- und Disziplingrenzen hinweg entfalten kann? (Pfeiffer, Suphan 2015, S. 30)

Auf der Basis von Künstlicher Intelligenz, Robotern und digitalisierter Vernetzung ließe sich nach den physisch oder finanziell erzwungenen Arbeitsverhältnissen in Sklaven-, Lohnarbeits- und Geldgesellschaften eine neue gesellschaftliche Organisation der Arbeit für ein wirtschaftlich gesichertes, freieres Arbeitssystem mit Einkommensgarantie entwickeln. Rational-funktionale Argumente für garantiertes Einkommen sind zum einen: Wenn privatwirtschaftlich in Automaten investiert wird, um auf Märkten deren Produkte absetzen zu können, muss die gewünschte Nachfrage mit Geld ausgestattet sein. Nochmals: Nachfrage kann nur dann entstehen, wenn beides, Bedarf und Geldverfügbarkeit, gegeben sind. Zum anderen: Arbeitszwang ist, gleichgültig in welcher Gesellschaft und auf welchen Gebieten, wirtschaftlich weniger effizient als intrinsisch motivierte Tätigkeit.[15]

Anhang

Zitate zur Einstimmung in die Problematik aus „Der Maschinen-Schwarm" von Alexander Jung und Thomas Schulz (2015):

„Iiwa ist ein Roboter der neuen Generation, ein erstaunlich gefühlvolles Geschöpf." (S. 70)

„Roboter werden immer schneller, kleiner und klüger." (S. 71)

„Roboter nehmen Chirurgen mühselige Aufgaben wie das Entfernen von Gewebe ab." (S. 71)

15 Das gilt auch für das Lernen in Schule und Hochschule: Mit dem heteronomen Studium in Folge des europaweiten Bologna-Prozesses an Universitäten beispielsweise war das Ziel des Europäischen Rats (Lissabon 23./24. März 2000) *„to become the most competitive and dynamic knowledge based economy of the world"* nicht erreichbar.

„Es (Boston Dynamics, P.K.) hat neben vierbeinigen Robotern, die bis zu 46 Kilometer pro Stunde schnell rennen können, auch humanoide, zweibeinig laufende Maschinen entwickelt." (S. 72)

„Sie (die Roboter, P.K.) erkennen sich gegenseitig, tauschen sich aus, lernen und erarbeiten gemeinsam Lösungen. Dann findet der eine Roboter einen Defekt, und der andere repariert ihn." (S. 72)

„Im kommenden Jahrzehnt werde der Anteil der Automatisierung in der Fertigung von jetzt 10 auf dann 25 Prozent steigen, prognostiziert die Beratungsgesellschaft Boston Consulting Group (BCG) in einer neuen Studie. Denn die neuen Roboter und intelligenten Maschinen sind nicht nur besser, sondern werden auch immer billiger." (S. 73)

„Schon jetzt kostet ein Roboter in der amerikanischen Elektronikbranche im Schnitt nur vier Dollar die Stunde gegenüber dem Arbeiterlohn von 24 Dollar pro Stunde." (S. 73)

„Und auch für die Lohnentwicklung der verbleibenden Arbeiter verheißt die billige Maschinenkonkurrenz nichts Gutes." (S. 73)

„Zugleich verspricht die Automatisierung deutlich wachsende Produktivität." (S. 73)

Literatur

Brauck, Markus, Alexander Jung, Ann-Kathrin Nezik und Thomas Schulz. 2015. *Von A bis Z*. In: *Der Spiegel* Nr. 34/14.8.2015: 9-17.

Europäischer Rat. 2000. *Schlussfolgerungen des Vorsitzes*, 23. Und 24. März 2000, Lissabon. http://www.europarl.europa.eu/summits/lis1_de.htm, (17.06.2008).

Frey, Carl Benedikt and Michael A. Osborne. 2013. *The Future of Employment: How susceptible are jobs to computerisation?* Department of Engineering Science, University of Oxford, Oxford, OX1 3PJ, United Kingdom. mosb@robots.ox.ac.uk. Users/michaelosborne/Documents/Research/future_of_employment_paper/old/.texpadtmp/future_of_employment_18.dvi (3.7.2015).

GENESIS-Datenbank. 2015. *Erwerbstätige im Inland nach Wirtschaftssektoren, Deutschland*. https://www-genesis.destatis.de/genesis/online (19.2.2016).

Hughes, James. 2014. *A Strategic Opening for a Basic Income Guarantee in the Global Crisis*. In: *Journal of Evolution & Technology*, Vol. 24 Issue 1/ February 2014: 45-61.

Jung, Alexander und Thomas Schulz. 2015. *Der Maschinen-Schwarm*. In: *Der Spiegel* Nr. 9/21.2.2015: 70-73.

Kellermann, Paul. 1979. *Soziologische Aspekte der Arbeitsmarktpolitik.* In: *Die außerökonomischen Aspekte der Arbeitsmarktpolitik*, hrsg. Ernst Gehmacher: 91-113. Wien: IFES. Nachdruck in *Technologie und Politik, Die Zukunft der Arbeit 3*, hrsg. Freimut Duve. 1980. 146-181. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuchverlag.

Kellermann, Paul. 1981. *Arbeit und Bildung II.* Klagenfurt: Kärntner Druck- und Verlagsanstalt.

Kellermann, Paul. 2002. *Soziologie und globale Herausforderungen: Zum Verhältnis von Bedürfnis, Arbeit und Ware.* In: *Kärntner Jahrbuch für Politik 20,* hrsg. Karl Anderwald, Peter Karpf und Hellwig Valentin, 189-212. Klagenfurt: Kärntner Druck- und Verlagsanstalt.

Kellermann, Paul. 2007. *Moneyismus – Der Glaube an Geld als Alltagsreligion.* In: *Die Geldgesellschaft und ihr Glaube,* hrsg. Paul Kellermann, 115-125. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kellermann, Paul. 2014a. *Soziologie des Geldes.* Wiesbaden: Springer VS.

Kellermann, Paul. 2014b. *Zum Verhältnis von Bedürfnis, Arbeit und Geld.* In: *Soziologie des Wirtschaftlichen,* hrsg. Dieter Bögenhold, 239-265. Wiesbaden: Springer VS.

Löger, Christoph. 2016. *208 Sekunden*. In: *auto touring* feb/16, 20-22. Wien: ÖAMTC-Verlag.

Menge, Hermann. 1903. *Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch.* Berlin-Schöneberg: Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Pfeiffer, Sabine und Anne Suphan. 2015. *Der AV-Index. Lebendiges Arbeitsvermögen und Erfahrung als Ressourcen auf dem Weg zu Industrie 4.0.* Working Paper 2015 #1 (draft v1.0 vom 13.04.2015), Universität Hohenheim.

Samuelson, Paul A. und William D. Nordhaus. 2005. *Volkswirtschaftslehre.* Landsberg am Lech: mi-Fachverlag.

Sobotka, Tomás, Krystof Zeman, Michaela Potancokova, Jakob Eder, Zuzanna Brzozowska, Éva Beaujouan and Anna, Matysiak. 2015. *European Fertility Datasheet 2015.* Wien: Vienna Institute of Demography.

Union of International Associations (1907-2015): *The Encyclopedia of World Problems and Human Potential.* http://www.uia.org/encyclopedia (17.2.2016).

Urschitz, Josef. 2015. *Die Gelddrucker sind kläglich gescheitert*. In: *Die Presse* 21.8.2015: 15.

Paul Kellermann, geb. 1937, deutsche und österr. Staatsbürgerschaft, Diplom in Soziologie Frankfurt 1963, Dr. oec. publ. 1966 München, Venia legendi Allgemeine Soziologie 1972 Konstanz, o. Prof. 1973 Klagenfurt, Gastaufenthalte an Universitäten in Deutschland, Österreich, USA, Äthiopien, Chile, Tansania. Associated Prof. University of Northern Iowa, em. Univ. Prof. Universität Klagenfurt.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Wirtschaftssoziologie und Gesellschaftsanalyse

Gertraude Mikl-Horke

Zusammenfassung: Die Wirtschaftssoziologie der Gegenwart, die sich seit den 1980er Jahren von den USA aus ausgebreitet hat, ist lange Zeit vornehmlich auf die empirische Erforschung des Unternehmenshandelns in Märkten und die Einbettung desselben in die sozialen Beziehungen zwischen den Firmen fokussiert gewesen. Im europäischen sozialwissenschaftlichen Kontext wurde zwar den Institutionen auch Beachtung geschenkt, aber doch aus der Sicht der Wirkungen derselben auf das Markthandeln. Die Wirtschaftssoziologie schien den methodologischen Individualismus der Mikroökonomie übernommen zu haben und wurde von manchen eher als eine Abart der neoliberalen Ökonomie betrachtet. Der Beitrag argumentiert, dass das Verständnis von Wirtschaft über den Markt hinaus erweitert und wieder stärker auf die Gesellschaft und die Folgen der wirtschaftlichen Handlungen für diese bezogen werden muss. Dabei ist in der Gegenwart das Problem der Verteilung von Einkommen und Vermögen besonders wichtig, das in der Soziologie durch die Überbetonung der sozialen Wertschätzung, von Status und Prestige, „entmaterialisiert" wurde. Die ökonomische Ungleichheit als solche ist ein Grundproblem für die Gesellschaft und für die Soziologie. Letztere muss über die empirische Feststellung von Strukturunterschieden hinaus den Markt als einen politisch-kulturellen Tatort umdeuten und ihr eigenes Verständnis von Wirtschaft als soziologisches Erkenntnisobjekt finden.

Schlüsselwörter: Neue Wirtschaftssoziologie, Marktsoziologie, soziale und ökonomische Ungleichheit, Gesellschaftsanalyse

---

G. Mikl-Horke ✉
WU – Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung
Welthandelsplatz 1, Gebäude D4, 1020 Wien, Österreich
E-Mail: Gertraude.Mikl-Horke@wu.ac.at

Economic sociology and societal analysis

Abstract: The economic sociology that developed from the 1980s onwards starting in the US, focussed on the empirical research on actions of firms in markets and their embeddedness in interfirm social relations. In the social science context in Europe institutions had been paid attention as well, but mostly in view of their effects on market behaviour. Economic sociology seemed to have embraced the methodological individualism of microeconomics and was seen by some even as a derivative of neoliberal economics. The article argues that the concept of the economy must be enlarged beyond the market and oriented more strongly at society and the social consequences of economic actions. In this connection the problem of economic distribution is especially important at present, but had been „immaterialised" in sociology by an overemphasis on differences of social status and prestige. The inequality of income and wealth must itself be understood as a fundamental problem for society and for sociology, and the latter must go beyond studying structural differences by empirical research and reformulate the market as a political-cultural arena of action and find her own conception of the economy as sociological object of cognition.

Keywords: New economic sociology, market sociology, social and economic inequality, societal analysis

Einleitung

Dass Wirtschaft ohne Gesellschaft, aber auch Gesellschaft ohne Wirtschaft nicht denkbar sind, davon kann man sich durch einen Blick auf die Entwicklung der menschlichen Kultur und Geschichte leicht überzeugen. In den Denkweisen und Konzepten der modernen Sozialwissenschaft erscheint jedoch gerade diese Verbindung von Wirtschaft und Gesellschaft problematisch, sind beide doch Erkenntnisobjekte voneinander getrennter Einzelwissenschaften. Zwar gab es immer wieder Versuche, die Trennung von Ökonomie und Soziologie zu überwinden, und in der Gegenwart stellt die Wirtschaftssoziologie, die sich seit den 1980er Jahren von den USA aus entwickelt und verbreitet hat, einen derartigen Versuch dar wie auch die Diskussion um die Sozio- bzw. Sozialökonomie (vgl. Mikl-Horke 2011).

Die Wirtschaftssoziologie der Gegenwart ist weitgehend auf die empirische Untersuchung des Handelns von Unternehmen und der sozialen Beziehungen auf Märkten fokussiert und nimmt die weiteren gesellschaftlichen Bezüge im Wesentlichen aus der Perspektive der Wirkungen von Institutionen auf das wirtschaftliche Handeln wahr. Hingegen setzt sie sich wenig mit gesellschaftstheoretischen Fragen auseinander, noch hinterfragt sie systematisch das auf „den Markt" reduzierte Verständnis von Wirtschaft. Dieser Beitrag soll darauf hinweisen, dass eine gesellschaftstheoretische und –analytische Perspektive für eine Wirtschaftssoziologie, die *Soziologie* sein will, wichtig ist. Denn Annäherung oder Integration der Sozialwissenschaften

bedeuten nicht einseitige Assimilierung, sondern den Diskurs auf der Basis der jeweils eigenen Objektdefinitionen und Erkenntnisziele.

Zunächst wird in aller Kürze auf die Entwicklung der Wirtschaftssoziologie und ihr Verhältnis zur Ökonomie eingegangen. Im Anschluss daran wird argumentiert, dass Wirtschaftssoziologie den Zusammenhang zwischen Gesellschaftsstruktur und Wirtschaft berücksichtigen muss, und dabei in der Gegenwart dem Problem der ökonomischen Ungleichheit im Gefolge der Dominanz der globalen Finanzmärkte besondere Bedeutung zukommt.

Wirtschaftssoziologie – Soziologie oder Ökonomie?

Das auf Marktgesetz und rationalem Nutzenkalkül beruhende Konzept der Wirtschaftstheorie übte auf das allgemeine Verständnis von Wirtschaft - und auch jenes der Soziologen - eine beträchtliche Faszination aus, die auch dazu führt, dass dieses oft mit der Wirklichkeit identifiziert wird. Sogar Weber meinte in Bezug auf die abstrakten Annahmen der Wirtschaftstheorie, dass sich die realen Verhältnisse dem Modell asymptotisch annähern würden (vgl. Maurer und Mikl-Horke 2015, S. 57 ff.). Weber bezog sich dabei vor allem auf die österreichische Version der Grenznutzentheorie, in Parsons‘ und Smelsers „Economy and Society" (1956), einem weiteren Markstein in der Entwicklung der Wirtschaftssoziologie, war es dann die neoklassisch-keynesianischen Synthese, die die Grundlage für das Wirtschaftsverständnis darstellte.

Auch die empirischen Studien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die sich vornehmlich mit Konsum, Arbeit und Organisation beschäftigten, hinterfragten die von der Ökonomie und ihrer Popularisierung ins Leben gesetzte Vorstellung von Wirtschaft als *Markt* nicht. Soziologen kritisierten nur die fehlende – von der Wirtschaftstheorie ohnehin nicht beabsichtigte – Realitätsnähe des neoklassischen Verhaltensmodells, meinten damit aber die Nicht-Berücksichtigung der als vorwiegend nicht-rational verstandenen *sozialen* Motive und Verhaltensweisen der Konsumenten und der Arbeitenden. Sie lieferten ihrerseits empirische Untersuchungen über Verhaltens- und Einstellungsmuster, was Anerkennung fand in einer Zeit, die durch wohlfahrtsstaatliche Institutionen und eine auf die Förderung der Massennachfrage abzielende Wirtschaftspolitik charakterisiert war. Unter diesen Voraussetzungen waren Politik und Unternehmen an empirischen Untersuchungen als Informationsquellen über Einstellungen und Verhaltensweisen von Arbeitnehmern, Konsumenten und Wählern sehr interessiert, was die Stellung der Soziologie in der akademischen Welt und ihren Einfluss als Beraterin der Politik förderte.

Wirtschaftssoziologie bedeutete in dieser Epoche bis zu den 1980er Jahren vor allem eine Bezeichnung für einen Sammelbereich der empirischen Forschungsbereiche, die sich mit den „sozialen" Dimensionen in der Wirtschaft beschäftigen, d.h. mit den Verhaltensweisen und Einstellungen von Arbeitenden und Konsumenten; gelegentlich war das auch mit dem Versuch, den Begriffskanon der modernen Soziologie auf die Wirtschaft zu übertragen, verbunden. Seit etwa

1980 entstand dann die noch heute oft als „neue" bezeichnete Wirtschaftssoziologie (Maurer und Mikl-Horke 2015, S. 141 ff.). Dies koinzidierte zeitlich mit dem politischen Umschwenken zu marktliberalen Auffassungen und „angebotsorientierten" Wachstumsstrategien in USA und UK. Diese politischen Strategien veränderten die wirtschaftliche Realität nachhaltig und führten u.a. dazu, dass in der Gegenwart wirtschaftliche Themen und Probleme im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen, was diese auch für die sozialwissenschaftliche Forschung interessant machte.

In der Ökonomie ihrerseits war das Bewusstsein gewachsen, dass institutionell-politische Bedingungen Folgen für die Wirtschaft haben und dass Markthandeln Kosten verursacht. Es kam daher zu einer stärkeren Berücksichtigung der Normen, der Institutionen und der Kultur, was dem Neo-Institutionalismus, der allerdings keine Abkehr von der Grenznutzen- und Markttheorie darstellt, Auftrieb gab (vgl. Schmid und Maurer 2003). Auch beanspruchten neoklassische Theoretiker, dass das Rational-Choice-Modell über die Wirtschaft und den Markt hinaus auch für die Erklärung des sozialen und des politischen Handelns Geltung habe. Das wurde innerhalb der Soziologie von jenen aufgegriffen, die auch soziales Handeln als rational erkannten, und führte zur Konstitution einer *ökonomischen Soziologie* im Sinne einer „rational reconstruction of society" (Coleman 1993).

Im Gegenzug gaben einige Soziologen ihre Zurückhaltung in Bezug auf den zentralen Gegenstandsbereich der Ökonomie auf und begannen sich gezielt mit Markt und Preisbildung zu beschäftigen. Schon Hans Albert hatte in den 50er Jahren eine *Marktsoziologie* vorgeschlagen; diese sollte eine empirisch-analytische Wissenschaft sein und die Modelltheorie der Ökonomie ersetzen (Albert 2014). Die neue Wirtschaftssoziologie setzt auch am Markt an und beansprucht diesen als legitimen Gegenstand der Soziologie, wobei dieser aber weitgehend so aufgefasst wird, wie er von der Ökonomie bestimmt wird, und überdies mit Wirtschaft weitgehend gleichgesetzt wird.

Die Wirtschaftssoziologie beruft sich auf einen Aufsatz von Mark Granovetter (1985), worin dieser feststellte, dass soziale Beziehungen für die Erklärung wirtschaftlicher Sachverhalte und Prozesse von zentraler Bedeutung sind. Er kritisierte sowohl über- als auch untersozialisierte Sichtweisen, wie sie die strukturfunktionalistische Soziologie Talcott Parsons einerseits, die ökonomischen Ansätze, auch jene der neo-institutionalistischen Ökonomie, andererseits repräsentieren. Er plädierte für eine Analyse, die sowohl von den individuellen Motiven und Handlungen als auch von deren *Einbettung* in soziale Beziehungen und Institutionen ausgehen sollte. Die angebotsorientierte mikroökonomische Perspektive wird jedoch insofern übernommen, als in vielen Studien die Unternehmen bzw. ihre Vertreter die zentralen Akteure des Marktes darstellen, d.h. ihr Handeln bestimmt Entstehung und Wandel der Märkte. In einem ebenfalls grundlegenden Beitrag hatte Harrison White (1981) argumentiert, dass Firmen sich nicht primär an ihren Schätzungen in Bezug auf eine amorphe Nachfrage orientieren, sondern an den

Strategien anderer Firmen, teils um erfolgreiche Firmen nachzuahmen, teils um für sich eine Marktnische zu finden.

Das Handeln der Akteure auf Märkten wird als sowohl sozial als auch rational motiviert verstanden, wobei besonders betont wird, dass auch das Markthandeln der Unternehmen sich an sozialen Beziehungsaspekten orientiert. Die Wirtschaftssubjekte, die Firmen bzw. ihre Vertreter, handeln rational, aber auch im Rahmen und mit bewusstem Bezug auf die sozialen Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen. Ronald Burt (1992) untersuchte die Formen, die Netzwerkbeziehungen annehmen können. Er wies darauf hin, dass sie als Sozialkapital eingesetzt werden, um positive wirtschaftliche Ergebnisse zu erzielen. Vielfach dient der Hinweis auf die ökonomische Rationalität des Sozialen zur Begründung der Relevanz soziologischer Forschung für Wirtschaft und Politik. Granovetter seinerseits betonte allerdings, dass die Menschen den sozialen Aspekten über die instrumentellen Effekte hinaus auch in Wirtschaftsbeziehungen eine eigene Wertigkeit beimessen (Granovetter 2005).

Der Aufstieg der Wirtschaftssoziologie schlug sich in zahlreichen empirischen Studien über spezielle Märkte und ihre *Einbettung* in die Netzwerke sozialer Beziehungen nieder. Der Fokus verschob sich, nachdem dieser Ansatz auch in Europa Fuß gefasst hatte, in Richtung auf die stärkere Betonung der institutionell-kulturellen Aspekte. Dennoch spielen Märkte und das Handeln von Unternehmen auch hier eine zentrale Rolle in der Wirtschaftssoziologie, und Normen, Institutionen und soziale Aspekte werden vielfach in Bezug auf ihre Wirkungen auf das Markthandeln der Firmen untersucht. Als Ansatzpunkt einer soziologischen Analyse der Wirtschaft bietet sich auch insbesondere das Problem der Ungewissheit in Märkten an (vgl. Beckert 1996). Das Wissen über Normen, Regeln, Institutionen, Konventionen und soziale Beziehungen kann die Ungewissheit reduzieren; damit tritt ihre Funktion für die Effizienz des Marktes und den Wirtschaftserfolg der Unternehmen zutage, welchen die Beseitigung von Ungewissheit jedoch auch hindern kann, wenn sie dadurch die unternehmerische Initiative und Risikobereitschaft mindert.

Aus dieser kurzen Skizze wird deutlich, dass die Wirtschaftssoziologie in dieser Form weitgehend auf die Erforschung von Märkten und aus der Perspektive der privatwirtschaftlichen Aktivitäten betrieben wird. Die Berücksichtigung sozialer Elemente aber findet sich auch bei vielen Ökonomen, insbesondere in empirischen, transdisziplinären und heterodoxen Ansätzen (vgl. Bögenhold 2011). Der *soziologische* Charakter der *Marktsoziologie* erscheint problematisch durch die teilweise Übernahme der mikroökonomischen Perspektive bzw. des methodologischen Individualismus und die doch starke Betonung der wirtschaftlichen Funktionalität sozialer Aspekte, von Institutionen, sozialen Beziehungen und Netzwerken. Manche sehen in dieser neuen Wirtschaftssoziologie daher nur eine Ökonomie mit anderen Mitteln. Insofern fügt sich die neue Wirtschaftssoziologie allerdings auch in die seit Weber, Pareto und Parsons bestehende Tradition ein, die sich mit ihrer *Soziologie* eigentlich an die Ökonomen gewandt hatten.

Wirtschaft und Gesellschaft: Für eine gesellschaftsanalytische Perspektive der Wirtschaftssoziologie

Eine soziologische Forschung, die vornehmlich am *Markt* ansetzt, kann nicht als erschöpfend für eine Wirtschaftssoziologie betrachtet werden, ist in gewisser Weise auch ein seltsames Unterfangen für eine Soziologie. Zwar verweisen die neuen Wirtschaftssoziologen darauf, dass sie eben nicht *den Markt*, sondern *die Märkte* in ihrer Vielfalt untersuchen (vgl. Aspers 2011; Beckert, Diaz-Bone und Ganßmann 2007). Doch das tun Ökonomen auch, wenn sie sich mit den verschiedenen Sparten der Wirtschaftstätigkeit beschäftigen. Ökonomen sind sich auch durchaus bewusst, dass zwischen *Markt* und *Wirtschaft* unterschieden werden muss, denn zum einen wirkt der Markt auf der Grundlage der politischen, institutionellen und kulturellen Bedingungen. Der Markt bzw. die Märkte umfassen auch nicht die Gesamtheit der Wirtschaft, aber obwohl neben der Staatswirtschaft auch der *Dritte Sektor* und die Sozialwirtschaft gegenwärtig wieder mehr Beachtung finden, werden sie meist als Randerscheinungen bzw. als Supplemente der kapitalistischen Marktwirtschaft gesehen.

Wenn man Befunde von Wirtschaftsanthropologen und Wirtschaftshistorikern berücksichtigt, erkennt man, dass Wirtschaften zu allen Zeiten und in allen Kulturen nicht durch ein einheitliches Prinzip geleitet war, sondern sich als vielschichtig, vielfältig und widersprüchlich darstellte. Das wussten etwa die Philosophen der griechischen Antike wie Aristoteles, der zwischen „chrematistike“ (Bereicherungskunst) und „oikonomia“ (Haushaltungskunst) unterschied, sehr wohl (vgl. Mikl-Horke 2008, S. 7 ff.). Erst die klassische Nationalökonomie mit ihrer Idee der Harmonie von individuellen Interessen, Moralordnung und Staatsfinanzierung schuf die Vorstellung einer Einheit, versprach Kontrolle ohne Zwang und die Legitimierung des Gewinnstrebens durch seine Funktion für die Bedarfsdeckung der Gesellschaft und den „common wealth“ der Nation. Damit wurden der Tausch und seine Voraussetzung, die Arbeitsteilung, zum zentralen Prinzip des Wirtschaftens, und dies führte schließlich zur Deutung moderner Wirtschaftsweise als Markt kulminierend in dem fiktiven Modell der vollkommenen Konkurrenz. Das moderne Verständnis der Wirtschaft wurde durch dieses epochale Programm, das gleichzeitig eine ideale Gesellschaftsvorstellung enthielt, die sich politisch mit dem Konzept der Demokratie verband, geprägt und mit Hilfe der Verwissenschaftlichung wirtschaftlicher Berufe und der Verbreitung der Marktrhetorik in Praxis umgesetzt (vgl. Ötsch 2009). Damit trat das Wissen, dass Wirtschaften immer durch die Spannung zwischen Bedürfnisbefriedigung und Vorteilsstreben, zwischen *Hunger* und *Profit* bestimmt ist, in den Hintergrund. Wirtschaft war niemals ein *System*, das durch ein einziges Prinzip oder einen Mechanismus bestimmt war, sondern vielmehr durch unterschiedliche Ziele der Bedarfsdeckung und der Bereicherung repräsentiert; sie war auch niemals nur friedlich, vielmehr über den Großteil der Geschichte eng mit Krieg, Eroberung und Beute verbunden.

Die Soziologie kann nicht einfach das Verständnis von Markt und Wirtschaft von der Ökonomie übernehmen, da sie andere Erkenntnisziele verfolgt als diese. Nicht nur muss sie es hinterfragen und erweitern, sondern sich auf ihre eigenen Problemstellungen und Erkenntnisziele besinnen. Diese liegen in dem Zusammenwirken von Wirtschaft und Gesellschaft begründet, was auch impliziert, dass sie die makrosoziale Dimension wieder stärker berücksichtigen muss. Sehr richtig fordert daher Beckert, „Wirtschaftssoziologie als Gesellschaftstheorie" zu begreifen (Beckert 2009a).

Die Perspektive auf den Zusammenhang von Wirtschaft und Gesellschaft rückt auch den Begriff des Kapitalismus wieder ins Blickfeld der Soziologie. Karl Marx hatte die kapitalistischen Produktionsverhältnisse als eine Gesellschaftsformation verstanden, in der Akkumulation und Dynamik durch die Umwandlung von G-W-G‘ bestimmt sind. Damit hatte er dem Geld und dem Profitstreben besondere Bedeutung zuerkannt. Georg Simmel, Max Weber und Werner Sombart haben den Kapitalismus dann primär als Ausprägung der Individualisierung und Rationalisierung der Kultur und des Aufstiegs des Wirtschaftsbürgertums verstanden. Insbesondere Weber hatte aber das Charakteristikum des modernen industriellen Kapitalismus auch in der Kapitalrechnung gesehen, und die Börse als die rationalste und damit idealtypisch repräsentativste Institution des modernen Kapitalismus charakterisiert (vgl. Weber 2000). Diese Betonung des Geldes und seiner Funktion als Kapital trat jedoch in der Soziologie dann gegenüber den technisch-industriellen Veränderungen der Organisation der Produktion und den Formen der Arbeit in den Hintergrund.

Die Soziologie orientierte sich an der Struktur und Ordnung der Industriegesellschaft, während das Geld als eines der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien definiert verallgemeinert und „entökonomisiert" wurde (Deutschmann 2008, S. 42; vgl. Mikl-Horke 2014). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigten sich selbst kritische Theoretiker daher mehr mit Problemen der Technokratie, Bürokratie und Entfremdung als mit dem Kapitalismus als Gesellschaftsform und mit der Rolle von Geldbesitz, -verteilung und -verwendung. Erst spät nach dem Einsetzen der Wirkungen der neoliberalen Wende kam es zu einer Renaissance des Kapitalismusbegriffs und zur Erkenntnis der Bedeutung von Geld und Kapital als „[…] zentrale Elemente des auf individuelle Autonomie orientierten Wertesystems moderner Gesellschaften […]" (Deutschmann 2008, S. 173).

Arbeit einerseits, Geld andererseits stellen die Perspektiven für wirtschaftssoziologische Reflexion dar (vgl. Ganßmann 1996), was sich mit der grundsätzlichen Widersprüchlichkeit der Wirtschaft zwischen Bedarfsdeckung und Bereicherung, wie sie Aristoteles erkannte, verbinden lässt. Wie Arrighi (2002) aufzeigt, weist diese auch eine historische Zyklizität auf, indem sich Phasen der Dominanz materieller Produktion mit jenen monetär-finanzieller Dominanz abwechseln; er konstatiert eine „[…] alternation of epochs of material expansion with phases of financial rebirth and expansion…In phases of material expansion money capital ‚sets in motion‘

an increasing mass of commodities […]; and in phases of financial expansion an increasing mass of money capital ‚sets itself free' from its commodity form, and accumulation proceeds through financial deals […]" (Arrighi 2002, S. 6).

Der neuen „financial revolution" des „langen 20. Jahrhunderts" – und den Nachwirkungen in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts – kommt jedoch eine besondere Bedeutung angesichts des Volumens und der Geschwindigkeit der Finanzströme zu, was sich auch in dem oft zitierten Begriff des „Finanzmarktkapitalismus" (Windolf 2005) als Kennzeichnung einer neuen gesellschaftlich-wirtschaftlichen Formation niederschlug. Wie in allen Phasen der finanziellen Dominanz verstärkte sich auch in der Gegenwart die ökonomische Ungleichheit mit all ihren sozialen und kulturellen Folgen, verschärft durch die globale Dimension, die der gegenwärtige Kapitalismus besitzt.

Soziale und ökonomische Ungleichheit

Wenn man an die Entstehung der Soziologie im Kontext der Transformation der vertikal stratifizierten Gesellschaft denkt, wird deutlich, dass der gesellschaftlichen Ungleichheit eine besondere Bedeutung als eine grundlegende Problemstellung zukommt. Wirtschaftliche Veränderungen im Sinne der Kapitalbildung und der Einkommens- und Vermögensverteilung spielten im Zuge dieser Transformation eine wichtige Rolle. Dieser Aspekt trat jedoch in der sich als Einzelwissenschaft um Anerkennung bemühenden Soziologie im Laufe des 20. Jahrhunderts mehr und mehr in den Hintergrund zugunsten der Erforschung und Erklärung der sozialen Ordnung der modernen Industriegesellschaft als einer *positionalen* Ordnung auf Grund von erworbenen Statuskriterien wie Beruf und Bildungsniveau. Dabei kam dem Ansehen, der sozialen Wertschätzung eine große Bedeutung zu und der Begriff der Sozialstruktur wurde dadurch weitgehend „immaterialisiert", auf Einstellungen und Verhaltensmuster bezogen (vgl. Fürstenberg 1966). Empirische Untersuchungen ließen das Bild einer relativ homogenen Schichtung entstehen und resultierten in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Befunden einer Mittelschichtgesellschaft. Diese Vorstellung fand eine gewisse reale Grundlage in dieser Epoche, die von den Erwartungen dauerhaften Wachstums und des wohlmeinenden Wirkens des Wohlfahrtsstaates geprägt war. Die Klassenkonzeption im Sinne objektiver Unterschiede ökonomischer Verfügungsmacht schien ihre Erklärungskraft in einer „konsensualen Wohlstandsgesellschaft" verloren zu haben bzw. in einer „Klassengesellschaft ohne Klassen" zu resultieren (vgl. Kreckel 1998). Studien über den Wandel des Freizeit- und Konsumverhaltens führten zu Befunden einer Individualisierung der Lebensstile. Ästhetische, kognitive, kulturelle Aspekte wurden zur Beschreibung der modernen Gesellschaft herangezogen; selbst der technische Wandel und das Geld wurden in Begriffen von Kommunikationsflüssen und -medien ausgedrückt. Auch jene Theoretiker, die klassenbedingte Ungleichheit thematisierten, verwiesen weniger auf

die ökonomischen Unterschiede als auf die Instrumentalisierung von kulturellem, sozialem oder symbolischem Kapital für den Erwerb ökonomischen Kapitals (vgl. Bourdieu 1992).

Die Folge war, dass die ökonomische Ungleichheit in der Soziologie lange Zeit wenig, und wenn überhaupt, dann nur indirekte Beachtung fand (Myles 2003). Oder anders gesagt: Soziologische Gesellschaftsanalyse wurde nicht auf die Verhältnisse und Entwicklungen in Politik und Wirtschaft bezogen (Preglau 2007; Nollmann 2007). Erst allmählich kam es seit den 1990er Jahren wieder zur Erkenntnis der Bedeutung ökonomisch-materieller Unterschiede zwischen Gruppen, Staaten und Gesellschaften, als durch Neoliberalismus, die Expansion und Geschwindigkeit der deregulierten globalen Finanzmärkte und durch die Globalisierungsstrategien der Konzerne eine tiefgreifende Transformation vor sich ging. In der Ökonomie wurde dem Verteilungsproblem, das bisher theoretisch in ein Distributionsproblem des Marktes umformuliert worden war, wieder größere Aufmerksamkeit zuteil.

In empirischen Untersuchungen zum Wandel ökonomischer Ungleichheit zeigte sich, dass sich in längerfristiger Sicht markante Veränderungen in der Verteilung von Einkommen und Vermögen erkennen lassen. Während die Ungleichheit in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts sehr hoch war, nahm sie im Laufe des 20. Jahrhunderts und mit erheblichen Schwankungen auf Grund von Depression und Kriegen bis in die 70er Jahre ab, um seit den 1980er Jahren wieder anzusteigen (vgl. Goesling 2001). Dieser Anstieg begann besonders stark in den USA, verbreitete sich dann aber auch in Europa. Er war zunächst durch den Anstieg der höchsten Einkommen verursacht, wodurch sich die Differenz zwischen oben und unten in der Einkommenspyramide stark vergrößerte. Es kam zu einer Polarisierung zwischen den Spitzeneinkommen und den niedrigen Einkommen, deren Anteil sich vergrößerte; die mittleren Schichten dazwischen hingegen schrumpften immer mehr (Atkinson 2007; Atkinson, Piketty und Saez 2011). Auf Grund der Veränderung der Beschäftigungsformen zeigte sich zudem eine Verstärkung der Einkommensunsicherheit durch die Zunahme existentiell prekärer Solo-Selbständiger, was Bologna als „Zerstörung der Mittelschichten" kommentierte (Bologna 2006).

Auch die Europäische Kommission hat ein Forschungsprojekt beauftragt, das die „Growing Inequalities' Impacts" (GINI) untersucht. Dabei zeigte sich beim Vergleich der Einkommenunterschiede in den reichen Ländern ein genereller Anstieg der ökonomischen Ungleichheit, wenn es auch bedeutsame Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten, Regionen und Gruppen gibt (vgl. Salverda 2014). Obwohl die staatlichen Umverteilungseffekte durch die Austeritätspolitik generell abnahmen, sind nach wie vor die institutionellen Leistungen der verschiedenen Systeme der sozialen Sicherung wichtige Bestimmungsfaktoren für Unterschiede in der Entwicklung der Ungleichheit in den einzelnen Ländern (vgl. OECD 2011).

Die Feststellung von Vermögensunterschieden ist auf Grund der Differenzen der Berechnungsweise und der Verfügbarkeit der Daten schwierig, aber alle Untersuchungen von OECD, Oxfam bis Merrill Lynch lassen erkennen, dass der Anstieg der Vermögen noch stärker war als jener der Einkommen. Er war insbesondere in manchen der *emerging markets* sehr hoch, aber

Nordamerika verzeichnet noch immer den größten absoluten Vermögenszuwachs und repräsentiert rund ein Drittel des gesamten globalen Vermögens. In den USA, aber auch in anderen Ländern, ist es zudem zu einer Verlagerung von den reichen zu den sehr reichen Haushalten gekommen (vgl. Stiglitz 2013). Diese Zunahme der Vermögenswerte ist vor allem durch Gewinne auf den Finanzmärkten verursacht und führt dazu, dass die Vermögenskonzentration jene der Einkommenskonzentration weit übersteigt, was auch den Bedeutungsverlust der Arbeitseinkommen gegenüber den Kapitaleinkommen für die Vermögensbildung reflektiert.

Wirtschaftssoziologie und ökonomische Ungleichheit

Vor der neoliberalen Wende hatte nicht nur in Staaten mit starker Wohlfahrtsausrichtung, sondern auch in Marktgesellschaften ein *egalitärer Zeitgeist* vorgeherrscht. Dies war nicht so sehr ethisch begründet, sondern durch die Annahme, dass die Anhebung und Sicherung der Masseneinkommen durch die dadurch ausgelösten Nachfragewirkungen das wirtschaftliche Wachstum fördern würden. Das Umschwenken auf Neoliberalismus und eine angebotsorientierte Wachstumspolitik haben dann die Politik und die Wertesysteme der Gesellschaften auf die Rechtfertigung von Unterschied und Ungleichheit umgepolt (vgl. Fraser 1997; Gill 2002), bis hin zur expliziten Legitimierung von Reichtum und Bereicherung (vgl. Fligstein 1997).

Der Anstieg der ökonomischen Ungleichheit führt zu einer Polarisierung von Lebenslagen und Lebenschancen. Auf der einen Seite kommt es zu einem neuen Anwachsen von Problemen der Armut, der Deprivation und der Exklusion, mit Folgen für die Gesundheit, die Ausbildungs- und die Berufschancen. Die Probleme betreffen aber in der Gegenwart nicht mehr nur gesellschaftliche Randgruppen, sondern werden verallgemeinert zu individuellen Risiken des Scheiterns (Castel 1995). Aber nicht nur die Lebenslagen und die sozialen Strukturen verändern sich, denn wirtschaftlicher Wandel erfolgt immer auf der Grundlage von Einstellungen und Wertvorstellungen, wird durch diese ermöglicht und führt seinerseits zu Veränderungen von Denkweisen. Steigende Ungleichheit hat auch Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen den Menschen, auf ihre Einstellungen, ihr Vertrauen in ihre soziale Umwelt, in die Politik und ihre Zukunft (vgl. Nolan 2007; Nolan and Whelan 2014).

Jede Wirtschaftskonstellation bedarf zu ihrer Rechtfertigung einer Moral, die sie auch für diejenigen akzeptabel macht, die erwartungsgemäß nicht von ihr profitieren werden. Der Neoliberalismus gründet daher nicht nur in einer Ideologie der Elite, sondern stützt sich auch auf allgemeine Wertvorstellungen, auf Werte der individuellen Leistung und auf die Forderungen nach Selbstverwirklichung, wie sie gerade von den Kritikern des bürokratischen Industrialismus der 60er Jahre erhoben worden waren. Deren Kritik wurde, wie Boltanski und Chiapello (1999) meinen, zu Prinzipien des neuen Managements umfunktioniert. Auf der Ebene der Politik wur-

den Diskurse über *Staatsversagen*, über negative Folgen von Umverteilung und von sozialpolitischen Maßnahmen verbreitet sowie auch die Rhetorik der Wissensgesellschaft, der ständigen Innovationen und der Wettbewerbsfähigkeit. Amable spricht von der Etablierung einer Ethik der „competitiveness“ (Amable 2011), die auf die De-Legitimierung kollektiven Handelns, das auf Umverteilung bzw. den Schutz vor Wettbewerb gerichtet ist, abzielte und den Quietismus angesichts wachsender ökonomischer Disparitäten förderte.

Nach 1980 kam es daher zunächst sogar zu einem Anstieg der Akzeptanz von Ungleichheit in den meisten Ländern (Kelley und Evans 1993), wobei insbesondere die positive Sicht der Ungleichheit in Ländern, die eine Transformation vom Sozialismus zu einem Marktsystem erfahren hatten, bemerkenswert war (Gijsberts 2002; Kelley und Zagorski 2004). Unterschiede zeigten sich auch auf Grund von Erfahrungen, Werten und Normen, die sich in der Vergangenheit gebildet haben (vgl. Austen 1999). So wirkte sich eine lange wohlfahrtsstaatliche Tradition sowie die Erfahrungen sozialer Konflikte oder ökonomischer Krisen auf die Wahrnehmung von Ungleichheit als legitim oder illegitim aus (Hadler 2005; Svallfors 2005).

Mit dem Platzen der Finanzblase von 2008 und der daran anschließenden Rezession, die wieder an die Anfälligkeit des Kapitalismus für Krisen und an die Große Depression um 1930 erinnerte, änderte sich die Akzeptanz von Ungleichheit (Kenworthy and McCall 2008). Zugleich stieg die Erkenntnis, dass die wachsende Ungleichheit nicht einfach passierte, sondern durch politische Entscheidungen und materielle Interessen bestimmter Gruppen gefördert wird (vgl. Stiglitz 2013). Das Vertrauen in den „basic bargain“ (Reich 2010, 28 ff.), den Ausgleich der Interessen, schwand und die Wohlstandserwartungen und die Hoffnungen auf Lebenschancen, die durch die Betonung individueller Leistung in den Menschen durch die Ideologie des Neoliberalismus gefördert worden waren, wurden für viele von ihnen enttäuscht. Dies ließ Kritik entstehen und fördert Konflikte sowie auch politischen Radikalismus, was wieder eine wachsende Instabilität des politischen Systems begünstigt und nicht geeignet ist, Vertrauen zu fördern, Konfrontationen zu vermeiden oder vernünftige wirtschaftspolitische Entscheidungen zu treffen.

Kritiker der Globalisierung hoben hervor, dass es neben ökonomischen Verteilungsunterschieden auch zu Verschiebungen der Machtverhältnisse gekommen ist. Sie stellten die Entstehung von globalen Machteliten fest, die den Globalisierungsprozess vorantreiben und von ihm und von den dynamischen Finanzmärkten profitieren (vgl. Sklair 2001). Sie wurden als eine globale ökonomische Klasse erkannt, deren Einkommen und Vermögen nicht mehr an den Kategorien ihres Herkunftslandes gemessen werden kann, sondern sich nur mehr in globalen Bezügen vergleichen lässt (vgl. Skocpol 2004). Durch ihren Einfluss und ihre Macht können sie politische Maßnahmen, die eine Umverteilung oder eine Änderung des Wirtschaftssystems bewirken könnten, verhindern. Die Asymmetrie der Machtverhältnisse zwischen den neuen globalen Eliten und der Masse jener, die sich in lokalen und nationalen Grenzen den wirtschaftlichen

Fährnissen ausgeliefert fühlen, verstärkt die Polarisierung durch die ökonomische Ungleichheit. Selbst Angehörige der Mittelschichten entwickeln auf Grund der Ohnmacht, die sie empfinden, ein Unterschichtgefühl (vgl. Neckel 2008).

In globaler Perspektive zeigen sich Auswirkungen auf die nationalen, regionalen und lokalen Strukturen und Lebensbedingungen der Menschen mit erschreckenden Folgen (vgl. Therborn 2013). Das eklatante Wohlstandsgefälle und der Anstieg der Unsicherheit des Lebens in vielen Teilen der Welt lösen auch Migrationsbewegungen aus, wodurch es zu Verschiebungen kommt, die Einfluss auf die weitere Verteilung der Einkommen, Vermögen, Zugangsmöglichkeiten, Lebensbedingungen etc. haben (Sassen 2005). Das birgt oder verstärkt auch das Potential für neue gesellschaftliche Konflikte mit einer globalen räumlichen Dimension und großer politisch-kultureller Brisanz. Wirtschaftliche Verhältnisse, soziale und ökonomische Probleme verknüpfen sich mit ethnischen, religiösen und ideologischen Differenzen, weltpolitischen Machtkonflikten und sozialstrukturellen Disparitäten.

In der Gegenwart kann sich die Wirtschaftssoziologie angesichts dieser Entwicklungen weder nur auf die Erhebung von Denk- und Verhaltensmustern von Arbeitenden oder Konsumenten noch auf die *Einbettung* der Wirtschaft in soziale Beziehungen und Institutionen beschränken. Neben den Fragen der Koordination wirtschaftlicher Aktivitäten, muss auch den Problemen der Verteilung vermehrt Beachtung geschenkt werden, sind diese doch, wie Beckert erkennt, ebenso „[…] eminent soziologische Fragen […]“ (Beckert 2009b, S. 18). Wie schon in der Zeit der Herausbildung des industriellen Kapitalismus und der Klassiker der Wirtschaftssoziologie muss sie sich mit den gesellschaftlichen und kulturellen Folgen der ökonomischen Veränderungen auseinandersetzen. Dabei geht es aber nicht mehr um deren Deutung als Rationalisierungs-, Individualisierungs- oder Modernisierungsprozess, sondern darum, Wirtschaft als politisch-kulturellen Tatort zu begreifen und aus soziologischer Problemsicht neu zu deuten. Inmitten von andauernden Krisen muss es wieder zur Einsicht kommen, dass Wirtschaft von allen und für alle *gemacht* wird.

Literatur

Albert, Hans. 2014. *Nationalökonomie als Soziologie der kommerziellen Beziehungen*. Ursprl. 1956. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck).

Amable, Bruno. 2011. Morals and Politics in the Ideology of Neo-Liberalism. *Socio-Economic Review* 9: 3-130.

Aspers, Patrick. 2011. *Markets*. Cambridge, UK-Malden, MA: Polity Press.

Arrighi, Giovanni. 2002. *The Long Twentieth Century. Money, Power, and the Origins of Our Times*. London-New York: Verso.

Atkinson, Anthony B. 2007. The distribution of earnings in OECD countries. *International Labour Review* 146 (1-2): 41-60.

Atkinson, Anthony B., Thomas Piketty and Emmanuel Saez. 2011. Top Incomes in the Long Run of History. *Journal of Economic Literature* 49 (1): 3-71.

Austen, Siobhan. 1999. Norms of Inequality. *Journal of Economic Issues* XXXIII (2): 435-442.

Beckert, Jens. 1996. Was ist soziologisch an der Wirtschaftssoziologie? Ungewissheit und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns. *Zeitschrift für Soziologie* 25(2): 125-146.

Beckert, Jens. 2009a. Wirtschaftssoziologie als Gesellschaftstheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 38(3): 182-197.

Beckert, Jens. 2009b. Koordination und Verteilung. Zwei Ansätze der Wirtschaftssoziologie. In: *Die Ökonomie der Gesellschaft*, hrsg. Sylke Nissen und Georg Vobruba. 17-34. Wiesbaden: VS Verlag.

Beckert, Jens, Rainer Diaz-Bone und Heiner Ganßmann. 2007. *Märkte als soziale Strukturen.* Frankfurt a.M.: Campus Verlag.

Bögenhold, Dieter. 2011. Sozioökonomik: Das Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft akademisch betrachtet. In: *Sozioökonomie: Die Rückkehr der Wirtschaft in die Gesellschaft,* hrsg. Gertraude Mikl-Horke, 59-94. Marburg: Metropolis.

Bologna, Sergio. 2006. *Die Zerstörung der Mittelschichten. Thesen zur neuen Selbständigkeit.* Graz: Nausner & Nausner.

Boltanski, Luc et Eve Chiapello. 1999. *Le nouvel ésprit du capitalisme*. Paris: Gallimard.

Bourdieu, Pierre. 1992. *Die feinen Unterschiede.* Frz.Orig.v. 1979. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Burt, Ronald S. 1992. *Structural Holes: the Social Structure of Competition*. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press.

Castel, Robert. 1995. *Les métamorphoses de la question sociale*. Paris: Fayard.

Coleman, James S. 1993. The Rational Reconstruction of Society. *American Sociological Review* 58: 1-15.

Deutschmann, Christoph, 2008. *Kapitalistische Dynamik. Eine gesellschaftstheoretische Perspektive.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Fligstein, Neil. 1997. *Markets, Politics, and Globalization*. Uppsala: Uppsala University Press.

Fraser, Nancy. 1997. *Justice Interruptus: Critical Reflections on the "Postsocialist" Condition*. New York-London: Routledge.

Fürstenberg, Friedrich. 1966. „Sozialstruktur" als Schlüsselbegriff der Gesellschaftsanalyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 18: 439-453.

Ganßmann, Heiner, 1996. *Geld und Arbeit: Wirtschaftssoziologische Grundlagen einer Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.

Gijsberts, Mérove. 2002. The Legitimation of Income Inequality in State-socialist and Market Societies. *Acta Sociologica* 45(4): 269-285.

Gill, Stephen. 2002. Constitutionalizing inequality and the clash of globalizations. *International Relations Review* 4(2): 47-65.

Goesling, Brian. 2001. Changing Income Inequalities Within and Between Nations: New Evidence. *American Sociological Review* 66(5): 745-761.

Granovetter, Mark. 1985. Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. *American Journal of Sociology* 91: 481-510.

Granovetter, Mark. 2005. The Impact of Social Structure on Economic Outcomes. *Journal of Economic Perspectives* 19: 33-50.

Hadler, Markus. 2005. Why Do People Accept Different Income Ratios? A Multi-level Comparison of Thirty Countries. *Acta Sociologica* 48(2): 131-154.

Kelley, Jonathan and M. D. R. Evans. 1993. The Legitimation of Inequality: Occupational Earnings in Nine Nations. *American Journal of Sociology* 99(1): 75-126.

Kelley, Jonathan and Krzysztof Zagorski. 2004. Economic Change and the Legitimation of Inequality: The Transition from Socialism to the Free Market in Central-East Europe. *Research in Social Stratification and Mobility* 22: 319-364.

Kenworthy, Lane and Leslie McCall. 2008. Inequality, Public Opinion and Redistribution. *Socio-Economic Review* 6: 35-68.

Kreckel, Reinhard. 1998. Klassentheorie am Ende der Klassengesellschaft. In: *Alte Ungleichheiten – neue Spaltungen*, hrsg. Peter A. Berger und Michael Vester. 31-47. Opladen: Leske & Budrich.

Maurer, Andrea und Gertraude Mikl-Horke. 2015. *Wirtschaftssoziologie.* Baden-Baden: UTB Nomos.

Mikl-Horke, Gertraude. 2008. *Sozialwissenschaftliche Perspektiven der Wirtschaft*. München-Wien: Oldenbourg.

Mikl-Horke, Gertraude. 2011. *Sozioökonomie: Die Rückkehr der Wirtschaft in die Gesellschaft.* Marburg: Metropolis.

Mikl-Horke, Gertraude. 2014. Geld oder Leben. Reflexionen über Wirtschaft und Gesellschaft in Zeiten der Finanzmarktdominanz. In: *Sozioökonomische Perspektiven. Texte zum Verhältnis von Gesellschaft und Ökonomie*, hrsg. Gerda Bohmann, Johanna Hofbauer und Johann August Schülein, 17-58. Wien: facultas-wuv.

Myles, John. 2003. Where Have All the Sociologists Gone? Explaining Economic Inequality. *Canadian Journal of Sociology* 28(4): 551-559.

Neckel, Sighart. 2008. Die gefühlte Unterschicht. Vom Wandel der sozialen Selbsteinschätzung. In: *Unterschicht,* hrsg. Rolf Lindner und Lutz Musner, 19-40. Freiburg i.Br.: Raubach.

Nolan, Brian. 2007. A Comparative Perspective on the Development of Poverty and Exclusion in European Societies. *International Policy Analysis*. Berlin: Friedrich Ebert-Stiftung. http://library.fes.de/pdf-files/id/05016.pdf

Nolan, Brian and Christopher T. Whelan. 2014. The Social Impact of Income Inequality: Poverty, Deprivation, and Social Cohesion. In: *Changing Inequalities in Rich Countries. Analytical and Comparative Perspectives*, hrsg. Salverda, Wiemer et al., 146-168. Oxford: Oxford University Press.

Nollmann, Gerd. 2007. *Sozialstruktur und Gesellschaftsanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.

OECD. 2011. *Divided We Stand: Why Inequality Keeps Rising*. Paris: OECD.

Ötsch, Walter Otto. 2009. *Mythos Markt. Marktradikale Propaganda und ökonomische Theorie*. Marburg: Metropolis.

Parsons, Talcott and Neil J. Smelser. 1956. *Economy and Society*. London: Routledge & Kegan.

Preglau, Max. 2007. Soziologische Gesellschaftsanalyse und Politikwissenschaft. In: *Polarisierte Gesellschaft?* hrsg. Thomas Geiger, Martin Hartlieb and Birgit Winkel, 260-270. Innsbruck: Studienverlag.

Reich, Robert B. 2010. *Aftershock. The Next Economy and America's Future*. New York: Alfred A. Knopf.

Salverda, Wiemer et al. 2014. *Changing Inequalities in Rich Countries. Analytical and Comparative Perspectives*. Oxford: Oxford University Press.

Sassen, Saskia. 2005. New Global Classes: Implications for Politics. In: *The New Egalitarianism*. hrsg. Anthony Giddens and Patrick Diamond, 143-153 Cambridge. UK-Malden, MA: Polity Press.

Schmid, Michael und Andrea Maurer. 2003. *Ökonomischer und soziologischer Institutionalismus*. Marburg: Metropolis.

Sklair, Leslie. 2001. *The Transnational Capitalist Class*. Malden, MA-Oxford, UK: Blackwell.

Skocpol, Theda. 2004. Civic Transformation and Inequality in the Contemporary United States. In: *Social Inequality*, hrsg. Kathyrn M. Neckerman, 729-767. New York: Russell Sage Foundation.

Stiglitz, Joseph E. 2013. *The Price of Inequality*. London et al.: Penguin.

Svallfors, Stefan. 2005. *Analyzing Inequality: Life Chances and Social Mobility in Comparative Perspective*. Stanford, CA: Stanford University Press.

Svallfors, Stefan. 2006. *The Moral Economy of Class: Class and Attitudes in Comparative Perspective*. Stanford, CA: Stanford University Press.

Therborn, Göran. 2013. *The Killing Fields of Inequality*. Cambridge, MA: Polity Press.

Weber, Max. 2000. Die Börse. Zweck und äußere Organisation der Börsen (1894). In: *Max Weber-Gesamtausgabe*. Abt. I, Bd. 5, hrsg. Knut Borchardt und C. Mayer-Stoll, 135-174. Tübingen: Mohr (Siebeck).

White, Harrison C. 1981. Where Do Markets Come from? *American Journal of Sociology* 87: 517-547.

Windolf, Paul. 2005. *Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.

Gertraude Mikl-Horke, geb. 1944 in Wien, studierte Handelswissenschaften und war nach einem mehrjährigen Arbeitsaufenthalt in Japan und der Habilitation für Allgemeine Soziologie und Wirtschaftssoziologie von 1981 bis 2009 Professorin an der Wirtschaftsuniversität Wien. Forschungsbereiche: Arbeits- und Industriesoziologie, Theorien der Wirtschaftssoziologie, Wissenschaftsgeschichte der Soziologie und Ökonomie, japanische Wirtschaftsgesellschaft. Zahlreiche Publikationen und Beiträge in internationalen Zeitschriften, zuletzt: zus. mit Andrea Maurer, Wirtschaftssoziologie, UTB-Nomos: Baden-Baden 2015.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Achsenzivilisationen und die Genese der Moderne im Lichte einer Theorie langfristigen sozialen Wandels

Heinz-Jürgen Niedenzu

Zusammenfassung: In der gegenwärtigen Soziologie hat die Entwicklung einer sachhaltigen Theorie langfristigen sozialen Wandels keinen besonderen Stellenwert. Als Folge dieses Mankos bleibt die Genese der Moderne als einer neuartigen soziokulturellen Organisationsform sowie der ablaufenden Globalisierungsprozesse weitgehend unverstanden, solange die Erklärungen nur eine geschichtlich, räumlich und kulturell limitierte Perspektive aufweisen. Am Beispiel der These von Eisenstadt zur Bedeutung der sog. Achsenzivilisationen für ein Verständnis der Moderne soll aufgezeigt werden, dass seine Wandlungstheorie einer Einbettung in eine umfassendere Theorie soziokultureller Evolution bedarf. Machtprozesse und im wechselseitigen Verbund mit diesen die Entwicklung historisch gebundener Weltinterpretationen weisen den Weg für ein vertieftes Verständnis der strukturellen Bedeutung der Achsenzivilisationen für das Aufkommen der Moderne.

Schlüsselwörter: Evolutionstheorie, langfristiger sozialer Wandel, Gesellschaftsformationen, Weltbilder, Achsenzivilisationen, Moderne, multiple modernities

Axial Civilizations and the Emergence of Modernity from the Perspective of a Theory of Long-Term Social Change

Abstract: In recent sociology the modelling of long-term social change doesn’t play any important role in the great contemporary theoretical conceptions. As a result of this the emergence of modernity as a

H.-J. Niedenzu ✉
Universität Innsbruck, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 15, 6020 Innsbruck, Österreich
E-Mail: Heinz-Juergen.Niedenzu@uibk.ac.at

completely new form of sociocultural organization and the ongoing processes of globalization remain to a great extent opaque. Explications are most often socio-historically, regionally and culturally restricted in perspective. At the example of the analysis of axial civilizations of Shmuel N. Eisenstadt and their meaning for the understanding of modernity I will make clear that his theory of social change only takes on greater significance within a larger theory of sociocultural evolution. Processes of power together with the development of historically bounded conceptions of the world lead the way for a more elaborated understanding of the structural impact of the axial civilizations for the formation of modernity.

Keywords: Evolutionary theory, macro-social processes of change, development of social systems, conceptions of the world, axial civilizations, modernity, multiple modernities

Es ist wohl keine Übertreibung zu behaupten, dass die Entwicklung oder zumindest die Weiterarbeit an vorliegenden Entwürfen einer Theorie langfristigen sozialen Wandels im Sinne einer Theorie sozialer/soziokultureller Evolution, die auf die theoriegeleitete Rekonstruktion der Geschichte menschlicher Gesellschaftsformen seit ihren Anfängen abzielt, in der rezenten Soziologie auf kein besonderes Interesse stößt. So fußen gegenwärtige Analysen etwa zum Aufkommen und zur Form der Moderne oder zu Globalisierungsprozessen in aller Regel auf einer historischen Tiefenperspektive, die, bezogen auf das verarbeitete geschichtliche Material, wenn überhaupt selten mehr als die letzten Jahrhunderte umfasst. Hinzu tritt häufig noch ein regionaler und kultureller Bias in der Analyse. Eine Einfügung dieser Analysen in eine umfassendere Wandlungstheorie bleibt ein Desiderat. Dies gilt sowohl für die klassischen Modernisierungstheorien als auch für die Dependenztheorien, aber auch für die explizit historisch-prozessual argumentierende Weltsystemanalyse, und selbst postkoloniale Analysen als ideologiekritische Gegenposition zu den traditional westzentrischen Ansätzen und Denkmustern sind nicht frei von derartigen perspektivischen Beschränkungen.

Diese Abstinenz überrascht, war doch die Entstehungsphase der Soziologie oder allgemeiner der Sozialwissenschaften speziell im 19. Jahrhundert sehr stark mit makrohistorischen Entwicklungsfragen befasst (Niedenzu 2014; 2016). Dieses Denken findet sich in den zum Teil stark evolutionistisch-teleologisch konstruierten Entwicklungs- und Stadienmodellen von Comte, Spencer und natürlich auch Marx wieder, bis hin zu einer abgeschwächten Version bei Durkheim. Ohne hier ins Detail gehen zu können lässt sich festhalten, dass ein in einem weiten Sinne verstandenes evolutionär orientiertes Denken in der Frühphase mithin eine Selbstverständlichkeit war, welches aber in der Folgezeit weitestgehend aus dem Interessenfokus geriet. Dementsprechend konstatierte Jürgen Habermas (1982b, S. 129) anlässlich der Eröffnung des 17. Deutschen Soziologentags 1974 zu Recht das Fehlen einer Theorie zur Erklärung der sozialen Evolution, ja noch nicht einmal eine angemessene Konzeptualisierung läge vor. Gleich-

zeitig pointiert die Feststellung von Habermas aber auch eine soziologiegeschichtliche Wende hin zu einer gewissen, wenn auch nicht nachhaltigen Renaissance des Interesses an Fragen langfristiger Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der Soziologie wie auch in der Kultur- und Sozialanthropologie wurden klassische Fragestellungen wieder virulenter, einerseits verbunden mit einer theoretischen Absatzbewegung vom damals dominanten Strukturfunktionalismus, andererseits mittels einer Wiederaufnahme von Marxschen Fragestellungen zu makrohistorischen Prozessen. In der deutschsprachigen Soziologie wäre hier das von Habermas (1982) und Eder (1973; 1976) ausgearbeitete Evolutionsmodell und die in diesem Kontext stattgefundene Debatte zu nennen, des Weiteren aber auch das von Dux (1982; 2000) verfolgte Programm der Entwicklung einer allgemeinen Theorie Sozialen Wandels. Auch in der Luhmannschen Systemtheorie finden sich evolutionstheoretische Anleihen, wobei er jedoch keine stringente und materialgestützte Entwicklungstheorie ausgearbeitet hat (Niedenzu 2012, S. 94 ff.). In der angelsächsischen Soziologie wurde die Evolutionsthematik von Parsons (1977) zumindest gestreift, blieb aber in ihrer Bedeutung für sein Theoriemodell marginal. Debattiert wurden und werden jedoch Entwicklungs- und Stadienmodelle, die ursprünglich in der kultur- und sozialanthropologischen Literatur präsentiert wurden und in der Soziologie auf Resonanz stießen, etwa bei Sanderson (1990 und 2001; Sanderson and Alderson 2005) oder bei W.G. Runciman (1989; 2009), die um eine soziologisch-theoretische Fundierung makrohistorisch-klassifizierender und stadial angelegter Modelle des Wandels von gesellschaftlichen Organisationsformen bemüht sind. Generell kann also von einer, wenn auch disziplinär gesehen marginal verbleibenden, vorübergehenden Renaissance neoevolutionären Denkens gesprochen werden (Meleghy und Niedenzu 2003).

Evolution, soziale Evolution, soziokulturelle Evolution, Menschheitsgeschichte, Geschichte – so unterschiedlich diese Begriffe bezüglich ihres Erklärungsanspruchs und die zu erfassenden Prozesse auch sein mögen, so fußen sie doch auf zwei Erkenntnisdimensionen, die im neuzeitlichen Wissensbestand unabdingbar miteinander verbunden sind und unsere Weltsicht leiten: grundlegend geht es um ein Verständnis von Entwicklung als dem zeitlichen Nacheinander von sozialen Geschehnissen und gesellschaftlichen Strukturformen, die nicht mehr periodisch-zyklisch und/oder strukturell weitgehend unverändert, sondern linear-fortschreitend in veränderter oder auch gänzlich neuer Form, somit zukunftsoffen, aufeinander folgen. Mit diesem neuen Zeitverständnis geht ein Denken und Reflexionsvermögen einher, welches sich der dynamischen Prozessualität natürlicher Abläufe als auch der menschlichen Eingriffs- und Gestaltungsmacht insbesondere auch mit Bezug auf gesellschaftliche Verhältnisse zunehmend bewusst wird. Unabhängig von außermenschlichen Mächten und Kräften wird damit die Möglichkeit des kontinuierlichen Wandels von gegebenen soziokulturellen Strukturformen im Sinne ihrer Entwicklungsfähigkeit, aber auch die Emergenz völlig neuer Strukturformen, die mit der Kontinuität von Entwicklungen brechen, als realistisch und eigenmächtig umsetzbar denkbar. Das Aufkommen dieser Vorstellungen von Zeit und damit auch von Evolution, Entwicklung und

Wandel hat einen spezifischen historisch-gesellschaftlichen Ort, ist gebunden an kognitive und soziokulturelle Bedingungslagen und daran anschließende Wissensstrukturen und Weltbilder (Elias 1989; Dux 1989).

Grundsätzlich beanspruchen die eingangs genannten Oberbegriffe, wenn auch mit unterschiedlichem Abstraktionsgrad, materiell und immateriell vorliegende Artefakte und Phänomene in einem logisch-kausal angelegten System unter den Prämissen von Zeitlichkeit und Wandlungsfähigkeit von Formen und Strukturen zeitlinear ordnen und einer wissenschaftlichen Erklärung zuführen zu können. Unter dem am weitesteten angelegten Begriff der (allgemeinen) Evolution wird dabei auf die generelle Entwicklung der Formen des Lebens fokussiert, wobei es unter dem Aspekt der zeitlichen Abfolge rein empirisch gesehen einen Trend zu ausdifferenzierteren und komplexeren organismischen Strukturen gibt, womit bei höheren Lebensformen eine zunehmende ‚Emanzipation vom Diktat der Umwelt' (Reichholf 1994) einhergeht. In einem engeren Verständnis meint der Begriff der sozialen Evolution den Hominisationsprozess, also die evolutive Phase des Aufkommens humansozialer Lebensformen aus vorwegliegenden sozietären Lebensformen, während in einem weiter gefassten Verständnis darunter auch die daran anschließende Entwicklung unterschiedlichster soziokultureller Organisationsformen subsumiert wird. Der Begriff der Menschheitsgeschichte bzw. der soziokulturellen Evolution weist je nach Verwendung eine gewisse Ambivalenz auf; so sucht etwa Norbert Elias (1983) in seinem Modell der Großen Evolution nach einem entwicklungsdurchgängigen Formalprinzip, welches er in der immer komplexer werdenden Verschachtelung von Integrationseinheiten ausmacht, was unmittelbar zu seinem Figurationsverständnis führt, welches er dann auf gesellschaftliche Prozesse anwendet. Wenn demgegenüber Günter Dux (2000) davon spricht, ‚die ganze Menschheitsgeschichte in den Blick zu nehmen', geht es ihm um die Rekonstruktion der Abfolge und des kausallogischen Zusammenhangs in der Entwicklung soziokultureller Organisationsformen und Wissensformen, die ihren heuristischen und empirischen Ausgangspunkt in einer humanspezifischen anthropologischen Verfassung finden. Bei beiden Autoren, und ebenso bei Habermas, impliziert der Begriff der Menschheitsgeschichte natürlich nicht die Annahme eines substanzartig verstandenen Gattungssubjekts als Träger einer kontinuierlich verlaufenden Gattungsgeschichte. Am wenigsten ambitioniert ist schließlich der in den Geschichtswissenschaften verwendete Geschichtsbegriff, der die längste Zeit sehr stark an empirisch gehaltvollen Rekonstruktionen konkreter historischer Ereignisse und Ereignisabfolgen in Form von Narrativen und weniger an das Konkrete übersteigenden abstrakten Entwicklungsmodellen gesellschaftlicher Organisationsformen orientiert war.

Im Folgenden möchte ich in einem ersten Schritt, ausgehend von einer älteren Replik von Habermas auf Luhmann, das begriffliche und konzeptionelle Verhältnis von Geschichte (Geschichtswissenschaft) und Evolution (soziologische Entwicklungstheorie) neu aufgreifen. Habermas kam damals zu dem Schluss, dass die Soziologie über keine elaborierte Evolutionstheorie verfügt. Warum aber bedarf es überhaupt einer evolutiv informierten Tiefenperspektive

für die Analyse rezenter gesellschaftlicher Formationen? In einem zweiten Schritt soll diesbezüglich untersucht werden, inwieweit die mit geschichtlichem Material überaus gesättigte Eisenstadtsche Untersuchung der sog. Achsenzivilisationen als tiefenhistorischem Ausgangspunkt für seine These der multiple modernities in der Lage ist, die eingangs genannten Kurzschlüssigkeiten bisheriger entwicklungstheoretischer Angebote zu überwinden. Abschließend soll die Fruchtbarkeit seiner Wandlungsthese, die exemplarisch ja eine Teilphase innerhalb der soziokulturellen Evolution thematisiert, anhand offener Fragen bezüglich ihrer Bedeutung für die Entwicklung einer allgemeinen Theorie langfristigen sozialen Wandels diskutiert werden. Mein erster Kritikpunkt betrifft dabei die Notwendigkeit einer klareren evolutionstheoretischen Einbettung und Positionierung, der zweite die mangelnde Berücksichtigung der Entwicklung menschlicher Kognition. Beide Punkte zusammengenommen erlauben uns, so meine These, einerseits sowohl der historischen Tiefendimension der Strukturdimension der Achsenzivilisationen inklusive ihrer kontingenten Ausprägungen als auch der gestiegenen Reflexivität auf die Verhältnisse als einem Kernmerkmal dieser Epoche und ihre langfristige Bedeutung für die Analyse der Moderne theorietechnisch besser Rechnung tragen zu können. Andererseits liefern sie wichtige Hinweise für die Erfordernisse, die an eine Theorie langfristigen sozialen Wandels bzw. der soziokulturellen Evolution zu stellen sind.

Geschichte und Evolution

Das Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaft auf der einen und Soziologie auf der anderen Seite lässt sich nur schwer eindimensional auflösen, gibt es doch weder die Geschichtswissenschaft noch die Soziologie. Auf der Seite der ersteren hat Habermas (1982a) mit der Unterscheidung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung gearbeitet. Grundsätzlich bedienen sich ihm zufolge historische Darstellungen einer Erzählform. Die Geschichtsforschung strukturiert dabei die Narration der Ereignisse und Ereignisketten, mithin die eigentliche Geschichtsschreibung, durch theoretische und methodologische (Vor-)Entscheidungen für die Art und Weise der Aufarbeitung der empirischen Artefakte, wobei es diesbezüglich in den letzten Jahrzehnten zu einer ‚Soziologisierung der Geschichtsschreibung' etwa durch die Analyse institutionsgegebener Handlungsspielräume sowie in Ansätzen zu einer globalhistorischen Ausrichtung gekommen ist. Als ‚diachrone Sozialforschung' kann diese dann dazu führen, „[…] die provinzielle Enge des Anwendungsbereichs vieler (soziologischer, meine Ergänzung) Theorien, die mit Allgemeinheitsanspruch auftreten […]" (Habermas 1982a, S. 202), nachzuweisen. In diesem Sinne fällt den historischen Wissenschaften, heuristisch gesehen, sowohl die Rolle eines Lieferanten empirischer Daten für als auch die Rolle eines Korrektivs von historisch ansetzenden soziologischen Theorien bis hin zu Theorien soziokultureller Evolution zu (vgl. Habermas 1982a, S. 244). Auf der Seite der Soziologie ist andererseits festzuhalten, dass sich die großen

Paradigmen des Fachs wie auch feldspezifische Theorien einer abstrakt-ahistorischen Begriffsarchitektur bedienen, die auf universale humansoziale Vergesellschaftungsstrukturen und –prozesse abzielt. So können die Kategorien und Theorien auf die unterschiedlichsten historischen und soziokulturellen Situationen angewendet werden, wobei sich das historisch Konkrete jeweils als adaptive Form des Abstrakten manifestiert. Beispiele dafür wären auf der Mikroebene Rollen-, Sozialisations- und Identitätstheorien, auf der Meso- und Makroebene Institutionen-, Macht- und Differenzierungstheorien.

Während auf dieser Abstraktionsebene die Korrekturfunktion der Geschichtswissenschaft weitgehend wegfällt, tritt sie umso stärker in den Vordergrund, wenn es um die empirische Validität zeit- und raumbezogener soziologischer Analysen, beispielsweise um dem Wandel der Familienformen oder des Geschlechterverhältnisses in der europäischen Neuzeit, geht. Noch stärker wird die Abhängigkeit vom historischen Material, wenn es um eine soziologische Aufarbeitung und Systematisierung der Menschheitsgeschichte im Sinne einer Entwicklungstheorie und damit um das Konzept der sozialen bzw. soziokulturellen Evolution geht. Hier sieht Habermas jedoch eine unüberwindbare Kluft zwischen Geschichtswissenschaft und (s)einer Entwicklungstheorie, die ihrerseits „[…] auf Annahmen über universale Bewußtseinsstrukturen und entwicklungslogisch angeordnete Lernniveaus […]“ (vgl. Habermas 1982a, S. 204, 218) beruht. Diese kann ihm zufolge nicht in eine Strukturen rekonstruierende und typologisierende Universalgeschichtsschreibung, die der narrativen Form verpflichtet ist und durch diese überhaupt erst konstituiert wird, überführt werden: „Der Evolutionstheorie darf die Rolle einer Theorie der Geschichte nicht zugemutet werden, weil Geschichte als solche nicht theoriefähig ist. Die Evolutionstheorie findet ihre Anwendung nicht in Geschichtsschreibung, sondern im praktischen Diskurs“ (Habermas 1982a, S. 204). Hier wird mithin eine kategoriale Differenz der jeweiligen Argumentationsgänge bezüglich langfristiger Wandlungsvorgänge postuliert. Vor diesem Hintergrund greift für Habermas (1982a, S. 230 f.) beispielsweise die Eisenstadtsche Analyse des innovativen Potentials in den Achsenkulturen zu kurz, bleibt sie doch letzten Endes, trotz aller auf die Änderung von Strukturen und von Machtverhältnissen bezogenen Untersuchungen und deren begrifflichen Systematisierung, weitestgehend narrativ. Wohl benennt Eisenstadt, wie im Übrigen auch Habermas, mit den Eliten Trägergruppen von Innovationen und damit das Aufkommen völlig neuer Lösungsvarianten auf Herausforderungen aller Art, aber die kognitiven Voraussetzungen für derartige Innovationen, also die Genese eines neuen dahinter liegenden höheren Lernniveaus und entsprechender Bewusstseinsstrukturen, bleibt in der Analyse ausgespart und sie lässt sich Habermas zufolge auch nicht narrativ abbilden:

> „Wenn wir die Ebene der strukturellen Möglichkeiten (Lernniveaus) von der Ebene der faktischen Abläufe unterscheiden, lassen sich die beiden Kausalitäten mit einem Wechsel der Erklärungsperspektive erläutern. Das Eintreten eines neuen historischen Ereignisses können wir mit Bezugnahme auf kontingente Randbedingungen und auf die Herausfor-

> derung durch strukturell offenstehende Möglichkeiten erklären; hingegen erklären wir das Auftreten einer neuen Bewußtseinsstruktur mit Bezugnahme auf das entwicklungslogische Muster vorangegangener Strukturen und auf den Anstoß durch problemerzeugende Ereignisse." (Habermas 1982a, S. 233)

Die begriffsanalytische Ebene, auf der die soziokulturelle Evolution abgebildet werden kann, ist die von Gesellschaftsformationen, die durch hochabstrakte Regelungen, durch Organisationsprinzipien, gekennzeichnet sind (Habermas 1982b, S. 136). Diese stellen Rahmenbedingungen dar, „[…] innerhalb welcher Strukturen Wandlungen der Institutionen- und Deutungssysteme möglich sind" (Habermas 1982a, S. 234). Es sind im alten Rahmen nicht mehr zu lösende Problemlagen, die zu neuen Lernniveaus und damit zu neuen Organisationsprinzipien führen können, wobei der Ausgangspunkt für die Bewältigung evolutionärer Herausforderungen die Lernkapazität von Individuen ist (vgl. Preglau 2015, S. 317 f. sowie Tab. 12.1). Grundsätzlich ist aber erst der Verbund von Persönlichkeits-, Kultur- und Gesellschaftssystem evolutionsfähig, wobei die theoretische Herausforderung darin liegt, die entwicklungsrelevanten Austauschbeziehungen zwischen den Komponenten aufzuzeigen, was für Habermas bedeutet, eine entsprechende Lerntheorie zur Verfügung zu haben (Habermas 1982b, S. 133). Gleichzeitig liegt hier jedoch kein Automatismus angesichts evolutionärer Herausforderungen vor, vielmehr unterstreicht Habermas (1982a, S. 235) die relative Unwahrscheinlichkeit solcher evolutionären Schübe. Die Abfolge der Lernniveaus folgt damit wohl einerseits entwicklungslogisch nachkonstruierbaren Lernschritten, ist andererseits aber in ihrem Voranschreiten evolutionären Zufallsprozessen unterworfen. Daher lässt sie sich auch nicht in Form einer auf durchgehende Kontinuität abzielenden historischen Narration im Sinne der Geschichtsschreibung kausal begründen, wohl aber rekonstruktiv und entwicklungslogisch als solche einsichtig machen. Das bedeutet, dass die Idee eines Ganzen der Geschichte, ihrer Totalität als Menschheitsgeschichte, in evolutionärer Perspektive als heuristischer Bezugspunkt für die Rekonstruktion der Formationen und Organisationsprinzipien erforderlich ist, diese aber nicht zu verwechseln ist mit der Vorstellung eines geschichtlichen Ganzen im Sinne einer narrativ darstellbaren durchgängigen Abfolge von geschichtlichen Vorgängen:

> „Vielmehr tritt das historische Material unter Bestimmungen der soziokulturellen Evolution. Diese ist kein Makroprozeß, der sich an einem Gattungssubjekt vollzieht. Träger der Evolution sind die Gesellschaft und die in ihr integrierten Handlungssubjekte zumal. Ablesen lässt sich die Evolution an einem rational *nach*zukonstruierenden Muster einer Hierarchie von immer umfassenderen Strukturen. Wenn wir diese Strukturen von den Vorgängen trennen, mit denen die empirischen Substrate sich verändern, brauchen wir weder *Einsinnigkeit*, noch *Kontinuität*, noch *Notwendigkeit* oder *Irreversibilität* des Geschichtsverlaufs zu unterstellen. Wir rechnen mit anthropologisch tiefsitzenden allge-

> meinen Strukturen … Solche Grundstrukturen beschreiben den logischen Spielraum, in dem sich umfassendere Strukturbildungen vollziehen können. *Ob* es jedoch und *wann* es zu neuen Strukturbildungen kommt, hängt von *kontingenten* Umständen ab.“ (Habermas 1982a, S. 248)

Demzufolge kann es auch zu Stagnation auf einem Entwicklungsstadium oder gar zu einem – entwicklungslogisch gesehen – Rückfall auf ein früheres Stadium kommen.

Die evolutionstheoretische Perspektive

Die angesprochene Kritik von Habermas an Eisenstadt ist nachvollziehbar und gerechtfertigt, wobei aber zu bedenken ist, dass das evolutionstheoretische Denken bei Eisenstadt viel stärker ans geschichtliche Material gebunden (Habermas‘ Einschätzung als ‚narrative Analyse‘) denn kategorial an Gesellschaftsformationen und Organisationsprinzipien orientiert ist. Insofern verfolgt Eisenstadt eher eine empirisch ausgerichtete entwicklungstheoretische denn eine evolutionstheoretische Perspektive. Offensichtlich wird das, wenn er sich von den älteren evolutionären Stadienmodellen distanziert, weil diese in aller Regel mit gesetzmäßigen, gradlinigen und universal gültigen Entwicklungen operierten. An die Stelle der Analyse systemimmanenter Eigenschaften und Übergangsmechanismen träten, so seine Einschätzung, allgemeine Ursachen (z.B. wirtschaftliche, technologische, geistige usw.) und Trends, etwa in Richtung auf Komplexitätssteigerung. Damit setzen sie sich dem Vorwurf aus, allgemeine Trends mit den Ursachen des Wandels zu verwechseln oder die Annahme zu verfolgen, allgemeine Tendenzen könnten konkrete Wandlungen erklären (Eisenstadt 1970, S. 75). In Abhebung von diesen Ansätzen legt Eisenstadt in seiner Analyse der Achsenzivilisationen besonderen Wert darauf, die Spezifika dieser Gesellschaften und ihrer Institutionen detailliert herauszuarbeiten. Der Wandlungsmechanismus wird primär gesellschaftsendogen als ein kompliziertes Zusammenspiel von Machtstrukturen, Elitenkonstellationen und symbolischen Orientierungssystemen (Weltbilder; Religionen) konzeptualisiert. Ist der Wandlungsmechanismus somit multifaktoriell macht-, konflikt- und kulturtheoretisch bestimmt, wird das Ausmaß des Wandlungspotentials der Achsenkulturen ebenfalls endogen primär aus der historisch-empirisch unterschiedlich erfolgten Auflösung der Spannung zwischen der gegebenen mundanen Ordnung und einer transzendentalen Ordnungsvorstellung, welche Basisprämissen für die Ausgestaltung der kulturellen und sozialen Ordnung zur Verfügung stellt, begründet. Im Kampf um die institutionelle Ordnung der Gesellschaft wird der Entwicklung auf der kulturellen Ebene analytisch dabei eine autonome Rolle zugestanden, auch wenn deren Trägergruppen in vielfältiger Weise mit den Trägern der politischen, ökonomischen und sozialen Machtverhältnisse verwoben sind (Eisenstadt 2009). In evolutionärer Perspektive ist dabei interessant, dass Eisenstadt das in den Achsenkulturen angelegte Wand-

lungspotential im Sinne einer ontologischen Tiefendimension als mitursächlich für die zuerst im Westen vonstattengehende Ausbildung einer völlig neuen Organisationsform, der 'Moderne', ansieht (Arnason, Eisenstadt and Wittrock 2005).

Mit der Orientierung am von Karl Jaspers vertretenen geschichtsphilosophischen Konzept einer Achsenzeit handelt sich Eisenstadt allerdings ein Problem ein. In historischen Zeiträumen gesehen traten demnach das typisierende Merkmal der Grundspannung zwischen den Sphären des Mundanen und des Transzendentalen und die damit einhergehende gesteigerte Reflexivität auf die Verhältnisse in verschiedenen Regionen fast zeitgleich auf. Da die Eisenstadtsche Argumentation aber phänomenal ausgerichtet ist und das Wandlungspotential nur pro futuro herausgearbeitet wird, bleibt die Frage nach den Ursachen für das parallele Auftreten eines neuen Organisationsmodells (Imperien; Hochkulturen; Zivilisationen) sowie eines neuen Weltverständnisses (poly- und monotheistische Religionen) unbeantwortet. Strukturell können diese nur in den Vorbedingungen liegen, also im historischen Vorlauf, oder aber sie beruhen auf Interferenzen zwischen den Zivilisationen, die er aber weitgehend unberücksichtigt lässt. Insofern zeigt sich hier insofern ein Paradoxon, als dass er in einer werkgeschichtlich späteren Phase nunmehr einerseits grundsätzlich evolutionäre Tendenzen in der Weltgeschichte anerkennt (Eisenstadt 2009, S. 136, 143) sowie entwicklungstheoretisch bezüglich der Langzeitwirkung der Achsenkulturen argumentiert (Erste Moderne; multiple modernities), gleichzeitig aber den Ausgangspunkt seiner Argumentation punktualistisch setzt und in keinen umfassenderen prozessual-evolutionären Kontext stellt. Hier kann uns die Bezugnahme auf die allgemeine Evolutionstheorie und deren Grunderkenntnisse weiterhelfen, um das phänomenal Neue einer Erklärung zuzuführen

Evolutionstheoretisch mit Bezug auf gesellschaftliche Prozesse zu argumentieren beinhaltet, in starker Verkürzung, drei zentrale Vorstellungen (Niedenzu 2012): Evolution meint zum Einen einen kreativen Prozess, in dem Neues entstehen kann („emergieren"), ohne dass das Neue bereits im Alten angelegt ist bzw. in Form eines Ursprungsdenken aus diesem herausgeführt oder abgeleitet werden kann. Die spätere Funktion des Neuen erklärt nicht seine Genese. Die zweite Vorstellung betrifft den Zusammenhang von Kontinuität und Bruch. Der evolutive Prozess ist insofern ein kontinuierlicher, als dass neuere Organisationsformen aus älteren entstanden sind. Das kann organisatorische Weiterentwicklung und Feinmodellierung bedeuten; es kann aber auch einen Sprung im Sinne eines qualitativen Bruchs mit völlig neuen Möglichkeiten der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse beinhalten. Beide Linien sind als parallel existierend zu betrachten, schließen sich nicht wechselseitig aus. Und schließlich kennt die Evolutionstheorie mit dem Mechanismus der Selektion und dem Kriterium des Reproduktionserfolges eine Erklärungsformel, die, adaptiert auf soziokulturelle Systeme, einsichtig machen kann, warum bestimmte gesellschaftliche Organisationsmodelle im historischen Prozess verschwunden sind, andere sich kaum verändert haben und warum neue sich dauerhaft bewährt haben. Kurzum, eine moderne soziologische Theorie der soziokulturellen Evolution beinhaltet weder geschichtsde-

terministische Vorstellungen im Sinne von durchzulaufenden Stadien noch einen teleologisch gesetzten Endpunkt gesellschaftlicher Entwicklung. Im Prinzip lassen sich demzufolge die unterschiedlichen institutionellen Varianten, die für die Achsenzivilisationen kennzeichnend sind, auf der evolutionstheoretischen Folie von Kreativität und Emergenz, Kontinuität und Bruch mit früheren Organisationsformen sowie Umweltbewährung abbilden. Diese Lesart betrifft aber primär erst einmal die interne Varianz auf einer Entwicklungsstufe, nämlich dem Konstrukt ‚Achsenzivilisation'.

In evolutionstheoretischer Perspektive muss darüberhinausgehend aber auch die vertikale Zeitachse, also die Durchgängigkeit bzw. der Bruch mit vorhergehenden Organisations- und Weltinterpretationsformen, d.h. den bislang gegebenen Bedingungskonstellationen als Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung, empirisch ausbuchstabiert werden, weil Bedingungslagen pro futuro ermöglichenden und restringierenden Charakter haben. Der Übergang von voraxialen institutionellen Strukturen und Weltdeutungssystemen zu axialen wie auch zu Mischformen kann wohl unterschiedliche Verläufe zeigen, entscheidend ist aber, dass eine neue Gesellschaftsformation mit einem neuen Organisationsprinzip und einem neuen Weltverständnis aufkommt. Wenn Eisenstadt im Anschluss an Jaspers im Falle der Achsenzivilisationen von einer neuen Qualität des Reflexionsvermögens auf die Welt und auf die Gesellschaft spricht, so bleibt doch die Frage des Anschlusses an vorhergehende Gesellschaftsformationen und Weltverständnisse offen bzw. bleibt die prozessuale Rekonstruktion der Dialektik von Kontinuität und Bruch unterbelichtet. Die begrifflichen Unbestimmtheiten, die Kontingenzen in den Prozessen und Strukturen sowie die Fragen des diachronen Anschlusses als auch der synchronen Einbettung der Achsenzivilisationen führten bei Eisenstadt wohl zu Relativierungen und dem Eingeständnis der Notwendigkeit einer differenzierteren Sichtweise (Arnason, Eisenstadt and Wittrock 2005), wurden dann für seine weitere Arbeit aber nicht mehr programmatisch.

Ein weiterer kritischer Einwand zielt darauf ab, dass das Kreativitätsmoment als Zusammenhang von Machtprozessen und deren institutioneller und symbolischer Kristallisation präziser zu fassen ist. Gesellschaftliche Entwicklungen werden wohl über Macht prozessiert, aber in ihren formativen Ausprägungen sind diese auch vom kognitiven Entwicklungsstand abhängig. Während Eisenstadt die den soziokulturellen Prozessen zugrundeliegende Machtdynamik materialreich belegt, bleibt die den axialen Weltbildern zugrundeliegende Denk- und Handlungslogik theoretisch unterbelichtet. Wie aber lässt sich die postulierte neuartige Form der Reflexivität auf die Verhältnisse evolutionstheoretisch rahmen? Diesbezüglich soll nun unter Bezugnahme auf die historisch-genetische Theorie von Günter Dux versucht werden, die logische Struktur der Welterklärungen, so wie sie sich in allen vormodernen Weltbildern, von den pristinen Mythologien bis hin zu den elaborierten Welterklärungen der polytheistischen und monotheistischen Religionen wiederfindet, zu skizzieren.

Die Entwicklung der kognitiven Matrix differenter Weltbilder

Die historisch-genetische Theorie von Günter Dux zielt darauf ab, die Bildungsprozesse historisch neuartiger soziokultureller Strukturen und Modelle aus vorwegliegenden Ausgangsbedingungen zu rekonstruieren, die ihrerseits aber die neu entstehenden Merkmale selbst noch nicht aufweisen. Ausgangsbedingungen stellen also Rahmungen dar, innerhalb derer Neuartiges emergieren kann. Die Ausbildung sozialer Organisationsformen wie auch kultureller Orientierungssysteme ist nun unabdingbar eingebettet in den anthropologisch vorgegebenen Zwang, Handlungswissen erwerben zu müssen. Da menschliches Handeln primär kognitiv organisiert und nicht oder kaum instinktgeleitet ist, entscheidet mithin das Niveau der kognitiven Entwicklung, welche Handlungskompetenz zur Verfügung steht und wie die Welt verstanden werden kann.

Empirisch abgesichert ist für Dux, dass die gemeinsame Denkfolie der konstruktiv entstehenden frühen vormodernen Weltinterpretationen strukturell einer subjektivischen Handlungslogik folgt. Erklärungen bedienen sich dabei einer Argumentationsfigur, als ob die zu erklärenden Phänomene von einem handelnden Agens hervorgebracht würden (Dux 1982, S. 76 ff.; 2000, S. 117). Obwohl die subjektivische Handlungslogik in jeder Ontogenese immer wieder von neuem aufgebaut wird, wird damit aber kein Parallelismus von Ontogenese und Geschichte behauptet. Es geht ausschließlich darum, dass sich, ungeachtet der kulturellen Pluralität der Weltdeutungen, auf der Ebene der Weltbilder die Handlungslogik als explikative Struktur bis in die Neuzeit behauptet hat.

Die subjektivische Logik als Denkmatrix ist auch kennzeichnend für die Religionen, deren Aufgabe es ist, die Welt als Ganzes verständlich zu machen. Die kulturgeschichtlich gesehen immer abstrakter werdenden Deutungssysteme bleiben dieser Logik verhaftet. So wird der Ursprung der Welt auf ein subjektives Agens, etwa einen Schöpfergott, zurückgeführt, durch dessen Handeln die Welt entsteht. Damit kann dieser aber zeitlich, kausal und logisch nicht mehr mit der Welt zusammenfallen, er muss dieser vorangestellt werden. Insofern unterscheiden alle Religionen mehr oder weniger elaboriert zwischen zwei Welten, einer dies- und einer jenseitigen Welt. Der Ursprung gewinnt dabei die Qualität eines Absoluten, das aus sich selbst heraus begründet ist (Holz und Wenzel 2003, S. 21 ff.). Geschichtlich wird dieses Weltverständnis immer weiter ausgearbeitet, systematisiert und abstrakt gefasst, was immer komplexere Weltdeutungen erlaubt. Erst in der Neuzeit entsteht mit dem naturwissenschaftlichen Weltbild ein nicht mehr ursprungslogisch ansetzendes Denken, welches vielmehr auf funktional-relationalen Erklärungen aufbaut, in der das Geschehen auf systemisch verstandene Wirkungszusammenhänge zurückgeführt wird (Dux 1982, S. 275 ff.).

Die den Weltbildern immanente Reflexivität kann nicht als ein abstraktes und generalisiertes Vermögen gesetzt werden, sondern ist in ihrer kognitiven Ausprägung soziokulturell rückgebunden. Gesellschaftliche Systeme entwickeln sich aber primär über die dynamische Struk-

turierung von Interessen und Machtpotentialen. Der sich mit den Jägern- und Sammlerinnen-gesellschaften in Gang setzende Entwicklungsprozess lässt sich umschreiben als Steigerung der Organisationskompetenz und damit auch des Organisationsniveaus von Gesellschaft. Mit der Sesshaftigkeit entsteht erstmals die Möglichkeit, Macht reflexiv für die Organisation von Machtressourcen, also von Land und von abhängigen Arbeitskräften, zu nutzen. Die Organisation von Macht bringt eine neue Qualität mit sich, sie wird zur Gestaltungsmacht, die in bis dahin unbekannter Art und Weise den Zugriff auf die sozialen Strukturen erlaubt. Bisher latente Abhängigkeiten können auf eine völlig neue institutionelle Basis gestellt werden, es bilden sich stratifizierte Gesellschaften heraus bis hin zu den traditionalen, vormodernen Zivilisationen (Dux 1992).

Irdische Verhältnisse und Erklärungssysteme müssen zur Deckung gebracht werden. Auf der Ebene der Weltbilder hat das tiefgreifende Folgen: die neue Gestaltungsmacht in Bezug auf die soziokulturelle Lebensweise muss reflektiert und ideologisch verarbeitet werden, Herrschaft legitimiert werden. Im Rahmen einer Handlungslogik kann die Legitimation einer Herrschaftsorganisation nicht in abstrakten Prinzipien gründen, sondern muss dem außerweltlichen Ursprung als Quelle jeder Art von Macht verbunden werden. In den nicht mehr verwandtschaftlich, sondern politisch organisierten vormodernen Zivilisationen gibt es dafür Mediatoren, Deutungsspezialisten, die die Anbindung des Mundanen an das Ursprüngliche immer wieder aufs Neue thematisieren. Die den Auslegungen immanente Eigenlogik ist für den herrschaftlichen Bereich nicht mehr uneingeschränkt kontrollierbar. Ein Richtungsstreit zwischen den Experten kann jedoch nur dann als dynamischer Wandlungsfaktor relevant werden, wenn gesellschaftliche Interessengruppen spezifische Deutungen aufgreifen.

Die historisch-genetische Theorie sieht folglich in den praktischen Konsequenzen organisierten Machtgebrauchs das eigentliche Vehikel für die dynamische Weiterentwicklung der Weltbilder, die sich mit neuen normativen Strukturen sowie mit Legitimationsfragen von Herrschaft und Ungleichheit konfrontiert sahen. Die gesteigerte Reflexion auf die Verhältnisse folgt dieser gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik, beeinflusst diese aber auch rekursiv.

Folgerungen für eine Theorie langfristigen sozialen Wandels

Für eine Theorie langfristigen sozialen Wandels im Sinne einer Theorie soziokultureller Evolution erweist sich die Beschäftigung mit der Eisenstadtschen Kultur- und Zivilisationsanalyse in doppelter Hinsicht als fruchtbar: Zum einen sensibilisiert sie dafür, dass es unumgänglich ist, sich mit dem von den historischen Wissenschaften gesammelten Material und deren Interpretationen soziologisch auseinanderzusetzen, um das kategoriale Gerüst der Wandlungs- bzw. Evolutionstheorie sachangemessen zu halten. Angewendet auf die Habermassche Unterscheidung von Gesellschaftsformationen und Organisationsprinzipien mit der dahinterliegenden Lernthe-

orie bedeutet das, dass dessen Koppelung von Persönlichkeits-, Kultur- und Gesellschaftssystem als evolutionsfähiger Verbund unberücksichtigt lässt, dass die verschiedenen Teilsysteme sich auch in einer gewissen zeitlichen Unabhängigkeit voneinander entwickeln können. Hier ist die Eisenstadtsche Vorstellung von geschichtlichen Tiefendimensionen in Wandlungsprozessen mit ungleichzeitigen Entwicklungen hilfreich, wo moderne und traditionale Elemente in ein und derselben Gesellschaft oder Gruppe Platz finden können (Eisenstadt 1998). Zum anderen macht uns die Eisenstadtsche Zivilisationsanalyse aber auch darauf aufmerksam, dass seine Einordnung und die Bewertung der historischen Bedeutung der Achsenkulturen mit ihren langfristigen Nachwirkungen (Entstehung der Ersten Moderne; These der multiple modernities) erst im Rahmen einer Theorie soziokultureller Evolution wirklich verstanden werden kann. Die von ihm argumentierte Tiefendimension der Moderne in Form der in den Achsenzivilisationen entstandenen Spannungsdimension zwischen Mundanem und Transzendentalem überbetont die Kontinuitätslinie in der Entwicklung hin zur Moderne, während der Bruch im Weltverständnis (Ablösung der subjektivischen durch eine systemische Erklärungslogik) unterbelichtet bleibt.

Was das Weltverständnis betrifft bedarf aber auch die von Eisenstadt als zentrales axiales Merkmal gesetzte Reflexivität auf die Verhältnisse mithin einer evolutionstheoretisch informierten Sichtweise bzw. Erklärung. Nicht eine neue Erklärungslogik zeichnet die gesteigerte Reflexivität in den Achsenzivilisationen aus, sondern die zunehmende Gestaltungsmacht der Menschen, die Trennbarkeit von Natur und Kultur, beginnt ins Bewusstsein zu rücken und bedarf der geistigen Aufarbeitung (vgl. Dux 2000, S. 390 ff.). Die Steigerung der Reflexivität bringt sich in einer Reflexivität auf die Strukturen zum Ausdruck, aber als neuartige Wirklichkeitsauffassung bleibt sie trotzdem handlungslogisch strukturiert. Nach wie vor wird die ‚Welt als Ganzes' wie ein Objekt behandelt und subjektivisch erklärt (Gott/Götter). Das Moment der Reflexivität auf die Verhältnisse und die Behauptung eines Wissens um die Willkürlichkeit sozialer Ordnung wird bei Eisenstadt (2006, S. 4 ff.) mithin überzeichnet. Dieses trifft nur insofern zu, als dass die konkrete Herrschaftsausübung nunmehr unter Missbrauchsverdacht fallen kann; die Legitimation der gesellschaftlichen Machtverhältnisse als solche bleibt davon jedoch unberührt, das System in seiner Grundarchitektur bleibt unhinterfragt. Gleichzeitig verweist uns dieser Punkt aber auch auf die Ungleichzeitigkeit evolutionärer Prozesse hin, kann man doch nichtsdestotrotz von einer neuen Gesellschaftsformation mit einem neuen Organisationsprinzip sprechen. Dies betrifft auch die legitimatorischen Erfordernisse: Die Legitimation von Herrschaft bedarf letzten Endes des Verweises auf die Ursprungsmacht, aber in der Alltagspraxis hat die gelungene Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung ebenso einen legitimationsstiftenden Charakter, etwas, was Popitz (1992) als Ordnungssicherheit bezeichnet hat und womit sich die innere Stabilität von Macht- und Herrschaftssystemen auch unabhängig von ideologischen Stützkonstruktionen erklären lässt.

Welche Bedeutung haben dann aber kulturelle Orientierungen, Weltbilder für den Prozess des sozialen Wandels? Sie können die Grundlagen konkreter Herrschaftspraxen unterminieren,

indem sie ihnen den legitimatorischen Bezug zum Ursprung allen Seins entziehen; der spezialistische Streit um das richtige Verständnis kann von machtpolitisch interessierten Gruppen aufgegriffen werden, um eigenen Interessen eine legitimatorische Basis zu geben; andere Konstellationen lassen sich denken. Für das Verhältnis von Macht und Kultur bedeutet das immer nur eines: Im Rahmen der Denklogik geht es nicht um ein neues System, sondern es geht um die Adaptation des vorhandenen an kulturelle Basisparameter, wie sie die Weltbilder liefern. Konkret heißt das also, Austausch von Personen oder Herrschaftseliten, die dem Maßstab nicht entsprechen. Einige Unterscheidungen scheinen in dieser Hinsicht angebracht: In systeminternen Konflikten werden kulturelle Deutungen eher instrumentellen Charakter für die jeweiligen Konfliktgruppen haben, in extern induzierten Bedrohungslagen, die Eisenstadt weitgehend ausspart, haben kulturelle Orientierungen eher katalysatorische Funktionen für die Organisation des Widerstandes, indem sie die kollektive Identität und damit gleich gelagerte Interessen beschwören, und in der Expansion nach Außen haben sie vermutlich sowohl instrumentelle als auch katalysatorische Funktionen. Für die von Eisenstadt angenommene Verschmelzung von Macht und Kultur als der wesentlichen Triebkraft sozialen Wandels heißt das, dass in konflikttheoretischer Perspektive erst in gesellschaftlichen Krisensituationen der Kultur eine zentrale Rolle zugemessen werden kann. In der Realität gesellschaftlichen Lebens sind Fragen der Machtverteilung, die Infragestellung herrschaftlicher Ansprüche und die Unzufriedenheit mit den Folgen der empirisch vorgefunden Machtverwaltung wohl vorrangigere Erklärungsfaktoren als die isoliert betrachtete Spannung zwischen Realität und Transzendenz.

Mit Skepsis ist schließlich auch der Eisenstadtschen Vorstellung zu begegnen, dass sich aus der variantenreichen Auflösung der strukturellen Spannung zwischen Realität und Transzendenz in den Achsenzivilisationen multiple Modernen begründen lassen. Hier wird das Spannungsverhältnis zwischen transzendentaler Vision und innerweltlichen Institutionalisierung, wie es in den Achsenzivilisationen aufgetreten ist, als Wandlungsmechanismus invariant gesetzt (Bohmann 2003, S. 242). Selbst, wenn auf der analytischen Ebene des Strukturvergleichs dieses Spannungsverhältnis als Tiefendimension nachweisbar ist: Prozesse langfristigen sozialen Wandels folgen gemeinhin einer anderen Logik, und die ist nur evolutionstheoretisch einholbar.

Literatur

Arnason, Johann P., Shmuel N. Eisenstadt and Björn Wittrock (eds.). 2005. *Axial Civilizations and World History*. Leiden, Boston: Brill.

Bohmann, Gerda. 2003. Fundamentalismus als Stadium sozialer Evolution? In: *Soziale Evolution*, hrsg. Tamás Meleghy und Heinz-Jürgen Niedenzu, 239-266. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Dux, Günter. 1982. *Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dux, Günter. 1992. *Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dux, Günter. 1989. *Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dux, Günter. 2000. *Historisch-genetische Theorie der Kultur. Instabile Welten – Zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel*. Weilerswist: Velbrück.

Eder, Klaus. 1973. *Seminar: Die Entstehung von Klassengesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eder, Klaus. 1976. *Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eisenstadt, Shmuel N. 1970. Sozialer Wandel, Differenzierung und Evolution. In: *Theorien des sozialen Wandels*, hrsg. Wolfgang Zapf, 75-91. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.

Eisenstadt, Shmuel N. 1998. *Die Antinomien der Moderne. Die jakobinischen Grundzüge der Moderne und des Fundamentalismus. Heterodoxien, Utopismus und Jakobinimus in der Konstitution fundamentalistischer Bewegungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eisenstadt, Shmuel N. 2006. Culture and Power – A Comparative Civilizational Analysis. *Erwägen – Wissen – Ethik* 17: 3-16.

Eisenstadt, Shmuel N. 2009. Axial Visions and Axial Civilizations: The Transformations of World Histories between Evolutionary Tendencies and Institutional Formations. In: *Frontiers of Sociology. Annals of the International Institute of Sociology, Vol.*11, hrsg. Peter Hedström und Björn Wittrock, 113-146. Leiden: Brill.

Elias, Norbert. 1983. Gedanken über die große Evolution. Zwei Fragmente. In: *Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I*, ders., 185-268. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert. [2]1989. *Über die Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen. [3]1982 [1976]. *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen. [3]1982a [1976]. Geschichte und Evolution. In: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. ders., 200-259. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen. [3]1982b [1976]. Zum Theorienvergleich in der Soziologie: am Beispiel der Evolutionstheorie. In: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, ders., 129-143. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Holz, Klaus und Ulrich Wenzel. 2003. Einleitung. Handlungen und Subjekte in der historisch-genetischen Theorie. In: *Zur Konstitution von Sozialität*, hrsg. Ulrich Wenzel et al., 9-42. Velbrück: Weilerswist.

Meleghy, Tamás und Heinz-Jürgen Niedenzu (Hrsg.). 2003. *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften* (ÖZS-Sonderband 7). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Niedenzu, Heinz-Jürgen. 2012. *Soziogenese der Normativität. Zur Emergenz eines neuen Modus der Sozialorganisation*. Weilerswist: Velbrück.

Niedenzu, Heinz-Jürgen. 2014. Ursprung und Wandel der Gesellschaft. Zum soziologischen Verständnis geschichtlicher Prozesse. In: *Entwicklungen der Menschheit. Humanwissenschaften in der Perspektive der Integration*, hrsg. Gerd Jüttemann, 111-118. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Niedenzu, Heinz-Jürgen. [11]2016. Evolution, soziale. In: *Grundbegriffe der Soziologie*, Johannes Kopp und Anja Steinbach, 73-76. Wiesbaden: Springer VS.

Parsons, Talcott. 1977. *The Evolution of Societies*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Popitz, Heinrich. [2]1992. *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr.

Preglau, Max. [9]2015. Kritische Theorie: Jürgen Habermas. In: *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*, hrsg. Julius Morel et al., 301-330. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.

Reichholf, Josef H. 1994. *Der schöpferische Impuls*. München: dtv.

Runciman, Walter G. 1989. *A Treatise on Social Theory. Vol II: Substantive Social Theory*. Cambridge University Press.

Runciman, Walter G. 2009. *The Theory of Cultural and Social Selection*. Cambridge University Press.

Sanderson, St. K. 1990. *Social Evolutionism. A Critical History*. Cambridge, MA; Oxford, UK: Blackwell Publishers.

Sanderson, Stephen K. 2001. *The Evolution of Human Sociality. A Darwinian Conflict Perspective*. Lanham et al.: Rowman & Littlefield Publishers.

Sanderson, Stephen K. and Arthur S. Alderson. 2005. *World Societies. The Evolution of Human Social Life*. Boston et al.: Pearson Education.

Heinz-Jürgen Niedenzu, ist außerordentlicher Universitätsprofessor am Institut für Soziologie der Universität Innsbruck. *Arbeitsgebiete/Forschungsschwerpunkte:* Soziologische Theorie, mit Schwerpunkt auf Fragen nach den anthropologischen Grundlagen der Sozialtheorie, der Entwicklung einer Theorie soziokultureller Evolution sowie von Modellen des langfristigen Wandels gesellschaftlicher Strukturen. *Ausgewählte Publikationen:* The new evolutionary social science: human nature, social behaviour and social change. Boulder/London: Paradigm Publishers, 2008 (hrsg. mit Meleghy, T. und Meyer, P.); Soziogenese der Normativität. Zur Emergenz eines neuen Modus der Sozialorganisation. Weilerswist: Velbrück, 2012; Ursprung und Wandel der Gesellschaft. Zum soziologischen Verständnis geschichtlicher Prozesse, in: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Entwicklungen der Menschheit. Humanwissenschaften in der Perspektive der Integration. Lengerich: Pabst Science Publishers, 2014, S. 111-118; Evolution, soziale, in: Kopp, Johannes / Steinbach, Anja (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie, 11.Auflage. Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 73-76.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Veränderte Gesellschaft, veränderte Familien, veränderte Politik

Rudolf Richter

Zusammenfassung: Die Struktur der Familie und des Lebenslaufs haben sich in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt: höheres Heiratsalter, höherer Anteil an nicht-ehelichen Lebensformen, höheres Erstgeburtsalter, Verlängerung des Lebenslaufs und damit kürzere Familienphase mit abhängigen Kindern sind die prägendsten Veränderungen. Ein europäisches Forschungsprojekt geht diesen Veränderungen nach (http://www.familiesandsocieties.eu), ein Arbeitsbereich konzentriert sich auf den Wandel der Geschlechterrollen, auf den ich mich hier beziehe. In diesem Artikel wird auf die Veränderungen in den Bildungsabschlüssen und ersten Ergebnissen zur Väterkarenz in Schweden, Schweiz und Österreich eingegangen. Auf Basis dieser Entwicklungen werden abschließend einige Konsequenzen für die Familienpolitik aufgezeigt.

Schlüsselwörter: Familie, sozialer Wandel, Familienpolitik, soziale Ungleichheit, Geschlecht

Changing Society, changing families, changing policy

Abstract: The structure of the family and the life course has changed significantly over the last decades: higher age at first marriage and at first birth, higher proportions of non-marital living forms, longevity and, in consequence, shorter phases when families live with dependent children are the most characteristic changes. A European research project analyses these changes (http://www.familiesandsocieties.eu) and concentrates, among other issues, on gender roles, which are in the focus of this contribution. In this

R. Richter ✉
Universität Wien, Institut für Soziologie
Roosevelplatz 2, 1090 Wien, Österreich
E-Mail: rudolf.richter@univie.ac.at
Websites: http://www.soz.univie.ac.at/rudolf-richter/

article, I reflect the changes in formal education of men and women and show results on fathers´s parental leave in Switzerland, Sweden, and Austria. Based thereon, I highlight some consequences for family policy.

Keywords: Family, social change, family policy, social inequality, gender

Einleitung

Im Wesentlichen basiert die heutige europäische Familienpolitik noch auf den grundlegenden Prinzipien der Sozialpolitik des 19. Jahrhunderts. Auf dieser Basis entwickeln sich in Europa verschiedene sozialpolitische Regime, die Esping-Andersen (1990) zusammengefasst hat. Das nordische System, typisch für die skandinavischen Länder, fördert Individuen und stellt staatlicherseits Infrastruktur zur Verfügung, das liberale System, etwa in Großbritannien, überträgt die Last der Versorgung dem Einzelnen oder in anglikanischer Tradition den Unternehmen, und das mitteleuropäische, kontinentale System, besteht aus einer Kombination von staatlicher, kollektiver Förderung und Finanzleistungen. Pfau-Effinger (2009 a; 2009b) ergänzt diese Einteilung um die kulturellen Rahmenbedingungen, die in den verschiedenen Gesellschaften herrschen. Diese Formen prägen, wie Preglau (2014) neuerlich in einem Vergleich von Schweden, Österreich und den USA zeigte, auch für innerfamiliale Pflegestrukturen.

Familienpolitisch ist das mitteleuropäische System im Wesentlichen auf das Ernährermodell („breadwinner system“) abgestellt: Der Mann sorgt (in der Regel) für das finanzielle und materielle Wohlbefinden der Familie, die Frau ist für die Fürsorge und den emotionalen Bereich in der Familie hauptzuständig.

Vor dem Hintergrund dieser familienpolitischen Prinzipien haben sich im 20. Jahrhundert deutliche Veränderungen in der Familienstruktur ergeben[1].

Veränderungen der Familienstruktur

In den letzten Jahren sind auch Frauen, vermehrt auch junge Mütter berufstätig, häufig in Teilzeit. In Österreich stieg z.B. der Anteil aktiv erwerbstätiger Frauen mit Kindern unter 15 Jahren zwischen 2004 und 2014 von 63,5 auf 67,2% (Kaindl und Schipfer 2015). Der Anteil erwerbs-

1 Ich konzentriere mich hier auf die allgemeinen strukturellen Veränderungen. Diese gehen aber auch mit Fragen der persönlichen Identität in Zeiten erhöhter Mobilität einher (Preglau 1998, S. 132ff), ein noch empirisch zu wenig beachtetes und hier auch nicht referiertes Feld.

tätiger Frauen in der Altersgruppe von 20 – 64 Jahren lag 2000 in Ö bei 54%, heute liegt er bei 70%. In Österreich beträgt der Anteil der teilzeitbeschäftigten Frauen derzeit etwa 45%, vor zehn Jahren waren es knapp über 30%, davor noch weniger. Bei den Männern hat sich diesbezüglich weniger geändert, obwohl auch hier die Teilzeitarbeit etwas steigt. Sie liegt bei rund 8%.

Trotz gestiegener Berufstätigkeit hält sich aber das Bild der Mutter, die vor allem in den ersten Jahren für das Kind sorgen soll (Steiber und Haas 2010). Dementsprechend wurden öffentliche Kinderbetreuungseinrichtungen erst für Kinder ab drei Jahren in Österreich errichtet. Erst in den letzten Jahren beginnt in Österreich ein deutliches Umdenken in der Familienpolitik. So stieg die Anzahl der Krippen von 773 im Jahr 2004 auf 1651 im Jahr 2014. (Kaindl und Schipfer 2015). Trotz Berufstätigkeit der Frauen hat sich vor allem in Österreich ein deutlicher Einkommensunterschied zwischen Frauen und Männern erhalten. Er liegt nach der europäischen Statistik bei 23 % in Österreich, bei 17% im Durchschnitt der europäischen Union. [2]

Seit den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ist das Heiratsalter kontinuierlich gestiegen. Das mittlere Erstheiratsalter liegt heute in Österreich für Frauen bei 30, für Männern bei 32 Jahren (Kaindl und Schipfer 2015). Auch das Alter für die erste Geburt steigt. Es lag in Österreich 2014 bei 29,1 Jahren (Kaindl und Schipfer 2015). Als Konsequenz ist die Fertilitätsperiode für Frauen geringer und es werden weniger Kinder geboren. Deutschland und Österreich sind nach den südeuropäischen Staaten im Spitzenfeld der Länder mit geringer Fertilität (1,43 in Österreich, 1,38 in Deutschland, 1,55 im europäischem Schnitt 2014).

Gleichzeitig beobachten wir eine De-Institutionalisierung der Ehe. In Österreich werden heute die Hälfte der Erstgeburten außerehelich geboren und die Heiratszahlen sanken deutlich, wenn sie sich auch zuletzt in einigen Ländern stabilisieren (Esping-Andersen 2015).

Ebenso haben sich die Werthaltungen zur Familie geändert. Es ist mittlerweile weit verbreitet, dass sich Väter mehr in der Versorgung und Betreuung der Kinder engagieren sollen. Partnerschaftliche Beziehungen innerhalb der Familie werden weitgehend akzeptiert und angestrebt. Die „neuen Väter“, sind mittlerweile gar nicht mehr so neu; der sich um die Kinder bemühende Vater in der Vorstellung fast schon eine Selbstverständlichkeit (Lück 2015). Die Werte setzen sich aber nicht unbedingt in entsprechendes Verhalten um. Zwar beanspruchen in Europa immer mehr Männer Elternzeit – je nach den Möglichkeiten, die ein Elternzeitmodell bietet – trotzdem bleibt ihre Zahl weit unter jenen der Frauen. Diese Differenz wird noch verstärkt dadurch, dass Männer deutlich kürzer Elternzeit in Anspruch nehmen als Frauen. In Österreich etwa beziehen 18% der Väter das Kindergeld, im Schnitt allerdings nur zwei Monate, während Mütter oft über ein Jahr zu Hause sind. Von der Gesamtsumme des Kindergeldes werden nur 4,2% von den Vätern beansprucht (Reidl und Schiffbänker 2013). Nach wie vor sind Männer mehr Stunden berufstätig als Frauen, verdienen mehr als Frauen und bleiben Familienernährer.

2 Die Zahlen stammen von Eurostat. (http://ec.europa.eu/eurostat/tgm/table.do?tab=table&init=1&language =de& pcode=tsdsc340&plugin=1)

Auch die Mithilfe im Haushalt ändert sich wenig. Eine größere Gleichverteilung wird zumeist durch ein Sinken des Anteils der Hausarbeit von Frauen verursacht, weniger durch ein Ansteigen des Anteils der Männer (Fahlen 2015).

Neben der sinkenden Zahl der Eheschließungen und des häufigeren Auftretens nichtehelicher Partnerschaften prägen auch Einelternfamilien und Stieffamilien die Landschaft der Familienformen. Heute weist die Statistik 14 % AlleinerzieherInnenfamlien und 8,5 % Stieffamilien in Österreich auf (Kaindl und Schipfer 2015).

Diesen Veränderungen, die für ganz Europa gelten (Oláh 2015), geht im Detail das Projekt „FamiliesAndSocieties“ nach. Darin beschäftigen wir uns mit den Veränderungen der Geschlechterrollen[3]

Ich werde hier erste signifikante Ergebnisse zur Väterkarenz referieren. Diese Ergebnisse erlauben einige Hinweise auf familienpolitische Maßnahmen, die den Veränderungen in der Familienstruktur gerecht werden.

Der Hintergrund der Veränderung: die Bildungsabschlüsse

Bildung gilt als treibende Kraft innerhalb einer Gesellschaft. Gerade in diesem Bereich gibt es Umwälzungen, die wohl einzigartig in der Geschichte Europas sind.

Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sprechen wir von einer Feminisierung der Bildung. Damals öffneten sich die Bildungsinstitutionen und Frauen strömten an die Universitäten (vgl. auch Preglau und Richter 1998). Mittlerweile haben in allen Ländern der Europäischen Union mehr Frauen einen tertiären Bildungsabschluss als Männer[4]. Jan van Bavel ist diesem Phänomen mit seiner Forschungsgruppe nachgegangen und hat europaweit Statistiken über die unterschiedlichen Bildungsabschlüsse von Männern und Frauen analysiert (Klesment and Van Bavel 2015; Nitsche et al. 2015).

Der seit Jahrzehnten – und wahrscheinlich seit Jahrhunderten – geltende Zusammenhang, dass Männer eine höhere abgeschlossene Ausbildung haben als Frauen, stimmt nicht mehr. Dies führt zu einer verstärkten Bildungshomogamie in den Partnerschaften, beide Partner haben gleiches Ausbildungsniveau und es steigt auch die Anzahl der Beziehungen, in denen Frauen einen höheren Bildungsabschluss haben als Männer. Dies hat ökonomische Konsequenzen. In Haushalten, in denen die Frau eine höhere Ausbildung hat, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie mehr verdient als der Mann. Allerdings sind wir noch weit davon entfernt, dass dies in allen Haushalten mit einem höheren Bildungsabschluss der Frau so ist. Europaweit konnte van Bavel

3 Das Projekt ist mit 2017 beendet. Zum Zeitpunkt der Erstellung des Artikels abzurufen unter: http://www.familiesandsocieties.eu/?page_id=477

4 http://ec.europa.eu/eurostat/tgm/table.do?tab=table&init=1&language=de&pcode=tsdsc480&plugin=1

zeigen, dass dieser Zusammenhang für 30–50 % der Partnerschaften ohne Kinder gilt. Wenn ein Kind vorhanden ist, dann reduziert sich die Anzahl der Haushalte, in denen die Frau mehr verdient, auf 10–20 %. Österreich bildet hier eine unrühmliche Ausnahme, der gender pay gap ist so groß, dass er auch im Schnitt nicht durch besser verdienende Frauen mit höherer Ausbildung aufgewogen wird, d.h., auch in Haushalten, in denen Frauen eine höhere Bildung haben, verdienen Männer mehr. Obwohl sich dies langfristig auf eine bessere ökonomische Situation der Frauen auswirken wird, bleibt durch die Kinderbetreuungszeiten, die Mütter in Anspruch nehmen, ein materieller Einkommensverlust über den Lebenslauf gerechnet für Frauen erhalten.

Mit diesen Veränderungen verändert sich auch die Rolle der Väter in der Familie. Partizipation der Väter an der Familienarbeit wird von vielen Vätern gewünscht und von Frauen eingefordert. Nichtsdestotrotz erhalten sich deutliche Unterschiede. Drei Studien, jeweils eine in Österreich, der Schweiz und in Schweden, gingen der Frage nach, wie Elternzeit von Vätern gesehen und beansprucht wird. Die Auswahl der Länder erlaubt einerseits die Darstellung von Kontrasten (z. B. Schweiz und Schweden), andererseits ähnliche wohlfahrtsstaatliche Vorstellungen mit unterschiedlichen familienpolitischen Strategien (Österreich und Schweden).

Aushandeln von Karenzzeiten in Österreich: Väter stehen im Zentrum

Eine Studie an der Universität Wien untersucht in einem Langschnittdesign, ob und wie sich Männer- bzw. Väterrollen im Laufe der Zeit der Schwangerschaft der Frau bis etwa einem halben Jahr nach der Geburt ändern[5] (vgl. Schmidt et al. 2015). Basierend auf einer postmaterialistischen, praxeologischen Theorie (Schadler 2013, 2014) werden Praktiken analysiert, die einen Einfluss auf die Typisierungen und Rollenveränderungen von Vätern haben. 11 Paare wurden längsschnittlich befragt, mit den Partnern wurden getrennt problemzentrierte Interviews geführt, die sich um die Praktiken beim Elternwerden drehen. So konnten in zwei Wellen (jeweils im letzten Drittel der Schwangerschaft und sechs Monate nach der Geburt) insgesamt 44 Interviews über Aushandlungsprozesse in Paaren geführt werden.

Ein bereits veröffentlichtes erstes Ergebnis beschäftigt sich mit dem hegemonialen Männerbild in der Aushandlung der Elternzeit (Schmidt et al. 2015). Im privaten Bereich steht die Situation des Mannes im Mittelpunkt. Es wird breit über die Möglichkeit für den Vater diskutiert, Elternzeit in Anspruch zu nehmen, dagegen steht außer Diskussion, dass die Mutter Elternzeit, und das zu einem großen Teil, in Anspruch nimmt. Ökonomische Gründe spielen dabei eine wesentliche Rolle. Wie oben erwähnt gibt es in Österreich einen besonders hohen Unterschied im Einkommen zwischen Männern und Frauen, sodass allein deshalb mit einer Väterkarenz in der Regel auch ein deutlicher Einkommensverlust verbunden ist. Dementspre-

5 http://familiesandsocieties.univie.ac.at

chend steht die Berufssituation der Väter im Zentrum der Diskussion. Dabei geht es nicht nur um Einkommen, sondern auch um Karrierefragen, das Betriebsklima und die Organisation an der Arbeitsstätte.

Es wäre aber zu kurz gegriffen, würde man dies nur als ökonomische Frage sehen. Vielmehr zeigt die Analyse der Aushandlungsprozesse in den Partnerschaften, dass ein hegemoniales Männerbild normative Kraft besitzt, die zwar in verschiedener Weise besonders von egalitär orientierten Paaren bekämpft wird, der man sich dann aber doch unterwirft. Der Mann als Familienernährer für den Berufstätigkeit gerade im Interesse der Familie besonders wichtig ist, steht als anscheinend unüberwindliches Hindernis einem Bedürfnis nach Gleichheit und einem egalitären Verhalten gegenüber. Mütterkarenz wird demgegenüber als selbstverständlich angesehen, auch bei einer erfolgreichen Berufstätigkeit.

Will man das hegemoniale Männerbild aufweichen, so wird man über die Familienpolitik hinausgehende Maßnahmen setzen müssen. Für Österreich müsste vordringlich sein, den hohen gender pay gap zu bekämpfen. Die Verhältnisse im Wirtschaftsbereich erschweren die Verwirklichung eines Wertewandels hin zu einer egalitären Partnerschaftsbeziehung.

Das Beispiel Schweden: Väter würden gerne länger in Karenz gehen, aber...

Die Studie von Evertsson, Boye und Erman (2015) an der Universität Stockholm verwendete Daten der Youth Adult Panel Study in Schweden und analysierte Personen, die ihr erstes Kind im Jahr 2000 oder später bekamen. Die Forscherinnen kombinierten diese Daten mit qualitativen Interviews mit Paaren, die zum ersten Mal Eltern wurden. Es wurden 20 Paare, also 40 Personen, interviewt, wobei das Durchschnittsalter der Kinder bei 1,5 Jahren lag. Alle Paare hatten einen höheren Bildungsabschluss und waren gut in den Arbeitsmarkt integriert.

Auch für Schweden gilt, dass Väter wesentlich weniger Elternzeit in Anspruch nehmen als Frauen. Der durchschnittliche Anteil an Karenztagen bei Vätern lag bei 25 % des gesamten Anteils. Ist das Kind unter zwei Jahren, dann sinkt dieser Anteil auf 19 %.

Die qualitativen Ergebnisse brachten einige Aufschlüsse über die Einstellung der Väter. Jene Väter, die einen starken Wunsch hatten, zu Hause zu bleiben, setzten diesen Wunsch auch weitgehend um. Sie blieben tatsächlich länger zu Hause als der Durchschnitt. Väterkarenz wird durch die gute Infrastruktur an Kinderbetreuungseinrichtungen erleichtert. Diese wurde auch von den Paaren sehr positiv bewertet. Sie ermöglicht den Eltern Beruf und Familie zu vereinbaren.

Trotzdem können Väter nicht alle ihre Vorstellungen erfüllen. Aus den Interviews ergab sich, dass hier traditionelle Wertvorstellungen, oder wohl auch wieder ein hegemoniales Männerbild mit normativer Macht, Egalität behindert. Die Vorstellung, dass Mütter im ersten Jahr nach der Geburt des Kindes nicht erwerbstätig sein, wird in der schwedischen Gesellschaft als

verbreitet angesehen und wirkt hinderlich gegen Väter in Elternteilzeit. Das wurde auch von den Müttern in den qualitativen Interviews gesagt. In der quantitativen Studie sagten 30 % der Väter, dass sie gerne die Zeit der Elternkarenz ausgedehnt hätten.

Die Studie hat weiters gezeigt, dass Väter, die zu Hause bleiben, eine engere Beziehung zum Kind entwickeln und im weiteren Lebenslauf die Kinder dann Trost und Geborgenheit bei beiden Elternteilen suchen. Durch die Karenzzeiten erkennen sowohl Väter als auch Mütter die Bedürfnisse der Kinder besser und teilen sich die Kinderbetreuung später gleichmäßiger auf.

In internationalen Zeitstudien zeigt sich, dass Väter mehr Haushaltsarbeit leisten, wenn die Frauen Vollzeit arbeiten (Fahlen 2015). Insofern ist es nicht überraschend, dass voll berufstätige Frauen mit der Arbeitsaufteilung in der Kinderbetreuung mit dem Partner zufriedener sind als halbtags erwerbstätige Frauen.

Karenz in der Schweiz

Die Schweiz ist ein Extrem im Vergleich zu Schweden und Österreich. Es gibt kaum Karenzzeiten, die zudem kantonal geregelt sind. Im Allgemeinen beträgt die Elternkarenz bis zu zehn Tage, manchmal bis zu 16. Väter können Elternzeit nehmen, wenn der Betrieb sie bereitstellt. Valarino (Valarino 2014; Valarino, Gauthier 2015) untersuchte eine öffentliche Diensteinrichtung, die erlaubte, dass Väter 21 Tage bezahlte Vaterschaftskarenz im ersten Jahr des Kindes nehmen konnten. Das Modell betraf 95 Männer, 51% nahmen 20 oder 21 Tage, 38 % 11–19 Tage, die anderen weniger. Alle aber nahmen einige Tage. Die meisten fügten Urlaubstage an. Da die Elternkarenz nicht auf einmal konsumiert werden musste, sondern im Laufe eines Jahres verbraucht werden konnte, wurden diese Tage auch nicht in einem Block genommen, eher ein bis zwei Wochen im Block, die anderen für Notfälle im Laufe des Jahres aufgespart.

Auch während der Karenzzeit bleibt der Kontakt mit dem Beruf aufrecht. Gerade in Zeiten des Internets ist es möglich, weiterhin mit der Arbeitsstelle in Kontakt zu sein. Dementsprechend beantworteten und bearbeiteten die Männer während der Karenz E-Mails und arbeiteten so in einem gewissen Ausmaß weiter. Damit demonstrieren sie sich selbst, wie auch der Arbeitsstelle, dass sie unentbehrlich sind. In den Interviews behaupten dies sowohl die Väter als auch die Manager.

Die Forscherin hält ein familienfreundliches Arbeitsumfeld für unbedingt notwendig, um die Väterkarenz zu befördern. Gegen eine Elternzeit für Väter wird vor allem mit organisatorischen Schwierigkeiten argumentiert, bei Frauen, die in Elternzeit gehen wollen, ist dies nicht der Fall. Eine Interpretation wäre, dass Karenz für Frauen als selbstverständlicher als für Männer angesehen wird, eine andere These wäre, dass längere Karenzzeiten organisatorisch leichter zu überbrücken sind als kürzere Karenzzeiten. Bei längeren Karenzzeiten ist es möglich, einen Ersatz einzustellen, was bei einem Ausfall einer Arbeitskraft für wenige Wochen kaum möglich

ist. Es ist paradox, aber es wäre für die Arbeitsorganisation einfacher, wenn Männer länger in Karenz gehen würden.

Von der kurzen Zeit in Karenz kann man keinen großen Einfluss auf die Gleichheit der Geschlechter erwarten. Einige Positiva zeigten sich aber in der Studie. Nimmt der Vater Karenz, dann erhöht sich auch sein Verständnis für die Betreuungsaufgaben und die Bedürfnisse des Kindes, zumindest kurzfristig.

Besonders wichtig war, dass die Studie die dynamischen Wechselbeziehungen zum Arbeitsplatz aufzeigen konnte. Einerseits bietet die Organisation den Männern die Möglichkeit mehr Zeit mit den Kindern zu verbringen und setzt damit neue Normen über die legitime Abwesenheit des Vaters vom Arbeitsplatz, andererseits werden interne Schwierigkeiten der Arbeitsorganisation und des Betriebsumfeldes sichtbar. Die Karenz hatte keine wesentlichen Auswirkungen auf die Arbeitsmuster der Väter und der Aufteilung der Hausarbeit. Sie kann aber als ein erster Anstoß zu Entstehung von neuen Vätern gesehen werden.

Ansätze zu einer neuen Familienpolitik

Traditionelle Familienpolitik geht vom Familienlastenausgleich aus, sie basiert auf dem Modell der Kernfamilie (Bertram und Deuflhard 2015). Dies hat zwei fundamentale Nachteile. Treten neue Familienformen auf, so muss immer neu definiert werden, was eigentlich unter Familie verstanden wird. Weiters hat sich die Familienphase, in der abhängige Kinder im Haushalt wohnen, anteilig im Lebenslauf durch die längere Lebensdauer deutlich verkürzt. Eine neue Familienpolitik könnte diese Nachteile vermeiden, wenn sie einerseits nicht Familien, sondern Kinder in den Fokus ihrer Politik nimmt und auf die längere Lebensdauer und damit auch auf die kürzere Phase, in der Familien mit ihren minderjährigen Kindern in einem Haushalt leben, reagiert.

Die Veränderungen im Bereich der Familie erfordern neue Maßnahmen, die traditionellen Maßnahmen erübrigen sich aber nicht. Kinderbetreuungsplätze, finanzielle Unterstützung, sei es durch direkte finanzielle Zuwendungen oder Steuererleichterungen, sind weiterhin notwendig. Allerdings zeigen internationale Vergleiche, dass die bisherigen Maßnahmen nicht unbedingt zur Gleichheit der Geschlechter beitragen und kein direkter Einfluss der Art der Maßnahmen etwa auf die Fertilität aufgezeigt werden kann (Bertram und Deuflhard 2014; Thevenon und Neyer 2014). Das liberale System in Großbritannien wendet zum Beispiel mehr Gelder auf als Österreich oder Deutschland, hat weniger Kinderbetreuungseinrichtungen aber trotzdem eine höhere Fertilität. Die österreichische Familienpolitik beinhaltet viele Ansätze zu einer geschlechtlichen Gleichstellung, sie bleibt aber auch hier, wie Preglau schreibt (2009, S. 132), ein „[…] unvollendetes Projekt auf der familienpolitischen Agenda […]“.

Aus den oben geschilderten Veränderungen der Familienstruktur und des Lebenslaufs einerseits und andererseits durch den Fokus auf Väterkarenz in den Studien, die wir vorgestellt

haben, ergeben sich einige Konsequenzen für die Familienpolitik, die ich exemplarisch in drei Bereichen aufzeigen will.

1. Lebensformveränderungen:

Die veränderten Familienformen und die Tatsache, dass Kinder auch im Laufe ihres Lebens in verschiedenen Familienformen aufwachsen können, z.B. in Kernfamilien oder nach einer Scheidung in Stieffamilien oder mit AlleinerzieherInnen (Zartler; Heintz-Martin und Becker 2015), wäre es sinnvoller die Kinder als Zielgruppe politischer Interventionen zu sehen, als auf ständig flexible Familienformen zu reagieren. Das Kind bleibt in allen Familienformen unterstützungswürdig.

Die relativ kurze Familienphase entwickelte sich zur „rush hour" des Lebens. Berufliche Weiterentwicklung, Karriere, Kinderbetreuung, Wohnungsvergrößerung, das alles kommt zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr zusammen. Es wäre deshalb sinnvoll, diese Lebensphase zu ent-stressen und zeitweises Ausscheiden aus dem Arbeitsmarkt zu ermöglichen. Eine Anrechnung von Kinderbetreuungszeiten für den Ruhestand wäre dazu eine adäquate familienpolitische Maßnahme.

2. Im Wirtschaftsbereich:

Der Arbeitsplatz spielt eine wesentliche Rolle für die Paare, wenn sie Elternzeit aufteilen. Ein bedeutender Hinderungsgrund für die Väterkarenz sind dabei vor allem in Österreich die unterschiedlichen Einkommen von Männern und Frauen. Dadurch ist mit der Karenz des Mannes ein deutlicher und höherer Einkommensverlust verbunden als mit der Karenz der Frau. Eine Verringerung des gender pay gaps ist als vordringliche Maßnahme zu sehen.

Ein weiterer Aspekt in den vorgestellten Studien war, dass die Organisation in der Arbeit, wenn Männer Elternzeit in Anspruch nehmen, schwierig wird. Dies bezieht sich natürlich vor allem darauf, dass für eine relativ kurze Zeit, also einige Wochen oder vielleicht auch wenige Monate in der Regel kein Arbeitsersatz eingestellt werden kann. Paradoxerweise könnte daher eine verpflichtende Verlängerung der Elternzeit für Väter die Organisationen der Arbeit erleichtern – wenn überhaupt Karenzzeiten als selbstverständlich angesehen werden.

Da es unterschiedliche Kinderbetreuungszeiten gibt, einerseits durch innerfamiliale Betreuung, andererseits durch Infrastruktureinrichtungen und deren Öffnungszeiten oder etwa die Verfügbarkeit von Tagesmüttern, stellen sich immer neue Zeiten, in denen Anwesenheit für die Kinderbetreuung erforderlich ist. Dies gilt natürlich auch für Krankheit von Kindern. Dementsprechend sind flexible Arbeitszeiten, aber auch die Möglichkeit Elternzeit über einen größeren Alterszeitraum der Kinder zu streuen, Maßnahmen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern.

Familien verlangen auch ein gewisses Ausmaß an materieller Sicherheit und finanzieller Versorgung. Dementsprechend sollte Elternzeit auch mit einem Kündigungsschutz für Väter verbunden sein. Dies ist in Österreich im Wesentlichen gewährleistet.

Nicht zu vergessen ist, dass in Familienzeiten Kompetenzen gelernt werden, die für die Berufstätigkeit wichtig sind. In der Familie werden organisatorische Fähigkeiten verlangt, gelernt und trainiert. Diese organisatorischen Fähigkeiten sollten bei Anstellungen gewürdigt werden. Die Familienarbeit ersetzt für den Betrieb Kosten der Weiterbildung in organisatorischen Fragen.

3. Im öffentlichen Bereich:

Geschlechtsspezifische Verhaltensweisen werden oft durch Kleinigkeiten im öffentlichen Leben verstärkt, ohne dass dies besonders beachtet wird. Geschlechtsspezifische Artefakte sind zu vermeiden. Auf geschlechtsneutrale Piktogramme ist zu achten. Nicht nur Frauen sind bei Kinderbetreuungstätigkeiten zu symbolisieren, z.B. mit Kinderwagen oder beim Wickeln. Schon in vielen Fällen sind Wickelplätze entweder auch auf Männertoiletten oder in einem neutralen Bereich eingerichtet, ein wichtiger Beitrag zur Geschlechterneutralität.

Hauswirtschaftsgeräte, Haushaltsutensilien und Babyprodukte sollten mit Männern beworben werden. Die Darstellung von Vätern in Zusammenhang mit Kinderbetreuung ist zu vermehren.

Ebenso wäre bei den Fernsehserien auf eine Ausgewogenheit in den Geschlechterrollen zu achten. Da man wohl schwer die Produktion von Fernsehserien beeinflussen kann, würde schon eine Analyse der unterschiedlichen Serien aufklärend wirken. Zielführender wäre eine Analyse von Kinderserien und Comicstrips auf geschlechtsspezifische Verhaltensweisen, in denen Familiensituationen gezeichnet werden.

Die Praktiken, die Paare zur Definition der Arbeitsteilung verwenden, sind vielfältig. Es zeigt sich, dass die Gestaltung des öffentlichen Raumes, die Einrichtung von Arztpraxen, die Bewerbung von körperlichen Tätigkeiten und vieles andere mehr, auf Familienfreundlichkeit im Allgemeinen und auf Geschlechtsspezifität im Besonderen einwirkt. Gerade hier gibt es viele „kleine“ Möglichkeiten, Geschlechterzuschreibungen zu vermeiden, die sich in Summe einerseits auf eine kinderfreundliche Umwelt andererseits auf eine Gleichheit der Geschlechter auswirken könnten.

Schluss

Es ist noch viel Grundlagenarbeit zu tun. Die Politik, insbesondere die Familienpolitik, basiert prinzipiell auf Gesellschaftsstrukturen des 19. Jahrhunderts. Obwohl es natürlich in unterschiedlichen Ländern in unterschiedlichem Ausmaß Anpassungen an die modernen Familienstrukturen gab, wird auf neue Erfordernisse zu wenig eingegangen und vielleicht wissen wir auch über die Konsequenzen dieser neuen Entwicklung noch zu wenig Bescheid. Die neuen Entwicklungen zeigen sich vor allem in der Verlängerung des Lebenslaufs, der Verkürzung der Familienphase und in einer höheren formalen Ausbildung der Frauen in Europa.

Diese Veränderungen erfordern einerseits eine Ausrichtung auf den gesamten Lebenslauf und eine Berücksichtigung des Ideals der Gleichheit der Geschlechter. Vor allem aber ist ein besonderes Augenmerk auf die täglichen Praktiken der Paare zu richten, mit denen sie unter jeweils gegebenen Rahmenbedingungen geschlechtsspezifische Arbeitsteilung herstellen, denn die gesamtgesellschaftlichen familienpolitischen Maßnahmen werden in der einzelnen Familie, vom einzelnen Paar gelebt und ausgehandelt. Wir wissen noch zu wenig darüber, wie Paare tatsächlich Verteilung in den Partnerschaften selbst besprechen, nonverbal konstruieren und schließlich leben.

Ein Ziel einer an Gleichheit orientierten Familienpolitik müsste es sein, die Übernahme von Betreuungsaufgaben durch Vätern von einer lobenswerten Verhaltensweise zu einer nicht besonders erwähnenswerten weil selbstverständlichen zu wandeln.

Literatur

Bertram, Hans und Carolin Deuflhard. 2015. *Die überforderte Generation. Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft*. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich.

Bertram, Hans und Carolin Deuflhard. 2014. Familienpolitik: gerecht, neoliberal oder nachhaltig. In: *Familie im Fokus der Wissenschaft*, hrsg. Anja Steinbach, Marina Hennig und Oliver Arránz Becker, 327-352. Wiesbaden: Springer.

Esping-Andersen, Gosta. 1990. *The three worlds of welfare capitalism*. Princeton: Princeton University Press.

Esping-Andersen, Gosta and Francesco C. Billari. 2015. Re-theorizing Family Demographics. *Population and Development Review* 41(1) : 1-31.

Evertsson, Marie, Katarina Boye und Jealyn Erman. 2015. *Fathers on call – A study on the sharing of care work among parents in Sweden. A mixed methods approach*. Working paper 27. Stockholm: FamiliesAndSocieties.

Fahlen, Susanne. 2015. *Gender equality within dual-earner and dual career couples across different policy regimes and norm systems in Europe*. Working Paper 48. European Union: FamiliesAndSocieties. http://www.familiesandsocieties.eu.

Kaindl, Markus, Rudolf K. Schipfer. 2015. *Familien in Zahlen 2015. Statistische Informationen zu Familien in Österreich*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

Klesment, Martin and Jan Van Bavel. 2015. *The reversal of the gender gap in education and female breadwinners in Europe*. Working paper 26. European Union: FamiliesAndSocieties. http://www.familiesandsocieties.eu.

Lück, Detlev. 2015. *Vaterleitbilder: Ernährer und Erzieher? In: Familienleitbilder in Deutschland,* hrsg. Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel, 227-245. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich.

Nitsche, Natalie, Anna Matyssiak, Jan Van Bavel and Daniele Vignolie. 2015. *Partners' educational pairings and fertility across Europe*. Working Paper 38. European Union: FamiliesAndSocieties. http://www.familiesandsocieties.eu.

Oláh, Livia S. 2015. *Changing Families in the european Union: trends and policy implications*. Working paper 44. European Union: FamiliesAndSocieties. http://www.familiesandsocieties.eu.

Pfau-Effinger, Birgit. 2009a. Unterschiede in der Kinderbetreuung im Ländervergleich im Rahmen kultureller und familienpolitischer Kontextbedingungen. In: *Die Vielfalt der Familie*, hrsg. Olaf Kapella, Christiane Rille-Pfeiffer, Martina Rupp und Norbert F. Schneider, 113-132. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich,

Pfau-Effinger, Birgit. 2009b. Wohlfahrtsstaatliche Politiken und ihre kulturellen Grundlagen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 34(3): 3-21.

Preglau, Max. 1998. „Postmodernisierung" des Selbst? In: *Postmodernes Österreich? Konturen des Wandels in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur*, hrsg. Max Preglau und Rudolf Richter, 353-371. Signum: Wien.

Preglau, Max. 2009. Geschlechterpolitische Aspekte der österreichischen Familienpolitik. In: *Gleichstellungspolitik in Österreich. Eine kritische Bilanz*, hrsg. Erna Appelt, 115-134. Innsbruck: Studienverlag.

Preglau, Max. 2014. Pflegepolitik und Pflegesysteme im internationalen Vergleich: Österreich, USA und Schweden. In: *Elder Care. Intersektionelle Analysen der informellen Betreuung und Pflege alter Menschen in Österreich*, hrsg. Erna Appelt, Eva Fleischer und Max Preglau, 35-53. Innsbruck: Studienverlag.

Reidl, Sybille und Helene Schiffbänker. 2013. *Karenzväter in Zahlen. Ergebnisse einer Analyse von Daten des Hauptverbands der Sozialversicherungsträger*. Wien: Joanneum Research.

Schadler, Cornelia. 2013. *Vater, Mutter, Kind werden: Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: Transcript.

Schadler, Cornelia. 2014. Key practices of the transition to parenthood: The everyday figuration of parents' and children's bodies and personalities through the lens of a new materialist ethnography. *Current Sociology* Vol. 61/1: 114 – 131.

Schmidt, Eva-Maria, Irene Rieder, Ulrike Zartler, Cornelia Schadler and Rudolf Richter. 2015. Parental constructions of masculinity at the transition to parenthood: the division of parental leave among Austrian couples. *International Review of Sociology* 25 (3): 373-386. doi: 10.10980/03999906701.2015.1078532.

Steiber, Nadia und Barbara Haas. 2010. Begrenzte Wahl – Gelegenheitsstrukturen und Erwerbsmuster in Paarhaushalten im europäischen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62: 247-276.

Thevenon, Olivier and Gerda Neyer. 2014. *Family policies and diversity in Europe: The state-of-the-art regarding fertility, work, care, leave, laws and self-sufficiency*. Working paper 7. European Union: FamiliesAndSocieties. http://www.familiesandsocieties.eu.

Valarino, Isabel. 2014. *The Emergence of Parental and Paternity Leaves in Switzerland: A Challenge to Gendered Representations and Practices of Parenthood*. (Ph.D. in social sciences), Lausanne: University of Lausanne. Retrieved from http://serval.unil.ch/?id=serval:BIB_EC9A89C2A3A6.

Valarino, Isabel and Jacques-Antoine Gauthier. 2015. Paternity leave implementation in Switzerland: a challenge to gendered representations and practices of fatherhood? *Community, Work & Family* 21. doi: 10.1080/13668803.2015.1023263.

Zartler Ulrike, Valerie Heintz-Martin and Oliver Arrànz Becker. (eds.) 2015. Family Dynamics after Separation. A Life Course Perspective on Post-Divorce Families. *Journal of Family Research* (Special Issue) 10: 9-20.

Rudolf Richter, Univ. Prof. für Soziologie an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Familiensoziologie, Soziologische Theorie und qualitative Methoden, Lebensstilforschung. Präsident des Committees for Family Research RC06 der International Sociological Association 2006-2014. Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften an der Universität Wien 2004-2014. Co-leader des Workpackage 3 des EU Projekts: FamiliesAndSocieties. Vorsitzender des Local Organizing Committee des ISA – Forums 2016: The futures we want. Juli 2016, Universität Wien. Verfasst einen Blog zur Verbreitung familiensoziologischer Ergebnisse: www.europeanfamilies.co.

Teil III

Sexualität, Psyche und Liebe

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Geschlechtlichkeit, Neigungsimperative und Befriedigungsform

Werner W. Ernst

Zusammenfassung: Die Sex/Gender-Debatte ist mit Einführung der sogenannten Queer Theorie außer Gleis geraten. Sex wurde zur Gänze von Gender verdrängt. In der Konsequenz bedeutet dies eine neuerliche Tabuierung von Sexualität.

Dieser Aufsatz versucht triebtheoretisch die Begriffe Sex und Sexualität zum Ausgang zu nehmen und sie mit der symbolischen Ordnung von Gender in Verbindung zu halten. Zuletzt wird noch der Gegensatz von Genießen und Lust durch Zusammenführung mit dem Begehren aufgehoben. Die Folge ist eine weitergehende Akzentuierung der Geschlechterdifferenz.

Schlüsselwörter: Gender, Sex, männlich, weiblich, Triebe, Ausgangnahme, vorlaufender Zusammenhang, Eros/Thanatos, Generativität, Ursprung der Welt, Geburt, Schöpfung der Menschen, Vagina/Penis, Vaginaneid, Kastrationskomplex, Geschlechterdifferenz, Neigungsimperativ, Diffusion, symbolische Ordnung, Phallokratie, Trennung, Setzungsakte – Herren/Frauen Signifikant, Männer/Frauen Böses, Anus, Dildo, Bedürfnis, Begehren, Lust, Genießen (jouissance, fr.), Anliebe (neolog.)

Sex/Gender – Sexual Preference – Satisfaction

Abstract: By introducing the so called Queer Theory the sex/gender debate got out of track. Sex has been completely displaced by gender. Hence follows that a new taboo of sexuality was rebuilt.

This article tries psycoanalytically to take sex and sexuality as a point of departure and keep them combined with the symbolic order of gender. At last the contradiction between enjoy (juissance, fr.) and

W. W. Ernst ✉
Universität Innsbruck, Institut für Politikwissenschaft
Universitätsstraße 15, 6020 Innsbruck, Österreich
E-Mail: Werner.Ernst@uibk.ac.at

pleasure is sublated from a standpoint of forerunning togetherness and follows as such the category of desire. In consequence we recognize largely the significance of sex difference.

Keywords: Gender, sex, masculine, feminine, drives (instincts), point of departure, forerunning togetherness, eros/thanatos, generativity, origin of the world, birth, creation of men, vagina/penis, vagina envy, castration complex, sex difference, sexual preference, diffusion, symbolic order, phallocracy, separation, acts of posing, male/female signified, evil of men/women, anus, dildo, satisfaction, need, desire, pleasure, enjoy (jouissance, fr.), Anliebe (dt., neolog.)

Vorbemerkung

Wenn wir im Englischen etwa über den Weg eines Antragformulars um Ankreuzung des Geschlechts gebeten werden, dann gelangt bei manchen Formularen der Begriff „Sex“ zur Anwendung, bei anderen aber „Gender“. Es war einmal, da haben wir uns über den Unterschied in dieser Geschlechtsbestimmung nicht viel Gedanken gemacht. Wir lernten einfach im Englischunterricht, dass „Sex“ das biologische Geschlecht meint, „Gender“ hingegen das grammatische Geschlecht. Dabei, so dachten wir, konnte der Unterschied doch nicht so groß sein, wenn in beiden Fällen „male“ oder „female“ bzw. „masculine“ oder „feminine“ zur Beantwortung anstand.

Es verging einige Zeit. Sozial bewegte Menschen, Frauen und Feministinnen schließlich wiesen darauf hin, dass sich hinter dem grammatischen Geschlecht, „Gender“, nicht nur Sprachliches, sondern entwicklungsbedingt Soziales und Kulturelles verberge. Diese Entwicklung steigerte sich bis zur Ansicht, dass „Gender“ ein Gegenbegriff zu „Sex“ sei. Heute wird mit „Gender“, „Gendering“, „Gender Mainstreaming“ ein alleiniger Geschlechtsbegriff transportiert.

Gegenüber dieser Vereinseitigung wollen wir den Begriff „Geschlecht“ im Sinne von „Sex“ neuerdings reflektieren und daran erinnern, dass „Sex“ im Zusammenhang mit „Gender“ sogar die Ausgangnahme bildet. Auch ist „Sex“ nicht nur ein biologischer Begriff, was über die Bedeutung von Sexualität sofort auffällt. Der Geschlechtsbegriff von „Sex“ in „Sexualität“ zeigt einen trieblichen Aspekt an, der sowohl eine generative wie auch kulturgeschichtliche Komponente birgt. Dabei gehen „generativ“ wie „kulturgeschichtlich“ ineinander über. So wie „Sex“ auch eine kulturelle Prägung erfährt, wird auch „Gender“ von den Trieben beeinflusst. Streicht man in einem der beiden Fälle, oder gar in beiden, die ergänzenden Aspekte, dann liegt ein Reduktionismus in der Sichtweise vor. Dieser Reduktionismus trifft heute sehr häufig auf den Genderbegriff zu, wie er freilich auch auf einen rein biologisch gefassten Begriff von „Sex“ zuträfe.

Wir schlagen also vor, dass Sex *und* Gender zusammen gedacht werden sollen. Es gibt einen „vorlaufenden Zusammenhang“ von Sex und Gender, an dem wir uns in der Beurteilung zu orientieren haben. Durch „Gender“ „Sex“ ersetzen zu wollen, würde im Übrigen wieder – wie in vorkritischer Zeit– Sexualität der Verdrängung anheimstellen. Neigungsimperative, Lust, Befriedigen, Genießen und Begehren kämen nicht in ihrem Liebe und Hass, Gutes und Böses, den Menschen und seine Arterhaltung umgreifenden Bedeutungszusammenhang zur Sprache, wenn nur von Geschlecht im Sinne sozialer und kultureller Prägung Ausgang genommen würde. Die Universalität von Eros und Thanatos, von Liebe/Leben und Zerstörung/Tod, gehört von Anfang an dem Menschsein hinzu und bildet den Vorlauf innerhalb prähumaner Existenzformen. Unter diesem Aspekt sollten wir nochmals Freuds „Jenseits des Lustprinzips“ (1921), aber auch die Bibelstellen aus 5. Mose 30/15 und 19 lesen. Hier wie bei Freud wird nicht Biologisches von Sozial- und Kulturgeschichtlichem unterschieden. Alle Bestimmungen unterliegen der menschheitlichen Entwicklung, das eine längerfristig, das andere kurzfristiger.

Liebe und Leben sind mit Segen, Heil und dem Guten verbunden, Tod und Zerstörung mit Fluch, Unheil und dem Bösen. Mit Liebe-und-Leben-Weitergeben hat der bereits verwendete Begriff von Generativität zu tun. Platon bestimmt „Eros“ als „Verlangen nach Zeugung im Schönen“ *und* „Verlangen des Sterblichen nach Unsterblichkeit“ (Platon, Das Gastmahl, 206b-207d). Die Erhaltung des Menschengeschlechts ist an die Geschlechtlichkeit von Sex *und* Gender gebunden. Gutes und Böses sind also auch geschlechtlich geprägt. Es gibt Frauengutes, Frauenböses und Männergutes, Männerböses. All unser Tun, Denken und Fühlen, die Praxis, erlernbare Kompetenz und Veranlagung müssen durch diese Geschlechtlichkeit hindurch. Geschlechtlichkeit aber heißt vorwiegend Geschlechterdifferenz, der Umstand also, dass das Geschlecht nicht eines oder eins ist. (vgl. Irigaray 1979) Damit sind Leben und Tod, Liebe und Destruktivität verbunden. Sich demnach vor der Bestimmung der Geschlechterdifferenz zu drücken, ist unentschuldbar. (Denken wir daran, wie viele „Theorien“ von der Geschlechterdifferenz absehen!)

Ursprung der Welt

Stellen wir vorweg die Kinderfrage, also die Frage: „Woher kommen die Kinder?“ Das ist die Frage nach den Kindern. Doch diese Frage ist zugleich die Kinderfrage, d.h. die Frage von den Kindern(!). Die ungeheure Bedeutung der Herkunft der Kinder bleibt den Kindern längere Zeit verborgen. Doch selbst Erwachsenen entbirgt sich später nicht unbedingt der vollständige Bedeutungszusammenhang von: Geborenwerden, Sexualität und Liebe. Jedenfalls hängen die zu genitaler Sexualität mit der Mutter noch unvermögenden Kinder zumeist der sogenannten „Kloakentheorie“ an; sie meinen, dass sie durch den Anus der Mutter herausschlüpften. Durch vieles Fragen tasten sich schließlich die Kinder langsam an die wahre Erkenntnis heran, wo denn ihr Ausstieg aus der Mutter, der zugleich der Einstieg in die Welt bedeutet, erfolgt(e). Zunächst

gelangen sie zur Einsicht, an welcher Stelle tatsächlich der Geburtsakt stattgefunden hat. Und erst in einem nächsten Schritt kann an das „Geheimnis" gerührt werden, dass diese Stelle auch der Ort ist, an dem der Grund von Menschwerdung überhaupt gelegt wird.

Für Kinder wie Erwachsene gilt nun eine besondere Erkenntnisschwierigkeit. Das aus dem Mutterschoß Herauskommen ist erfahren worden, nicht aber das in ihn Hineinkommen. So fragen die Kinder auch nur, wo sie herausgekommen sind. Erst Erwachsene fragen, wer denn das Kind „gezeugt" hätte und verweisen damit nur auf die Möglichkeit unterschiedlicher Vaterschaft. Erwachsene abstrahieren demnach ebenso von der Entstehung neuen Lebens, also vom Kinde, wenn sie das Hineingekommen-Sein ausschließlich vom Vater, im besseren Fall auch noch von der Mutter, abhängig sehen. Das besondere Rätsel besteht jedoch darin, dass sich im Falle von Schwangerschaft die Frage des Hineinkommens des Kindes stellt. Es geht bei der Kinderfrage ja um das Kind selbst. So muss auch die Frage des Hineinkommens des Kindes gestellt werden. Dass Mann und Frau sich zum Geschlechtsverkehr einfinden, ist eine Sache, dass sich aber in der Folge ein Embryo in die Gebärmutter einschleichen und einnisten kann, eine andere. Wenn nun Erwachsene vom Hineinkommen des Kindes abstrahieren, weil sie ausschließlich ihr eigenes Sexualleben zum Erklärungsmodell vom „Ursprung der Welt" erheben, bleibt die von uns monierte Ergänzung der Kinderfrage weiterhin unbeantwortet.

Es ist nun leider so, dass der moderne Sexismus das Geheimnis des Schoßes der Frau leugnet. Hierüber einfach keine Ahnung zu haben, ist Normalität. Dabei könnten diese Ahnungslosen doch Nachhilfeunterricht etwa über das Gemälde „L`origine du monde" von Gustave Courbet (1866) bekommen.[1] Und sie sollten dann auch sagen, was sie angesichts des weiblichen Genitals empfinden und warum sie glauben, dass dieses Bild einen solchen Titel hat. Bekanntlich war der Auftraggeber ein muslimischer Türke, der das Bild, nachdem er es gekauft hat, hinter einem Vorhang versteckt hielt. Nur Eingeweihte durften hinter den Vorhang blicken. Was ich selber bis vor kurzem nicht wusste, ist die Tatsache, dass dieses Bild später von Jacques Lacan erworben wurde. Reizvolles Nebendetail: auch Lacan hat dieses Bild vor den Augen seiner Besucher verborgen, indem er es mit einem anderen Bild überdecken ließ.

„L'origine du monde" hat Geschichte. Der deutsche Lyriker Hans Arnfrid Astel hat sein Gedicht „L'origine du monde" Courbet und Lacan gewidmet:

> „Die Innenlippen blinzeln aus den äußern./Im Lebenswasser spiegelt sich das Land,/ lachendes Ufer aller Landungswünsche./Hier springt die Welt zur Welt bei der Geburt,/ nachdem zuvor die Welt zur Welt gedrungen." (Astel 1996)

1 Das Gemälde „L'origine du monde" von Gustave Courbet befindet sich heute im Musée d'Orsay in Paris.

Vagina und Penis

Es gibt in der Geschichte der Psychoanalyse einen folgenreichen Irrtum, der nicht zufällig mit der Geschlechterfrage zusammenhängt. Generationen von PsychoanalytikerInnen sind ihm erlegen. Letztlich sind auch sie noch durch das Sexual-Tabu bestimmt. Der Irrtum geht auf Sigmund Freud zurück, dessen Schauen auf das Frauengenital „männlich eingetrübt" erscheint. Wir sprechen von Freuds Untersuchung „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds" (Freud 1972). Freuds männliches Schauen erkennt bei der Frau keinen Penis. Wie „geschlechtsideologisch" muss man sein, wenn man bei der Frau das sucht, was man selbst hat und weil man es selbst hat, für so ungeheuer wert befindet. An der berühmten Stelle, wo dem Mann ein Penis heraussteht, befände sich bei der Frau „nichts". Bei der Frau sei „nur" ein leeres Loch oder eine Spalte.

Dabei hätte doch Freud nur an seine eigene Begierde denken müssen, als er noch potent war, und er wäre zur Überzeugung gekommen, dass an der Stelle des Penis sich bei der Frau eine Höhle befindet. Und hat denn jäh ein Höhlenforscher erklärt, dass in einer Höhle nichts sei; im Gegenteil: Höhlenforscher sind ungemein gierig darauf zu entdecken, was sich in einer Höhle verbirgt. Sie wollen das Verborgene entbergen. Freud hätte angesichts der Vulva an sein eigenes Begehren denken können, an den Sog, der ihn in die Höhle einzudringen gedrängt hat. Diese Geilheit des Mannes zielt auf etwas, das niemals „nichts" ist, sondern im Gegenteil: ein vielversprechendes Geheimnis und Abenteuer. Manche „Höhlenfixierten", so der Mythos, sind auch nie mehr aus der Höhle zurückgekehrt.

Wie nun deutet Freud den, bereits verzerrt wahrgenommenen, Unterschied zwischen Frau und Mann im wechselweisen Bezug aufeinander? Freud meint tatsächlich, dass der Mann an einer Stelle etwas hat, wo die Frau nichts hat. Deshalb hätte die Frau auch so gern das, was der Mann hat, nämlich einen Penis. Dieses latente Begehren der Frau, auch einen Penis haben zu wollen, nennt Freud bekanntlich „Penisneid". Diese Sichtweise, dass eine Frau, die ja selbst auch etwas hat, nämlich etwas Verborgenes, zusätzlich noch einen Penis haben möchte, könnte man noch durchgehen lassen; allerdings nur dann, wenn umgekehrt auch ein Begehren des Mannes konstatiert würde, eine Vagina zu haben („Vagina-Neid"). Das sieht aber Freud nicht so. Bei Freud stellt sich nach dem ersten Irrtum noch ein weiterer ein. Dem Irrtum, der Frau eine Kastration zuzuschreiben, folgt der zweite und damit Doppelirrtum, dass dem Penisneid der Frau die Kastrationsangst beim Manne entspräche. Nicht Vaginaneid analog dem Penisneid sei das Problem des Mannes, sondern die Angst, einmal genauso „kastriert" dazustehen wie die Frau!

Der Doppelirrtum Freuds besteht in einer falschen Mängelbewertung. Schon der festgestellte Mangel der Frau, keinen Penis zu haben, ist fragwürdig. Doch jetzt kommt noch der Mangel der Frau hinzu, mit ihrer Penislosigkeit den Mann derart zu ängstigen, dass auch er um seinen Penis bangen muss. Bei dieser Konstruktion hat nur *ein* Geschlecht den Mangel. Der zweite

Mangel wird ebenso von der Frau ausgelöst! Der erste Mangel besteht an der Frau, nämlich als kastriert gelten zu müssen. Das ist ihr Eigenmangel. Der Mann hingegen hat keinen Eigenmangel. Sein Mangel rührt vom Bild des Mangels der Frau, in der Angst nämlich, selber einmal kastriert zu werden. Von Vornherein aber hat der Mann alles. Freuds Vergleich erinnert an das Beispiel des Reichen, dem auch genommen werden kann, weil er etwas hat. Doch im Unterschied zu Freud ist uns kein Fall bekannt, der es dem Reichen als Mangel angerechnet hätte, dass ihm sein Reichtum irgendwie weggenommen werden könnte. Die „große" Angst vor Einbruch und Diebstahl wird nie mit der Existenz des Armen gegengerechnet werden können. So ist auch die „Kastrationsangst" niemals das Äquivalent des der Frau zugeschriebenen Mangels, ihrer Kastriertheit.

Es herrscht bei Freud ein großes Gefälle in der Mängelbewertung von Mann und Frau. Die Frau sei kastriert und will nichts anderes als einen Penis („Penisneid"), der Mann hat einen Penis und möchte ihn nicht verlieren („Kastrationskomplex"). Gewiss sind wir nicht die Ersten, die die falsche Mängelbewertung Sigmund Freuds aufzeigen. Vor Jahrzehnten schon haben Luce Irigaray (1977 und 1980), Karen Horney (1984) und Juliett Mitchell (1976) den für die orthodoxe Psychoanalyse folgenschweren Irrtum aufgedeckt.

Weibliche und männliche Symbolmacht

Dabei wäre es so einfach gewesen, andere Geschichten zu erzählen, wie etwa folgende: Die Mutter eines dreieinhalbjährigen Zwillingspärchens erzählte, dass die Kleinen regelmäßig miteinander badeten. Eines Tages zeigt das Mädchen auf den Penis ihres Bruders und sagt: „Bei dir hängt alles heraus und herunter. Du bist immer unordentlich. Klaube doch die Sachen ein!" Dann zeigt sie auf ihr Geschlecht und erklärt im stolzen Ton: „Bei mir ist es ordentlich, bei mir sind die Sachen eingeklaubt!" Die Familie lebte in einem ländlichen Bereich des österreichischen Burgenlands. Das Wort „Einklauben" ist dort üblich und wird zumeist im Zusammenhang mit dem Einsammeln von Obst in Körben verwendet. Wir dürfen mit dem Mädchen assoziieren, welch wunderbare süße Früchte an diesem Ort eingelagert sind.

Wilhelm Fließ, ein Mitstreiter Freuds, hält „[…] den Gegensatz der Geschlechter für den eigentlichen Anlass und das Urmotiv der Verdrängung […]" (Fließ zitiert nach Freud 1975, S. 391). Diesen Passus sollten wir uns auf der Zunge zergehen lassen. Die Rigidität des Tabus, den Gegensatz der Geschlechter offenzulegen, ist heute so fühlbar wie eh und jäh. Wer sich heute mit Sex- und nicht nur mit Gender-Bestimmungen zu weit aus dem Fenster lehnt, wird abgemahnt. Und doch wird immer wieder versucht und versucht werden, diesen Gegensatz zu verstehen. Wir kommen auch gar nicht um ihn herum.

Die Sex-Bestimmungen mit ihren Gender-Folgen sind Vagina und Penis. Schon der erste Blick der Mutter nach der Entbindung geht in Richtung Geschlechtsteil des Babys – vor je-

der sozial- und/oder kulturgeschichtlichen Prägung des Neuankömmlings. Hat das Baby eine Vagina, wird es für ein Mädchen gehalten, hat es aber einen Penis, für einen Buben. Wir wissen aber auch, dass sich in der Weiterentwicklung diese Zuschreibungen ändern können, wie in den Fällen von Intersexualität und Transsexualität. Diese Fälle sind Ausnahmen und müssen gesondert, wenn auch im vorlaufenden Zusammenhang, beurteilt werden. Dazu nur einige Hinweise.

Intersexuelle Geschlechtlichkeit oder Hermaphroditismus nennen wir die organische Zwitterstellung von Penis und Vagina. In diesem Fall haben lange Zeit Ärzte geraten, die eine Geschlechtlichkeit von beiden operativ zu entfernen. Heute neigen Ärzte dazu, eine solche Entscheidung der reiferen Person selber zu überlassen. Es gibt auch intersexuelle Erwachsene, die ihre intersexuelle Geschlechtlichkeit beibehalten wollen.

Transsexualität hingegen bedeutet „gender incongruence“[2], d.h. dass die Geschlechtlichkeit im Sinne von Sex eindeutig männlich oder weiblich bestimmt ist, das Gefühl der Nichtzugehörigkeit zu dieser Geschlechtsbestimmung und der Wunsch, gerade dem anderen Geschlecht zuzugehören, aber übermäßig groß ist.

Jedenfalls darf in beiden Fällen der Ausnahmecharakter der Geschlechtsbildung nicht vergessen werden. Ausgangnahme bildet aber auch hier die Sex-Bestimmung von Geschlechtlichkeit, wie flottierend sie sich auch immer darstellt. Geschlechtlichkeit, selbst dann, wenn sie immer mehr gendergeprägt ist, bedeutet Positionierung dem Selbst gegenüber. Die Frage nach dem Geschlecht ist immer auch eine nach dem Ich als eigenen Person. Sie ist gleichbedeutend mit der Frage: „Wer bin ich?“ Und die Antwort darauf sollte jeder Mensch für sich wissen.

Die Charakterisierung von (Eigen-)Geschlechtlichkeit ist verschieden von der von Neigungsimperativen (heterosexuell, homosexuell, bisexuell, asexuell). Leider wird beides sehr häufig miteinander vermischt. Dadurch geht der naturhafte Zweck von eben Sex-Bestimmung verloren und die hauptsächliche Betrachtung findet auf dem Feld der sexuellen Beziehungen untereinander statt, d.h. unter Einschluss der Frage, was der Mensch, ob Mann oder Frau, vom anderen Menschen, ob Mann oder Frau, sexuell denn eigentlich möchte – und vor allem, wie er es gerne möchte. Dazu sind sicherlich nicht nur sexuelle Geschlechtsmerkmale erforderlich, vielmehr stellen sich über die Beurteilung von Neigungsimperativen noch moralische Probleme.

Wir gehen also bei der Bestimmung von Geschlechtlichkeit von Vagina und Penis aus. Diese Bestimmung ist auch beizubehalten, wenn längst schon Gender-Bestimmungen hinzugekommen sind. So sprechen wir von einer peniszentrierten (geistigen) Symbolmacht des Mannes, welche bereits männergeprägte Kulturmuster mit sich führt. Diese muss, wenn die Sex-Bestimmung erhalten bleiben soll, als eine Art Diffundieren (Diffusion bzw. Dissemination) des männlichen Geschlechtstriebs gesehen werden. Die Potenz der Männer „streut aus“, d.h. verbreitet sich in

2 Nach der Internationalen Klassifizierung von Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme ICD-11 der WHO wird Transsexualität als „gender incongruence“ bezeichnet und nicht mehr als Persönlichkeits- oder Verhaltensstörung angesehen.

symbolisch vermittelte Räume – bis hin zu einem männlich konnotierten Signifikantenregime.[3] Die Rede vom männlichen Signifikantenregime bedeutet, dass sich männliche Herrschaft auch in Sprache ausdrückt. Signifikanten sind dann die Bezeichnungsformen, welche das zu Bezeichnende, Signifikate, männlich konnotieren.

Vom Penis ausgehend, erkennen wir aber auch seine „untätige Rolle". Hierbei handelt es sich um einen bemerkenswerten Sachverhalt. Wenn nämlich der Penis die meiste Zeit sich in diesem untätigen, wie unvorteilhaften Zustand befindet, dann kann daraus wohl keine großartige Macht abgeleitet werden. In Teilen Deutschlands spricht man von „Gemächt". Wenn wir dieses Wort auf den unvorteilhaften Zustand des Penis beziehen, käme uns dies wie ein Witz vor. Die meiste Zeit präsentiert sich der Penis als unansehnlich: runzelig, ringelig, schiefförmig, wurmmäßig etc. Deshalb wäre „Gemächt" besser zu verstehen als Kompensation des Normalzustands. Man(n) setzt auf den „Ausnahmezustand", die Erektion, weil der Penis in seiner untätigen Rolle als überflüssig erscheint.

Der erigierte Penis, der ist schon etwas Anderes! Er ist weithin sichtbar, aufragend, steif, homogen, kräftig, stark, fest, konsistent, viskös und umgreifbar. Wenn diese Eigenschaften diffundieren, erreichen wir auf symbolischer Ebene gute Bedingungen für Ansehen, Macht und Einfluss. Es sind dann männliche Herrschaftsbedingungen, die, wenn ihre Diffusionen bis in die Gender- und Signifikantenausformungen reichen, gesellschaftlich-zivilisatorische Ausmaße annehmen. Peniszentriertheit, Phallokratie und Androzentrismus sind Ausdrücke einer (herrschaftlich geprägten) Ästhetisierungsform, die alle gesellschaftlichen Bereiche des euro-amerikanischen Systems durchflutet.

Es ist offensichtlich: Die männliche Symbolmacht des „Systems" und das herrschende Signifikantenregime („Herrensignifikant" (vgl. Lacan 2013)) sind solche des „Anwachsens", „Erweiterns" („Expandierens"), „Vergrößerns", „Verfestigens" und „Verstärkens". Denken wir an die Macht der Wirtschaft mit ihrem Maximierungs- und/oder Optimierungsstreben, Effizienz- und Kapazitätsdenken; oder die Herrschaft der Politik: Durchsetzungs- und Verfügungsformen, Kontroll- und Gewaltenmonopol; oder Technik und Wissenschaften: Positivismus („es ist feststellbar!"), Konkretismus („das da genau ist es!"), Logozentrismus („das Ding, das sich zwingend ergeben hat!"), lineares („nach oben hin gleichförmig sich fortsetzend"), hierarchisches („je höher desto besser!") und Potenz-Denken („je mächtiger desto besser!"), aber auch Konstruktivismus („gezeugt durch den Menschen!") und Formalismus („in Zahlen und geometrischen Formen ausdrückbar").

3 Für Lacan bestehen Signifikanten nicht nur aus Wörtern. Als männliche Herrschaftsform fungieren sie auch direkt über Objekte, Beziehungen und Symptomhandlungen. (vgl. Lacan 2003)

Weibliche Eigenschaften

Wir nehmen nun die Vagina zum Ausgang. Die feminine Symbolmacht stammt von ihrer „introversiven Machtfülle“. Wir verstehen das weibliche Genital als Öffnung, Eingang/Ausgang, aber auch Verbergung. Die Gender- und Signifikantenausformungen bilden auch hier ein Signifikantenregime. Dieses Regime steht unter einem *Frauensignifikanten*, wie verdeckt dieser auch immer sein möge. Zu sagen, dass das Signifikantenregime ausschließlich unter einem „Herrensignifikanten“ stünde, wie dies Jacque Lacan tut, käme einem Reduktionismus gleich und unterschlüge Einfluss und Wirkung eben der „introversiven Machtfülle“ von Frauen. Die Symbolkraft der Vulva wird zwar immer wieder in den Künsten aufgezeigt, in den Wissenschaften aber herrscht darüber nach wie vor ein Tabu. Unsere Einführung des Frauensignifikanten soll verhindern, dass dem Penis mehr Macht zugeschrieben wird, als der Vulva.

Wir haben im Zusammenhang mit dem Begriff „Höhle“ bereits von einer der Vulva eigenen Sogwirkung gesprochen. Das müssen sich die meisten Männer einmal eingestehen. Im Volksmund heißt das „Geilheit“, von der heterosexuelle Männer getrieben, die „Höhle“ aufsuchen. Oft tun sie das auch symbolisch, ohne es zu wissen. Was den Mann dabei so anstachelt, ist die Tatsache, dass die Merkmale der Vulva nicht, wie beim Mann, offen und äußerlich zur Schau gestellt, sondern nach innen gerichtet und verborgen liegen. Männer suchen bei der Frau, wenn sie sich von der Vulva angezogen fühlen, nach Eigenschaften der „Innerlichkeit“. Dieser Begriff ist, wie alle Symbolbegriffe von Fraueneigenschaften, stark gendergeprägt. Ihre missbräuchliche Verwendung durch Männer rechtfertigt jedoch nicht die Ablehnung des guten Frauensignifikanten. Im Gegenteil, Männer wären angehalten, sich für die Symbolmacht der Frauen, welche für die menschheitliche Entwicklung unabdingbar ist, zu erwärmen.

Um welche genderausgeformten Symbolbegriffe von Fraueneigenschaften handelt es sich also? Nun, es sind solche, die mit der Vulva im Zusammenhang stehen, wie Verborgenheit, Rätselhaftigkeit, Geheimnis, Latenz, Schweigen, Zurückhaltung, Stille, Unaussprechlichkeit; schließlich auf die Generativität bezogen: Ob- und Fürsorge, Mitgefühl, Liebe, Zärtlichkeit, Altruismus, Geduld, Einfühlungsvermögen und Verzichtbereitschaft. Wir hören bereits den reaktiven Aufschrei politisch bewegter Menschen, die auf den Missbrauch dieser Eigenschaften durch die Männerherrschaft verweisen. Wie sehr sind diese Eigenschaften heute durch sozialwissenschaftliche Kritik, Kunst und Literatur in Misskredit geraten?! Dabei sollte doch klar sein, dass es sie für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts geben muss! Dass den Frauen diese Eigenschaften von den Männern zugeschrieben wurden, ist dem Regime des „Herrensignifikanten“ geschuldet. Dadurch erst wurde der Missbrauch möglich und die Männer schufen sich eine Rechtfertigung, sich – als Männer – dieser guten Eigenschaften zu entledigen. Nur der Frauensignifikant ist aber so gut, diese Eigenschaften für alle Menschen verbindlich zu machen. Die Männer gehörten in dieser Hinsicht in die Pflicht genommen.

Macht der Geschlechter und ihr Zusammenhang

Es sieht nun so aus, als hätten wir die Sex-Bestimmungen des Mannes in negativerem Licht erscheinen lassen, als die der Frau. Der Grund dafür ist einfach: Da wir in einer durch Männer und ihre Denkform dominierten Gesellschaft leben („peniszentrierte Signifikantenmacht der Männer"), sind auch die männlichen Gender-Ausformungen verglichen mit den weiblichen weiträumiger und tiefgehender. Deshalb sehen auch die differierenden Sex-Bestimmungen des Mannes nicht so gut aus. Und doch sind die zum Ausgang genommenen Sex-Bestimmungen von Mann und Frau zusammengenommen, als „gut" zu bezeichnen. Bleibt die Eigenschaft etwa der Zielgerichtetheit (des Penis) des Mannes für sich isoliert, so erkennen wir ihr Ungenügen und auch den Kompensationseifer des Mannes, wenn es ihm dauerhaft an der Vereinigung mit einer Frau ermangelt. Die gesellschaftlich-destruktive Symbolmacht des Mannes ist der Tatsache geschuldet, dass es ein Zuviel davon gibt. Erst das Überborden und die Unkorrigiertheit männlicher Eigenschaften führen zur Destruktivität.

Auch die Sex-Bestimmungen der Frau können sich in negative gesellschaftliche Symbolmacht ausformen. Frauen vermögen ihre „introversive Machtfülle" für böse Zwecke zu missbrauchen. Ein in der Geschlechtlichkeit gründendes Frauenböse lässt sich analog dem Männerbösen ebenso an einem Zuviel ihrer Eigenschaften ausdrücken: Zu viel Fürsorge etwa gegenüber dem Mann und/oder den Kindern steht eher im Dienste von Kontrollgewalt und Unterdrückung als umgekehrt. Mitgefühl und Einfühlungsvermögen gehen oft Hand in Hand mit der Lust, Intimes, Sensationelles und Böses erfahren zu wollen. Geduld, Altruismus und Verzichtleistungen sind oft verbunden mit reaktivem Verhalten, das sich gewissermaßen revanchiert durch Rigidität und Sadismus des moralischen Über-Ichs. Die in der vaginalen Bergung zentrierten und symbolisch diffundierenden Eigenschaften wiederum, wie Zurückhaltung, Stille und Schweigen, können in vollem Ausmaß konterkariert werden. Bekannt sind etwa die Signifikantenausformungen der „oberflächlichen", „redseligen", „keifenden" und „zänkischen" Frau. „Stille", „Stillen", „Stillung", die Obsorge um Brustnahrung, im Verein mit der genitalen Bergung, wandeln sich mitunter in Angriffs- und Rachegelüste, denen Männer oft nichts entgegenzuhalten vermögen.

Sexuelle Unterdrückung und Demütigung des Mannes durch die Frau erfolgen auf rohe Weise – bis hin zur subtilsten symbolischen Ausformung. Ein Beispiel für Rohheit ist der ganz direkte Vorwurf an den Mann, wenn es diesem an sexueller Potenz ermangelt. Subtiler ist der Vorwurf schon, wenn Talent, Vermögen und Kompetenz eines bemühten Mannes angezweifelt werden, die dieser beim besten Willen nicht erbringen kann und diese Unmöglichkeit als Diffundierung sexueller Impotenz wahrnimmt. Die subtilste Form des Missbrauchs jedoch, welche mit „Verborgenheit" und „Zurückhaltung" zusammenhängt, ist Täuschung, Tarnung und Lüge. Wiederum bildet die sexuelle Rohform die Grundlage. Die Frau spielt dem Mann etwas vor. Dabei geht Gender-Ausformung ganz unmittelbar in Sex-Bestimmung über et vice versa. Die

einfachste Form von Täuschung und Betrug ist wohl jene, dem Mann einen Orgasmus vorzuspiegeln. Umgekehrt vermag die Frau Zurückhaltung zu üben, wo sie andernfalls in Lustempfindungen nur so schwelgen würde. Wirklich gravierend wird die Sex-bestimmte Täuschungsform der Frau allerdings in ihrer Diffundierung ins Symbolische heuchlerischer Kultur und täuschenden Denkens. Die genitale Ungewissheit, das Unwissen über das, was „drinnen" ist, lassen womöglich Täuschung zum Charakter und zur zweiten Natur werden. Auf die Ebene des Denkens gehoben, wird Täuschung abstrakt; aus Täuschung wird Lug und Trug des Denkens. Der lügenhafte Charakter weiß dann oft nicht, ob, wann und wie viel er lügt und betrügt.

Die Lüge stellt sich hier als eine Art „Wissen ins Unreine" oder „Unwissen ins Reine" dar. Das „Wissen ins Unreine" trumpft mit der Überzeugung auf, dass es kein besseres Wissen gäbe als das „Unreine", Ungenaue, Diffuse – analog der Öffnung, von der wir ahnen, dass sie etwas zu verbergen hat, aber nicht was. Das „Unwissen ins Reine" hingegen, ist das Spiel mit der Unwissenheit. Ich täusche vor, „ehrlich", „naiv" oder „unschuldig" zu sein, indem ich unwissend bin oder auch die Unwissenheit vortäusche. Ob Wissen oder Nicht-Wissen im Spiel sind, das Sprachspiel mit der Lüge hat viele Gesichter. Der Begriff „Sprachspiel", der bekanntlich auf Wittgenstein zurückgeht, hat für uns einen ironischen Zug. Wenn wir nämlich das Sprechen miteinander wirklich als „Spiel" auffassten, brauchen wir nicht mehr Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Aus der Psychotherapie wissen wir jedoch, Gott sei's gedankt, dass es Bezüge zu „realen" (wahren) Sex-Bestimmungen gibt, auf die häufig erst von den Gender- und Signifikantenausformungen rückgeschlossen werden muss.

Zielgerichtetheit, Vernunft, (richtige) Abstraktion, Kraft, Stärke, Aufrichtigkeit auf Seiten des Mannes sind gute Eigenschaften, die erst in Verbindung mit den „höhlenden", „tiefgründigen" bis „unergründlichen" Eigenschaften der Frau ihren Nutzen erbringen. In der Geschlechtlichkeit sei das Aufeinander-angewiesen-Sein der Geschlechter zu erkennen. Doch die Art, das Andere als Getrenntes, d.h. um den Preis von Unterwerfung unter das Eigene, in Besitz zu nehmen, ist abzulehnen. Im Unterschied dazu gelte es, das Andere mit dem Eigenen zu verbinden, was gleichbedeutend damit ist, das Andere und das jeweils andere Geschlecht zu lieben. Die sogenannte Trennung der Gattung Mensch in Geschlechter sollte immer nur als Differenz verstanden werden. Wir gehen vom Vorlauf einer Hervorbringung aus, welche den Zusammenhang vor einer – vom Menschen gedachten – „Trennung" der Geschlechter denken lässt.

Die Hervorbringung hat es mit der Zweifaltigkeit der Geschlechter gut gemeint. Sie schafft eine Probe aufs Exempel. So wie wir kulturell und politisch den Anderen, Fremden (womöglich Feind), nicht verstehen, verstehen auch Mann und Frau einander nicht. Doch um einander (kognitiv) zu verstehen, dazu ist offenbar die Geschlechtlichkeit gar nicht geschaffen. Sie ist geschaffen, um Leben zu zeugen und weiterzugeben, also der Liebe wegen. Es ist die Liebe, welche die Geschlechter vereint. Das Böse hingegen, hier das Geschlechtsböse, hintertreibt Liebe und Leben (weitergeben). Indem wir in der Geschlechtsliebe das Andere, den Anderen, auch

als böse und Feind erfahren können, gibt sie uns ein Beispiel für „Anliebe". Geschlechtliche Liebe heißt dann: Anlieben gegen das andere Geschlecht. Das geschlechtlich Böse hingegen grenzt das andere Geschlecht aus.[4]

Wenn wir an der Dualität der Geschlechter in der Ausgangnahme von Geschlechtlichkeit immer noch festhalten, dann deshalb, weil wir die heute vielbeschworene „Vielgeschlechtlichkeit" erst durch ihr Hindurchgehen durch diese Dualität begreifen. Es ist doch paradox zu sagen, dass es immer nur Vermischtheit von männlich und weiblich gibt, wenn diese Vermischtheit in Form männlicher bzw. weiblicher Anteile gedacht wird. Ein solcher Gedanke ist nur möglich, wenn ich männlich oder weiblich bereits voraussetze. Das aber möchte dieser Gedanke doch gerade nicht, weil er Geschlechtlichkeit lieber einer Art Unbestimmtheit überlassen möchte. Hinzu kommt häufig noch die bereits angezeigte Verwechslung von Geschlechtlichkeit und sexuellen Vorlieben mit anderen Menschen (Neigungsimperativen), wodurch auch eine moralische Beurteilung notwendig würde. Denke ich die Neigungsimperative bereits in Geschlechtlichkeit im Sinne von Sex hinein, dann bestimmen sich auch die Neigungsimperative im Sinne unveränderbarer Dispositionen. Genau dem will aber der Ansatz von „Gender" gerade vorbeugen.

Die gegenwärtige Geschlechtsdebatte (J. Butler, M. Wittig, P. B. Preciado, M.-H. Bourcier, T. de Lauretis)[5] ist geradezu gekennzeichnet durch fortwährendes Vermischen von Geschlechtlichem mit Neigungsimperativen. Wenn wir etwa Teresa de Lauretis` Queer Theorie betrachten, so erfolgt dort ein Befreiungsreflex von sexuellen Vorlieben, die sich nicht via Geschlechtlichkeit auf sich selbst beziehen („Eigengeschlechtlichkeit"), sondern auf das Geschlecht anderer. Andere Menschen werden in die sexuelle Vorstellungswelt Einzelner einbezogen, was eine moralische Debatte vonnöten machte. Doch diese wird gerade unterlassen und Pornographie, Prostitution oder Sadomasochismus als neu hinzukommende Neigungsimperative dezidiert befürwortet. Anders lesen wir es bei Beatriz resp. Paul B. Preciado. Er beginnt vorgeblich mit Geschlechtlichkeit, indem er sie gerade auszuwechseln sucht. Paul Preciado ist offensichtlich der radikalste Vertreter einer Gender-Theorie, welche Sex als Geschlecht gänzlich überflüssig erscheinen lassen möchte. Es sei der Anus, der nunmehr als „universale(s) kontrasexuelle(s) Zentrum" (Preciado 2004, S. 25) fungiere. Durch ihn erst stelle sich die Bedeutung von „Sexlosigkeit" im Sinne von „Gender" her. Was aber ist mit dem Penis? Der Penis wäre – nach Preciado – jederzeit auswechselbar durch den als geschlechtsneutral definierten „Dildo". Der Dildo ist nun aber ein künstliches Sex-Werkzeug, das auch für die Vagina in Frage kommen kann, dort in einer leicht zu durchschauenden Ersatzfunktion. Deshalb setzt Preciado auf den Anus. Diesen besäßen alle Menschen, Mann und Frau. Durch ihn käme es zu keiner Diskriminierung. Aus

4 „Anliebe" nenne ich die für mich einzige Form von weltlicher Nächstenliebe angesichts der Notwendigkeit des Umgangs mit Unliebe. „Anliebe" ist dann die Abmilderung bzw. Besänftigung von Unliebe. (vgl. Ernst 2014)

5 Zu Queer-Ansätzen nebst entsprechenden Literaturhinweisen siehe: Marzano, Michela. 2013. *Philosophie des Körpers*. München: Diederichs.

ihm ergäben sich auch keine ideologischen Kategorien, wie es in der Psychoanalyse mit Vagina und Penis der Fall sei. Preciado ist sicherlich der konsequenteste Vertreter einer kontrasexuellen Richtung; er weiß, dass er Vagina und Penis als sexuell bedeutungslos erkennen lassen muss, um das Geschlecht im Sinne von „Gender" an ihre Stelle zu setzen.

Befriedigen, Genießen und Liberalität

Lacans theoretische Vorgaben in Sachen Sexualität sind überwältigend. Trotzdem wollen wir uns hier nicht in einem Rekapitulieren und Referenzton bewegen. Wir sprechen in eigener Sache, doch wir können Lacan nicht umgehen, wenn wir auf unseren Wegen seine Spuren bereits eingetragen vorfinden. Wir sprechen also mit Jacques Lacan, weil wir begriffssprachlich auf ihn verwiesen sind, nicht aber, weil wir den authentischen Wahrheitsgehalt seiner Aussagen wiedergeben. Wenn wir einige seiner Begriffe verwenden, heißt das nicht, dass wir nicht unserer eigenen Denkbewegung folgen. Wir befinden uns bereits in einer Denksprache mit eigenen Winkelzügen.

Wir glauben festhalten zu können, dass für Lacan das „Begehren" in der Beurteilung von Menschsein an erster Stelle steht. Lacans Freudianismus lässt es aber nicht zu, mit Hilfe des Begriffs „Begehren" das „Lustprinzip" aus den Angeln zu heben, im Gegenteil. Beide stehen im Zusammenhang. Lust hindert Begehren. Ist am Begehren gearbeitet worden, so vermag es weit über das Lustprinzip hinauszuschießen. Für beide bildet aber die Triebtheorie die Klammer. Eros und Thanatos schaffen den energetischen Rahmen für Lust und Begehren, wobei Lacan dem Begehren mehr Schnittmengen mit dem „Realen" zuspricht, als der Lust; das Lustprinzip wiederum eignet ganz dem „Symbolischen", weil es den Gesetzen wie auch deren Verboten unterliegt. Das Begehren mit seinen beiden sexuellen Komponenten „Begierde" und „Verlangen" hingegen übt ständig trieblichen Druck aus.

Anders als die Lust äußert sich Begehren häufig in intellektualisierender Form. In begriffsrealistischer Vereinheitlichung täuscht es dann über seine wahre Existenzweise hinweg. Es schafft sich Begriffe, wie „Bedürfnis", „Wunsch", „Interesse", „Nutzen" – Kategorien, von denen Aufklärung und Wissenschaft meinen, selbstverständlich Ausgang nehmen zu können. Seit dem Zeitalter von Aufklärung und Liberalismus bilden diese positiv konnotierten Begriffe eine theoretische Grundlage für als frei angesehene, individuelle Willensäußerungen, von denen angenommen wird, dass sie realisiert, aufgeschoben oder zurückgehalten werden können. Unser Begehren wächst zusammen mit einer Palette von utopischen oder idealistischen Vorstellungen, welche vorgeblich autonome Entscheidungen ermöglichen. Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung erscheinen dem Klassiker soziologischer Theoriebildung Max Weber, dessen Philosophie im Neukantianismus wurzelt, als beabsichtigt, d.h. frei gewollt. Die zur Auswahl stehenden

Zwecke und Ziele seien dem Belieben der Individualsubjekte anheimgestellt. Sie bilden auf dieser höchsten Abstraktionsstufe den Wertekanon liberaler und libertiner Ideologie.

So scheint es auch bei Lacan nicht unbegründet, dass er das „reine Begehren“[6] jenseits von abstrakter Liberalität auf der sexuellen Ebene von Begierde und Verlangen ansiedelt. Das Begehren sei von seinen intellektualisierenden Fesseln, d.i. „Desir“ (frz., Bedürfnis, Wunsch), zu lösen. Diese psychische Arbeit im Sinne einer Ideologiekritik kann geleistet werden. Bedürfnis, Wunsch und Interesse bestehen jedoch weiterhin. Doch handelt es sich dabei um falsches Bewusstsein im Sinne des Begehrens nach einer Ideologie.

Es ist das von dieser Ideologie befreite Begehren, das sich endlich mit seiner Befriedigungsform zu verbinden vermag. Da diese Befriedigungsform nicht mehr diejenige ist, die abstrakt an Bedürfnis, Wunsch und Interesse hängt, wie es die liberale Ideologie vorsieht, sondern einen unmittelbaren, ungehemmten, unendlichen Zug angenommen hat, kann sie sich auf der Sex-Ebene mit dem (reinen) Begehren verbinden. Jacques Lacan hat diese auch unbewusste Befriedigungsform „Genießen“ (frz.: jouissance) (vgl. Lacan 1986) genannt. Sie ist im Gegensatz zur Lust, die im Zusammenhang mit der symbolischen Ordnung Eros und Thanatos aufeinander abstimmen muss, ganz der Eigengeschlechtlichkeit verpflichtet. Genießen bildet stets einen Ausdruck von Geschlechtlichkeit. Genießen ist vor allem immer schon geschlechtliches Genießen.

Da wir also Begehren und Genießen auf der Sex-Ebene angelegt begreifen, halten wir uns bei der Geschlechtlichkeit an Scheide und Phallus. Anders als Lacan sehen wir von Anfang an auch einen männlichen Neid auf die Vagina. Wenn geschlechtlicher Neid besteht, dann zielt dieser immer von einem auf das andere Geschlecht. Das gilt für beide Geschlechter. Die Eigengeschlechtlichkeit hingegen bleibt immer auf die geschlechtliche Eigenmacht bezogen. Sie ist bei Mann und Frau zwar sehr unterschiedlich, im Wechselverhältnis aber nicht grundsätzlich hierarchisch angelegt. Der geschlechtliche Unterschied im Sinne von Sex hinterlässt – wie früher bereits angeführt – auch beim Genießen eine unterschiedliche Spur. Es gibt ein weibliches Genießen und es gibt ein männliches Genießen. Diesen stehen die symbolische Ordnung und deren Abstraktionsgewalt, welche als Faktor von Einschränkung, Unterdrückung, des Verbots und der Strafe fungieren, gegenüber.

Dort, wo sich Genießen mit dem (reinen) Begehren verbindet, ist eine Gefühlsintensität erreicht, welche als Druck, Leiden, Wunde oder Schmerz empfunden wird. Fast könnte man meinen, wieder von Lust sprechen zu können, weil wir von Freud herkommend die Maximierung von Lust mit einem Grenzwert versehen haben, jenen Punkt, wo Lust in Unlust übergeht. Wir sprechen von neurotischer Lust, wenn die Befriedigung bereits Schmerz bereitet. Doch auf der Ebene des Begehrens und Genießens sind Schmerz oder Wunde keine Anklänge von Perversion wie bei der Lustmaximierung, welche Grenzlust übersteigt, sondern Gefühle von Sehnsucht, Wehmut und Melancholie. Letztere Trias tritt also, durch Zusammenführen von Begehren und

6 Der spätere Lacan wendet sich von diesem quasi-idealistischen Begriff wieder ab.

Genießen, auf der Ebene von Geschlechtlichkeit auf, wo die Gefühlsintensität von Befriedigung in eine Art erträglicher Unbefriedigung überwechselt. Dieses Paradox ist letztlich der Legierung in der Triebstruktur von Eros und Thanatos geschuldet. Die höchste Form von Genießen ist nicht ohne Leiden zu haben.

Literatur

Astel, Hans Arnfried. 1996. L`origine du monde – für Gustave Courbet und Jacque Lacan. Sand am Meer, Sinn- und Stilübungen. (http://www.zikaden.de/)

Ernst, Werner W. 2014. *Das Böse, die Trennung und der Tod. Eine Theorie des Bösen.* Wien: Passagen.

Freud, Sigmund. 1921. *Jenseits des Lustprinzips*. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

Freud, Sigmund. 1972. *Studienausgabe.* Band 5, 257-266. Frankfurt: S. Fischer.

Freud, Sigmund. 1975. Die endliche und die unendliche Analyse. In: Sigmund Freud. *Studienausgabe.* Ergänzungsband. Frankfurt: S. Fischer.

Horney, Karen. 1984. *Die Psychologie der Frau.* Frankfurt: Fischer.

Irigaray, Luce. 1979. *Das Geschlecht, das nicht eins ist.* Berlin: Merve.

Irigaray, Luce. 1977. *Unbewusstes, Frauen, Psychoanalyse.* Berlin: Merve.

Irigaray, Luce. 1980. *Speculum, Spiegel des anderen Geschlechts.* Frankfurt: Suhrkamp.

Lacan, Jacque. 1986. *Seminar XX. Encore.* Weinheim-Berlin: Quadriga.

Lacan, Jacque. 2003. *Das Seminar IV. Die Objektbeziehung.* Wien: Turia und Kant.

Lacan, Jacque. 2013. *4D. Zu den vier Diskursen in Lacans Seminar XVII.* Wien-Berlin: Turia und Kant.

Marzano, Michela. 2013. *Philosophie des Körpers.* München: Diederichs.

Mitchell, Juliett. 1976. *Psychoanalyse und Feminismus.* Frankfurt: Suhrkamp.

Preciado, Paul B. 2004. *Kontrasexuelles Manifest.* Berlin: b-books.

Werner W. Ernst, geb. 1947, Studium der Ökonomie, Politikwissenschaften und Philosophie sowie der Musik im Hauptfach Klavier, Mag.DDr.; von 1987 bis 2012 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck; zusätzlich seit 1997 Psychotherapeut und Psychoanalytiker in freier Praxis. Forschungsschwerpunkte: sozialwissenschaftliche Theorien und Ideengeschichte, Böse- und Gewaltforschung, Setzungsanalyse, Positivismus- und Systemkritik.

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Was ist Liebe? Ein wirklichkeitssoziologischer Zugang zu einem vernachlässigten Thema[1]

Max Haller

Zusammenfassung: „Liebe“ ist ein in der Soziologie stark unterbelichtetes Thema. Ausgehend von einer Dokumentation dieses Faktums in vier großen soziologischen Handbüchern wird in diesem Beitrag argumentiert, dass man Liebe unter einer Weberschen Perspektive als emotionales Handeln betrachten kann. Unter besonderem Bezug auf die erotisch-sexuell fundierte Partnerbeziehung werden vier Aspekte für eine soziologische Analyse von Liebe als wesentlich erachtet: die emotionale Komponente, der kognitive Aspekt, die Handlungskomponente (wichtig dabei: der Raum- und Zeitbezug) und der ethisch-normative Aspekt. Im Anschluss daran wird kurz diskutiert, welche Bedeutung dem Konzept der „romantischen Liebe“ heute noch zukommt, und wie die Zukunft von Liebesbeziehungen aussieht.

Schlüsselwörter: Liebe, soziale Emotionen, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, Max Weber

What is love? A Weberian approach to a negelced sociological topic

Abstract: „Love“ is a topic largely neglected in sociology. This article starts from a documentation of this fact in four large sociological handbooks and develops the argument that love can be analysed from a Weberian theoretical perspective as emotional social action. Focussing upon the erotic-sexual love relationship. It is argued that four aspects are crucial in this perspective: Love as emotion, as social action (in-

1 Wichtige Anregungen für diesen Aufsatz erhielt ich von Susan Mlangwa (Dar es salaam, Tanzania) und Bernadette Müller-Kmet (Innsbruck).

M. Haller ✉
Universität Graz, Institut für Soziologie
Universitätsstraße 15/G4, 8010 Graz, Österreich
E-Mail: max.haller@uni-graz.at

cluding the relation to space and time), as a cognition and as an ethical-normative issue. Then the question of present-day relevance of the romantic love ideal is raised. In the conclusion, some future prospects for love in partnership relationships are discussed.

Keywords: love, social emotions, theory of social reality, Max Weber

Zur Relevanz der Fragestellung

Sieht man sich Literatur und andere geistige Erzeugnisse zum Thema „Liebe" an, so fällt eine starke Kluft auf: Das Thema „Liebe" spielt in Romanen und Lyrik, in Theater und Film und in der bildenden Kunst eine überragende Rolle[2], und es gibt auch eine umfangreiche (tiefen-) psychologische und populäre Ratgeberliteratur zum Thema. Untersucht man Texte aller Art, so ist „Liebe" einer der am häufigsten vorkommenden Begriffe (Kelley 1993). In der Soziologie stellt Liebe jedoch fast nur ein Randthema dar, obwohl diese Disziplin zu ihrer Analyse prädestiniert erscheint (vgl. auch Goode 1974; Hahn und Burkart 2000). Dies gilt selbst für jene soziologischen Teildisziplinen, in denen sie eigentlich eine zentrale Rolle spielen sollte, der Forschung zu Partnerschaft, Ehe und Familie. Tabelle 1 zeigt die Häufigkeit der Behandlung des Themas in vier großen Handbüchern zu diesem Bereich; dabei werden auch weitere positiv konnotierte Begriffe – wie *bonding, affection, happiness* bzw. Fürsorge, Bindung, Zufriedenheit – betrachtet. Diese Begriffe werden der Häufigkeit anderer gegenübergestellt, welche negative Aspekte von Ehe- und Familienbeziehungen indizieren, wie *violence, conflict, power, abuse, stress* bzw. Gewalt, Konflikt, Missbrauch.

Das Ergebnis ist kaum zu glauben: Der Begriff Liebe taucht nur in einer verschwindend geringen Häufigkeit auf im Vergleich zu jenen Begriffen, die problembeladende, konflikthafte und ausbeuterische Beziehungen indizieren; im neueren englischsprachigen Handbuch kommt er überhaupt nicht mehr vor. Auch Begriffe wie enge Beziehung (*bonding*), Fürsorge und Zuneigung, Zufriedenheit und Glück sind vergleichsweise selten. Mit Abstand am häufigsten sind dagegen Begriffe wie Macht und Gewalt, Konflikt und Stress, Missbrauch, Aggression und Unterdrückung. Man könnte meinen, Ehe und Familie heute seien gesellschaftliche Kontroll- und Zwangseinrichtungen, geprägt von Kampf und Gewalt gegen Frauen, Vernachlässigung und Misshandlung von Kindern und nicht jene Institutionen, welche dem Menschen den wichtigsten sozialen Rückhalt bieten, ihn vor Vereinsamung und Selbstmord schützen, wie Emile Durkheim schon 1897 nachgewiesen hat und seither zahllose Studien bestätigt haben (vgl. z.B.

2 Thomas Anz, „Liebe, Ehe und Familie in der Literatur", in: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=5626 (29.4.2016).

Tabelle 1: Die am häufigsten vorkommenden negativen und positiven Begriffe in Bezug auf Partner- und Familienbeziehungen in deutsch- und englischsprachigen Handbüchern zu Ehe und Familie

	Negativ konnotierte Begriffe		Positiv konnotierte Begriffe	
Sussman/Steinmetz, Handbook of Marriage and the Family (1987)	Power (parental, marital)	390	bonding	50
	conflict	130	affection	40
	abuse (spouse, child)	106	rewards	40
	stress	105	love	14
	violence	90	happiness	14
			altruism	3
Peter/Bush, Handbook of Marriage and the Family (2013)	violence, coercion, aggression	76	(economic) well-being, happiness, satisfaction	3
	(child) abuse, maltreatment, neglect	46	parental support	13
	stress	36	strength, resilience	1
	oppression	18	(couple, parent) simpatia, respeto	4
	conflict	15	love	0
Nave-Herz/Markefka, Handbuch d. Familien- u. Jugendforschung (1989)	Macht	23	Liebe	8
	Gewalt	23	Fürsorge	4
	Verhaltensauffälligkeiten	20	Zufriedenheit	6
			Bindung	2
Hill/Kopp, Handbuch Familiensoziologie (2015)	Konflikt	23	Liebe	5
	Gewalt	12	Zufriedenheit, Glück	0
	Macht	8		

Quelle: Einträge in den Stichwortverzeichnissen der vier Handbücher (als Einzelbegriffe oder in Zusammensetzung mit anderen Begriffen)

Brockmann und Klein 2004; Dette-Hagenmeyer und Reichle 2015). Ist es nur Selbsttäuschung, wenn Befragte über alle Schichten hinweg die Bereiche Partnerschaft und Familie/Kinder als die wichtigsten in ihrem Leben bezeichnen, und zu fast 90% mit diesen sozialen Beziehungen zufrieden oder sehr zufrieden sind, wie Bevölkerungsumfragen zeigen (Schulz 1983; Haller 2005; Schulz und Pichler 2005)?

Es gibt eine umfangreiche weitere Literatur, die sich mit dem Thema Liebe im weiteren Sinne beschäftigt, aber auch hier werden eher problematische Aspekte thematisiert oder solche, die nur peripher mit dem Thema Liebe zu tun haben. Eine feministische Autorin wie Shulamith Firestone (1975) sieht hier den Schlüssel zur Unterdrückung der Frauen; die männliche Herrschaft und Kultur ist auf der Liebe der Frauen und deren Hingebung für die Männer aufgebaut (vgl. dazu auch Illousz 2011, S. 15ff.). Auch weniger radikalen feministischen Arbeiten zur Geschlechtersoziologie wird auf Liebe nur nebenbei und wenn, dann eher kritisch Bezug genommen. So wird das Ideal der romantischen Liebe als etwas Oktroyiertes bezeichnet: „As the ideal of romantic love is spread around the world by religion, advertising and other cultural pressures, it comes into conflict with other ways of forming new households […]" (Connell and Pearse 2015, S. 82). Umfangreiche soziologische Literatur gibt es zum Thema der schichtspezifischen Partnerwahl, den „Heiratsmarkt" und die Muster von Homogamie und Heterogamie nach sozialstatistischen Merkmalen der Partner (vgl. z.B. Klein 2001; Haller 2008, S. 319-326). Diese Forschungen sind relevant, wenn es um Rahmenbedingungen geht, innerhalb derer sich Liebesbeziehungen entwickeln können und vor allem im Hinblick auf die Frage der Reproduktion sozialer Schichtung und Ungleichheit über die Generationen (Haller 1983). Das Thema „Liebe" thematisieren all diese Studien aber nicht – wenn sie nicht gar irreführend folgern, Liebe sei ein „Trugschluss", da die Partnerwahl ja stark durch die Sozialstruktur bestimmt werde. Allerdings hat das Vordringen eines neuen, umfangreichen Heiratsmarktes (insbesondere auch im Internet), auf welchem Aussehen und *sexyness* eine große Rolle spielen, dazu geführt, dass Partnersuche und -wahl zunehmend unter Leistungsaspekten gesehen werden und damit individualisiert und kommerzialisiert werden (Illousz 2011, S. 0-111).[3] Es gibt natürlich auch Soziologinnen und Soziologen, die sich explizit mit dem Thema Liebe[4] heute befassen (vgl. u.a. Luhmann 1982; Beck/Beck-Gernsheim 1990; Hahn und Burkart 2000; Lenz 3003). Meiner Meinung haben aber auch sie keine Perspektive auf Liebe entwickelt, wie sie sich aus dem Weberschen Ansatz der Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft ableiten lässt.[5] Kaum fündig wird man auch in dem inzwischen etablierten Forschungsbereich Soziologie der Emotionen. In der Einführung von Helena Flam (2002) wird das Thema „Liebe" nur in Diskussionen von Klassikern behandelt, nicht jedoch im systematischen Teil; hier geht es nur um Gefühle im Zusammenhang mit Arbeit, Geld und Politik.

Wie ist diese Diskrepanz in der Behandlung von Liebe in Kunst, Literatur und populärwissenschaftlichen Schriften im Unterschied zur Soziologie zu erklären? Man kann zumindest vier

3 In mittleren und höheren Schichten hat der Heiratsmarkt aber auch schon in den 1970er Jahren eine erhebliche Rolle gespielt (vgl. Haller 1980).

4 Vgl. Thomas Klein, „Der Trugschluss der Liebe", Universität Heidelberg, Uni-Spiegel 1/2000 (3.5.2016). Dieser Titel ist sicherlich mehr als ein Aufhänger zu verstehen denn als ernstgemeinte These.

5 Allerdings hat auch Weber selbst zum Thema Partnerliebe sehr wenig geschrieben, nicht zuletzt vielleicht wegen seiner persönlichen massiven Probleme mit Erotik und Sexualität in der Ehe (vgl. dazu Radkau 2005).

Gründe dafür anführen (vgl. dazu auch Burkart 2000, S. 8, 174-175). Ein erster Grund ist wohl der, dass die Liebe etwas Geheimnisvolles zu sein scheint, etwas, dem sich zwar Literatur und schöne Künste widmen können, das aber mit den Mitteln der rational-abstrakten Wissenschaft nicht erfasst werden kann.

Zum Zweiten muss man zugeben, dass Vernachlässigung, Missbrauch und Gewalt in Familien nichts Seltenes sind, wie schon Max Weber (1964, S. 30) schrieb. Die These, dass sich Frauen in die größte Gefahr begeben, wenn sie zu ihrem Mann nach Hause zurückkehren und die Tür hinter sich abschließen, ist nicht unbegründet; von allen Gewalttaten gegen Frauen erfolgt ein großer Teil zuhause. Zum Dritten ist klar, dass auch die Darstellung der Liebe in Literatur und Kunst sich nicht auf harmonische und glückliche Beziehungen und Ehen konzentriert, sondern gerade die Spannungen und Irrungen, Probleme und Dramen im Zusammenhang mit Liebe, Liebeskummer und -schmerz herausarbeitet. Auch in der Popmusik werden vielfach gescheiterte und unglückliche Liebesbeziehungen dargestellt (Scheff 2011). Positive familiäre Affektivität findet „[…] in der Gesamtkultur wenig Stütze, Symbolik und Auszeichnung […]" (Rosenmayr 1986, S. 73). Viertens ist evident, dass sich in der literarischen Moderne auch die Darstellung von Liebe, Ehe und Familie gewandelt hat: das harmonische Leitbild wird zunehmend bezweifelt, Männer und vor allem Frauen erscheinen ihren Zwängen unterworfen und als Opfer familiärer Desaster. So schreiben auch Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990, S. 84), sie interessieren sich nicht für „[…] die Idealformen und möglichen Wunder […]" in Zweierbeziehungen, sondern für „[…] die andere Seite, das vielfache Scheitern von Beziehungen heute […]".

Meine These lautet, dass diese Vernachlässigung des Themas „Liebe" nicht nur eine große Forschungslücke der Soziologie darstellt, sondern auch bedeutsame praktische Auswirkungen hat insofern, als sie zu einer übertrieben negativ-pessimistischen Sicht von Partner-, Ehe- und Familienbeziehungen führt.

Was ist Liebe? Definitionen der Alltagssprache

Liebe ist eine universelle, tiefgehende alltägliche wie auch außeralltägliche menschliche Erfahrung; für sie gibt es auch in allen Sprachen eigene Begriffe – oft nicht nur einen, sondern eine ganze Reihe, welche unterschiedliche Formen und Nuancen der Liebe zum Ausdruck bringen.[6]

6 In Swahili, einer verbreiteten Umgangssprache in Ostafrika, gibt es dafür mindestens neun; die Begriffe lauten: pendo, upendo, upenzi, huba (Liebe); mapendezi (Liebe, Sehnsucht); kipendo (Zuneigung); ashiki (Neigung, Trieb, Gier); hebu (Ergebenheit, glücklich sein, Freundschaft); hashiki (heiße Liebe); vgl. Suaheli online Wörterbuch; http://www.suaheli.eu/ (30.4.2016).

Es scheint daher angebracht, sich kurz anzusehen, wie Liebe in allgemeinen Wörterbüchern und Lexika definiert wird. In *wikipedia* etwa heißt es: Liebe ist…

> „[…] ein starkes Gefühl, mit der Haltung inniger und tiefer Verbundenheit zu einer Person, die den Zweck oder den Nutzen einer zwischenmenschlichen Beziehung übersteigt und sich in der Regel durch eine entgegenkommende tätige Zuwendung zum anderen ausdrückt.“[7]

In einem allgemeinen Lexikon wird Liebe wie folgt definiert:

> „Liebe, ein Begriff, mit dem eine Vielfalt von Gefühlen der Zuneigung charakterisiert wird, die auf die Vereinigung mit dem geliebten Objekt zielen. Man unterscheidet die personenbezogene Liebe zu einem Partner, die meist die Sexualität mit einschließt, oder zu Eltern, Freunden, Geschwistern und anderen Menschen und die objektbezogene Liebe zur Natur, zur Freiheit, zum Eigentum u.a.“[8]

In einem älteren Sprach-Brockhaus kommen weitere Facetten des Begriffs zur Sprache:

> „Liebe, 1) opferbereite Gefühlsbindung, Zuneigung, im engeren Sinne; geschlechtsgebundene Gefühlsbeziehung; die Liebe des Vaters […] zum Kinde hat; die Liebe zum Vater, für den Vater, die Liebe des Kindes; Liebe zum Vaterland, zur Tugend; freie Liebe; außerehel. Verhältnis. 2) Erbarmen, Mildtätigkeit: Werke der Liebe […] 3) Freundlichkeit: tun Sie mir die Liebe […] und kommen Sie mit. 4) Geliebter Mensch: meine erste Liebe; eine alte Liebe von mir.“[9]

Wir können die folgenden drei Aspekte als wichtig erkennen: 1) Liebe ist ein Gefühl, das eine positive Beziehung indiziert; 2) Liebe kann sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf Objekte[10] beziehen; und 3) sie hat einen Handlungsbezug. Im den folgenden Ausführungen lege ich den Schwerpunkt auf die erotisch-sexuelle Partnerbeziehung, gehe ab und zu aber auch auf andere Liebesbeziehungen ein; die These lautet, dass sie alle einen gemeinsamen Kern besitzen.

---

7 https://de.wikipedia.org/wiki/Liebe (30.4.2016).

8 Bertelsmann Neues Lexikon in 10 Bänden, Bd.6, S. 64; Gütersloh: Bertelsmann Lexikon Verlag.

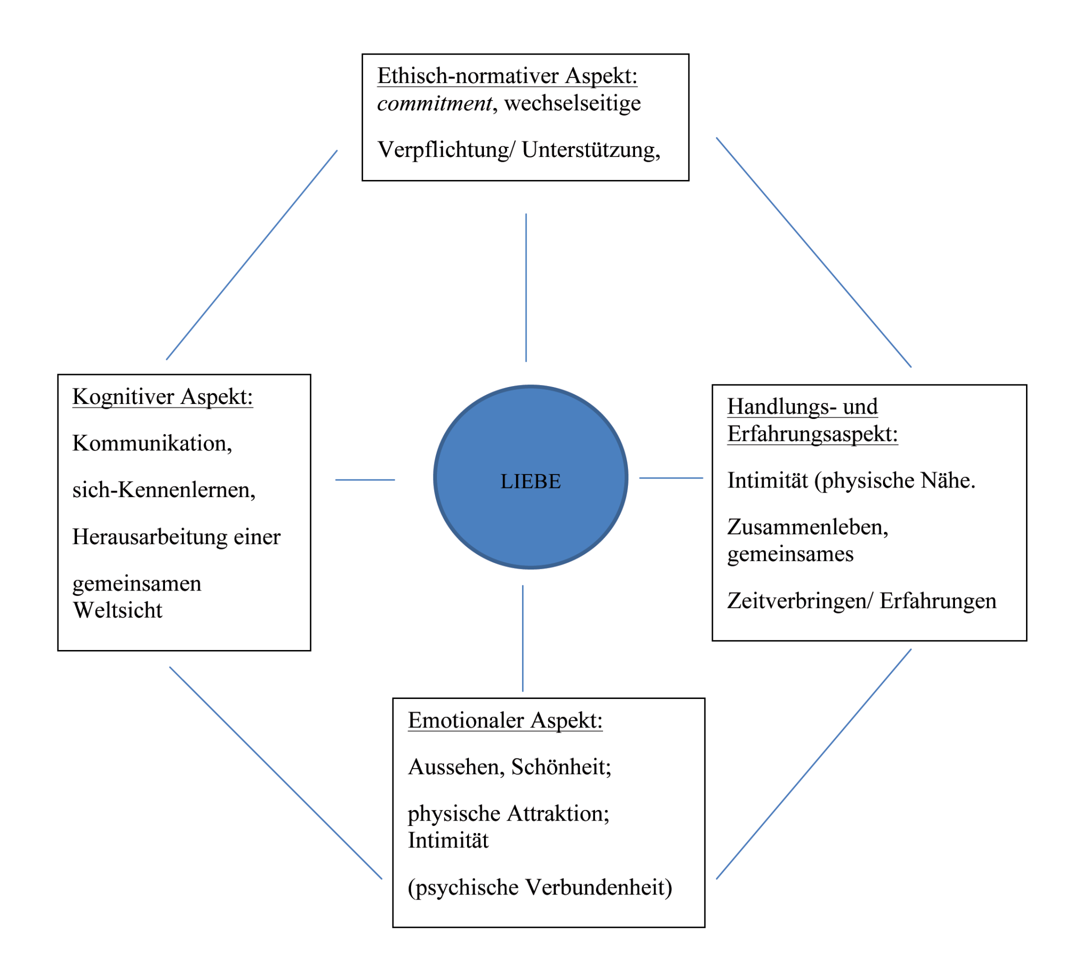
9 Der Sprach-Brockhaus. 1958. Wiesbaden: F.A. Brockhaus, S. 403.

10 Tilman Habermas (1999) hat in einem umfangreichen Werk dargestellt, dass auch persönliche Objekte (wie Musikinstrumente, Kleidungsstücke, Einrichtungsgegenstände) und Tiere vielfältige Funktionen (wie Selbstdarstellung, Selbstkommunikation, Erinnerung, Autonomiestärkung) für Menschen erfüllen können. Auch aus dieser Sicht erscheint der Fokus auf „Liebe“ anstatt auf „persönliche Beziehungen“ (wie bei Lenz 2003) als umfassender und konkreter, also stärker „wirklichkeitssoziologisch“.

Die vier zentralen Komponenten von Liebe

Ich gehe davon aus, dass vier Komponenten wesentlich sind, um liebesbasiertes soziales Handeln bzw. soziale Beziehungen soziologisch adäquat erfassen zu können (vgl. Übersicht_1): Es sind dies die emotionalen Aspekte, der Aspekt des sozialen Handelns, der kognitive Aspekt und der ethisch-normative Aspekt. Die These lautet, dass diese Aspekte in fast allen Liebesbeziehungen eine wichtige Rolle spielen.

Übersicht 1: Die vier zentralen Aspekte von Liebe aus wirklichkeitssoziologischer Sicht



Sie tun dies in verschiedenen Arten von Liebesbeziehungen in unterschiedlicher Weise bzw. Gewichtung. Der emotionale Aspekt ist am wichtigsten in der erotisch-sexuellen Partnerbeziehung; der Aspekt von Handlungen und Erfahrungen spielt in der Mutter-Kind und Vater-Kind Beziehung die stärkste Rolle. Sie ist auch zentral für die Geschwisterbeziehung, die eine sehr wichtige Form von Beziehungen auch in modernen, mobilen Gesellschaften darstellt (Haller 2013). Der kognitive Aspekt ist zentral in Freundschaftsbeziehungen, in denen es um ähnliche Wertorientierungen und Vorlieben geht (Heidbrink 2007) und vielleicht auch am Beginn von Partnerbeziehungen, wenn es auch um eine möglichst vorteilhafte Selbstpräsentation geht. Der ethisch-normative Aspekt ist essentiell in der Nächsten- und Gottesliebe; in dieser Form von Liebe, die im Christentum zentrale Bedeutung hat, aber auch von allen Weltreligionen mehr oder weniger ausdrücklich gefordert wird, ist der Handlungsbezug am offenkundigsten: Man soll nicht nur Nahestehenden helfen bzw. Personen, die einem sympathisch sind, sondern ohne Unterschied allen Menschen, die der Hilfe bedürfen.[11] Für den buddhistischen Dalai Lama (2016, S. 16) ist die „echte Religion" nichts anderes als Liebe und Mitgefühl, die Bereitschaft, die Rechte anderer Menschen zu respektieren.

Liebe als Emotion und Gefühl[12]

Liebe ist zuallererst ein Gefühl, eine Emotion, die auch mit physiologischen Prozessen verbunden ist (Roth 2003): Es impliziert ein sich zum anderen hingezogen fühlen, sie oder ihn mehr oder weniger bedingungslos akzeptieren, im Extremfall eine durch Vernunft nicht mehr fassbare Passion oder Leidenschaft.[13] Starke Liebe ist auch mit tiefem Glücksgefühl bzw. – im Falle einer Enttäuschung – mit Unglücklichsein und Verzweiflung verbunden. Erwiderte Liebe bedeutet eine enorme Erhöhung des Selbstwert-Gefühls, erzeugt daher Stolz; zurückgewiesene Liebe bedeutet eine Verletzung des Selbstwertgefühls, führt daher zu Scham.[14] David Hume (1978, S. 60ff.) sah eine Parallelität zwischen Stolz und Scham einerseits, Liebe und Hass andererseits: aus Liebe zu jemandem kann Stolz entstehen und aus Stolz auf jemanden, der tugendhaft ist, Liebe; dagegen erzeugt lasterhaftes Verhalten eines anderen Menschen Hass auf diesen.

Die neurowissenschaftliche Hirnforschung zeigt, dass Liebe „als genetisch kontrollierter Mechanismus im Hirn" darstellbar ist, der die Funktion hat, Individuen aneinander zu binden.[15]

11 Vgl. „Nächstenliebe" in *wikipedia* (19.5.2016).
12 In der Literatur werden die Begriffe „Emotion" und „Gefühl" nicht einheitlich definiert. Ich bezeichne, dem üblichen Sprachgebrauch folgend, als Emotionen eher biosoziale „Hintergrundemotionen" (wie Unbehagen-Wohlbehagen, Nervosität etc.) und universelle Basisemotionen (wie Trauer, Freude, Furcht, Ärger); als Gefühle die sozialen, kognitiv mit definierten Emotionen (wie Stolz, Scham, Liebe, Schuld usw.); vgl. dazu Damasio 1999.
13 „Leidenschaft, Gefühlsdrang: durch Vernunft schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung"; Der Sprach-Brockhaus 1958, S. 397.
14 Vgl. dazu vor allem die Arbeiten von Thomas Scheff (1990).
15 Andreas Bartels, „Liebe im Blut", The European. Das Debatten-Magazin, 25.4.2014 (1.5.2016).

Liebesbezogene Erfahrungen in der Kindheit können genetische Folgen haben; Kinder, die wenig Liebe erfahren, haben später weniger Liebeshormone (etwa Oxytocin) im Blut.[16] Diese Hormone fördern aber auch sozialen Ausschluss, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, weil der Liebesmechanismus mit der Stärkung unseres Gefühls der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe auch Distanzierung von anderen erzeugt. Aus einer evolutionären Sicht ist Liebe oder Bindung daher „[…] der Schlüssel zur Existenz von Arten wie dem Menschen, weil das Überleben ihrer Babys völlig von elterlicher Fürsorge abhängt, die nur durch Liebe möglich wird."[17] Aus der Sicht der Neurobiologie sind Emotionen nicht (nur) eine das rationale Handeln begrenzende Rahmenbedingungen, sondern es gilt auch der umgekehrte Zusammenhang: „[…] Rationalität ist eingebettet in die affektiv-emotionale Grundstruktur des Verhaltens; das limbische System entscheidet, ob, wann und in welchem Maße Verstand und Vernunft zum Einsatz kommen […]" (Roth 2003, S. 560).

Liebe als „verfeinertes, entwicklungsfähiges" Gefühl.[18] Wenn man von der biologischen Basis von Liebesbeziehungen ausgeht, ist eine breite Palette von Empfindungen relevant – von der ästhetisch-physischen Attraktion – mit ihren zwei Teilaspekten des Wohlgefallens am Aussehen des Partners und der erotisch-sexuellen Attraktion – bis hin zur Attraktion durch den Körpergeruch des Partners; dieser gibt Hinweise auf die Verträglichkeit der Immunsysteme der potentiellen Partner.[19] Diese spielt die zentrale Rolle in der romantischen Liebe zwischen Mann und Frau – dem Paradefall einer Liebesbeziehung überhaupt. Vor allem beim Sich-Verlieben ist sie zentral; sie bleibt jedoch im Laufe der gesamten Beziehung relevant. Die englische Soziologin Catherine Hakim (2011) hat die Bedeutung der erotisch-sexuellen Ausstrahlung weit über Partnerbeziehungen hinaus überzeugend nachgewiesen. Interessant und wieder ein Hinweis auf den intellektualistisch-idealistischen Bias der soziologischen Forschung zu Liebe ist, dass dieser Aspekt des Aussehens kaum diskutiert wird; insofern setzt die heutige Forschung die Vernachlässigung des Körpers bei den soziologischen Klassikern (Gugutzer 2005, S. 24f.) fort. Es dominieren – genauso wie in den eingangs dargestellten soziologischen Handbüchern – eher problematische Aspekte wie Kontrolle des Körpers (Foucault), klassenspezifische Prägungen des körperlichen Habitus (Bourdieu) und natürlich geschlechtsspezifische Zuschreibungen an männliche und weibliche Körper (vgl. z.B. Shilling 2005).

Die erotisch-sexuelle Beziehung ist schon an sich viel mehr als nur etwas triebhaft-Biologisches. Der Biologe und Sexualtherapeut Kurt Loewit (1992, S. 72) verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff *Sprache der Sexualität*: Er schreibt: Sexualität ist beim Menschen „[…]

16 Bartels, Liebe im Blut (s. FN 13); vgl. auch Roth (2003, S. 372).
17 Bartels, Liebe im Blut (s. FN 13); vgl. auch Hüther (2012, S. 13).
18 Die Begriffe „Emotion" und „Gefühl" werden in der Literatur nicht eindeutig voneinander abgegrenzt. Ich verwende hier den Begriff Emotion eher für die biologisch fundierte Empfindung der Liebe, den Begriff Gefühl für Liebe als ein stärker kognitives Phänomen, das auch soziokulturell definiert ist.
19 Vgl. dazu „Der betörende Duft des Immunsystems", Die Welt (online. 2.10.2008), (abgerufen 5.6.2016).

keine isolierte Lustquelle für sich, kein eigenes Kapitel, eben (nur) die notwendige Befriedigung des Geschlechtstriebes […]; zu menschlicher Erotik und Sexualität gehören auch Erfahrungen und Kommunikationsweisen wie „[…] aufeinander eingehen durch Sprechen und Hören, […] sich mit den Augen ineinander versenken, sich im Händedruck, mit offenen Armen oder im Kuß begegnen, annehmen öffnen, miteinander verbunden sei […]“[20] Vollkommen vereinbar mit dem Weber'schen Ansatz ist auch seine These, dass über die sexuelle Zufriedenheit nicht die Anzahl und Art sexueller Begegnungen entscheidet, sondern die Bedeutung, der Sinn, der ihnen beigemessen wird. Für die Philosophin Martha Nussbaum (2002, S. 193) ist sexuelles Begehren sowohl ein Trieb wie ein intentionales Phänomen, das sich auf ein bestimmtes Objekt bezieht und dies als begehrenswert definiert – was großteils „im Kopf“ passiert. So ist es plausibel, dass eine gute Partnerbeziehung ihrerseits die sexuelle Empfänglichkeit erhöht (Clark and Wallin 1965). Die wirkliche sexuelle Revolution unserer Zeit besteht, wie der Soziologe Andrew Greeley (1977) in der „[…] sehr modernen und sehr jungen Idee, dass Ehe, Freundschaft und sexuelle Erfüllung zusammen in ein- und derselben Beziehung bestehen können[…]“.[21] Sexuelle Erfüllung ist ein zentraler Bestandteil der Beziehungsqualität in Ehen; er korreliert hoch mit positiver Bewertung von Liebe, Geborgenheit, Sicherheit und Kommunikation (Schulz 1983; Neto and da Conceicao Pinto 2013) 95% aller sexuellen Interaktionen finden immer noch innerhalb der Ehe bzw. fester Partnerschaften statt.[22] Randall Collins (2004) hat der sexuellen Interaktion in seiner Theorie der Interaktionsrituale, welche er als eine Hauptquelle für emotionale Energie bezeichnet, zu Recht einen zentralen Stellenwert eingeräumt. Er schreibt dazu:

> „Sex is so far from normal bodily interaction that is it no surprise that it can produce the strongest of all forms of solidarity. In enormous contrast to ordinary bodily interaction, making love allows a person to tuch someone else's body; in high-intensity love-making, this may involve exploring, manipulating, doing things to every part of the other's body“ (Collins 2004, S. 234).

Aus dieser Sicht muss man sagen, dass sexueller Verkehr sogar eine engere soziale Beziehung als jene zwischen Mutter und Kind erzeugt, weil sie eine reziproke, emotionale und geistige Beziehung zwischen zwei erwachsenen, autonomen Personen darstellt.

---

20 Aus psychoanalytischer Sicht und gegen Freud's Verabsolutierung des Sexualtriebs wurde dieser Aspekt schon von Theodor Reik (1965) klar herausgearbeitet. Möglicherweise zu relativieren ist er allerdings im Zeitalter der vollen sexuellen „Befreiung“ mit häufigen seriellen Sexualbeziehungen mit wechselnden Partnerinnen und Partnern (Illousz 2011, S. 195).

21 Hier zitiert nach Loewit 1992, S. 69.

22 Interview mit dem Sexualforscher Volkmar Sigusch in der Süddeutschen Zeitung; vgl. http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/43140/Ich-bin-in-Rage-angesichts-unserer-Sexualkultur (13.6.2016).

Diese Einsichten scheinen in soziologischen Abhandlungen zur Bedeutung der Sexualität in Partnerbeziehungen vielfach zu fehlen. So schrieb etwa Helmut Schelsky (1955) in seiner *Soziologie der Sexualität*, die Ehe sei primär keine sexuelle Institution, weil der Geschlechtstrieb nicht die Dauerhaftigkeit der Ehe erkläre; es sei nur die Familienhaftigkeit – die Notwendigkeit einer Erweiterung der Mutter-Kind Beziehung durch einen Vater zur Sicherung der Kinderaufzucht – welche zur Institutionalisierung der Ehe als Regulierung des Geschlechtstriebs geführt habe; demzufolge definiert er Ehe und Familie als eine primär für die Fürsorge der Kinder etablierte „ökonomische Gemeinschaft" (Schelsky 1955, S. 29). Eine Ausblendung der Erotik erfolgt auch in jenen feministischen Theorien (etwa jener von Judith Butler 1990) die einen „sexgereinigter" Gender-Begriff verwenden (Reiche 1997). In solchen Sichtweisen werden die vielfältigen sozialen Funktionen, welche mit der erotisch-sexuellen Partnerbeziehung und mit der Familie verknüpft sind, offenkundig übersehen. Aus dieser Sicht muss es auch rätselhaft bleiben, dass die sexuelle Treue eine Grundnorm jeder stabilen erotisch-sexuellen Partnerschaft darstellt, die von einer überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung anerkannt wird.[23] Diese Norm gilt auch dann, wenn ein Ehepaar sich keine Kinder wünscht oder keine mehr bekommen kann. Es ist bezeichnend, dass dieses so wichtige Phänomen der ehelichen Treue im Buch von Schelsky keine wesentliche Rolle spielt.[24]

Der Handlungs- und Erfahrungsbezug

Wenn man von Max Weber ausgeht, sind nicht Gefühle, sondern soziales Handeln und soziale Beziehungen das Objekt der Soziologie. Man kann daher Liebe, oder besser: lieben, als eine Form von affektuellem oder emotionalem Handeln betrachten. Diese Sichtweise hat auch der Psychoanalytiker Erich Fromm in einem weit verbreiteten Büchlein vertreten:

> „Liebe ist eine Aktivität und kein passiver Affekt. Sie ist etwas, das man in sich selbst entwickelt, nicht etwas, dem man verfällt. Ganz allgemein kann man den aktiven Charakter der Liebe so beschreiben, dass man sagt, sie ist in erster Linie ein *Geben* und nicht ein Empfangen." (Fromm 1995, S. 42)

Mit diesem Aspekt gelangen wir ins Zentrum einer soziologischen Betrachtung der Liebe aus wirklichkeitswissenschaftlicher Perspektive. Wir können hier wiederum mehrere Teilaspekte unterscheiden.

---

23 Nach den Ergebnissen des *Sozialen Survey Österreich* betrachteten 1986 und 1993 94% der Befragten sexuelle Treue als wichtige Basis der Ehe, 2003 waren es 96% (Haller 2005, S. 519). Aufgrund dieser einseitigen Verteilung hat ein Kollege in dieser kontinuierlich wiederholt durchgeführten sozialwissenschaftlichen Umfrage vorgeschlagen, die Frage nach der sexuellen Treue überhaupt weg zu lassen.

24 Jedenfalls taucht es nicht im Stichwortverzeichnis auf.

Die körperliche und physische Nähe (Intimität): Geliebte möchten sich körperlich-physisch nahe sein, Zeit füreinander haben und verbringen, zusammen wohnen und essen, gemeinsame alltägliche und außeralltägliche Erfahrungen machen. Erfolgt dies kontinuierlich über längere Zeit, kann Liebe entstehen und/ oder sich vertiefen. Dieser Aspekt ist bei zwei Formen von Liebesbeziehungen höchst relevant. Zum einen bei der Mutterliebe: Schon die Erfahrung des engst möglichen, totalen körperlichen Beisammenseins zwischen Mutter und Kind im Laufe der neunmonatigen Schwangerschaft erzeugt in der Regel eine Bindung, der keine andere gleichkommen kann; durch die intensive Ernährung und Pflege des Babys und Kleinkindes in den ersten Lebensmonaten und -jahren wird diese Erfahrung noch vertieft. Zum anderen ist dieser Aspekt essentiell bei der romantischen Liebe: historisch und in manchen Kulturen wurde Liebe oft mit erotisch-sexueller Attraktion und Beziehung gleichgesetzt. Sie schaffen die engste Vertrautheit zwischen zwei Personen, die man sich vorstellen kann; Liebende teilen „Geheimnisse", die sie keinem Außenstehenden mitteilen. In der Psychologie wird dieser Aspekt mit dem Begriff der *Intimität* bezeichnet; er wird – neben Leidenschaft und Bindung – als einer der drei Eckpunkte des *triangle of love* gesehen (Sternberg 1988).

Der *Raumbezug und die Zeitkomponente* sind auch in Liebesbeziehungen von Erwachsenen von zentraler Bedeutung. Der in der heutigen, mobilen Zeit häufig gehörte Spruch: „Ich kann jemanden genauso lieben, wenn ich nur selten mit ihm beisammen bin", scheint mir eher irreführend zu sein. Anthony Giddens hat die dahinterstehende Idee theoretisch „begründet", indem er argumentierte, eine …

> „[…] reine moderne Paarbeziehung […]" (pure relationship) sei jene, „[…] in der alle externen Kriterien bedeutungslos geworden sind: die Beziehung existiert nur wegen der Gratifikationen, die sie verschafft. In einer solchen reinen Beziehung entsteht Vertrauen nur durch einen Prozess wechselseitiger Öffnung (disclosure)" (Giddens 1991, S.6; Übersetzung MH).

Elisabeth Beck-Gernsheim (1983, S. 331) sieht diese Art von Beziehung, bei der im Mittelpunkt der Erwartungen an die Ehe die eigene Person, das persönliche Liebesglück, steht im Vormarsch. Giddens' Idee stellt zum Teil eine Wiederholung einer idealisierenden Vorstellung von der „romantischen Liebe" dar; sie wurde kritisiert mit dem Argument, dass sie der Realität der faktischen Ungleichheit in vielen Paarbeziehungen widerspreche (Jamieson 1999).[25] Im Grunde stellt sie eigentlich eine kosten-nutzenorientierte Perspektive dar, die weder den Eigenwert von sozialem Handeln noch die Bedeutung von ethisch-normativen Aspekten in engen Paarbeziehungen erkennt. Man könnte hier eine Feststellung des Philosophen Robert No-

25 Vgl. auch „How viable is Giddens' concept of the pure relationship. Evaluate his view of intimacy" http://www.essay.uk.com/free-essays/sociology/giddens-concept.php (1.5.2016).

zick (1993, S. 128) anführen, die er im Zusammenhang mit der Frage was Glück sei, gemacht hat: „Ein Leben kann nicht einfach glücklich sein, ohne sonst etwas Wertvolles zu enthalten. Das Glück kommt huckepack auf anderen Dingen, die korrekt als positiv bewertet werden." Tatsächlich zeigen Studien, dass die Häufigkeit und Vielfalt der Aktivitäten, welche ein Paar oder eine Familie gemeinsam regelmäßig unternimmt, positive Auswirkungen hat. So hat das regelmäßige gemeinsame Einnehmen von Mahlzeiten positive Effekte für die Gesundheit von Kindern[26] und die emotionale Stabilität von Teenagern.[27] Auf diese soziale Bedeutung von gemeinsamen Mahlzeiten hat schon Georg Simmel (1997) hingewiesen (zit. in Shilling 2005, S. 151f.). Eine einfache Definition einer Liebes- oder Freundschaftsbeziehung könnte lauten: Ein echter Freund/Freundin ist jemand, mit dem oder der man gerne beisammen ist und der/die auch (fast) jederzeit dazu bereit ist. Hier ist ein Ergebnis aus einem australischen Zeitbudget-Survey relevant (Goodin et al. 2005): das häufige Klagen über Zeitmangel entsteht dadurch, dass die Menschen viel mehr Tätigkeiten ausüben als für ihr Einkommen und ihre Reproduktion nötig wären; diese „Zeitdruck-Illusion" entsteht, wenn sie glauben, sie seien zu diesen Tätigkeiten gezwungen. Bezeichnenderweise ist der Zeitdruck am höchsten bei Personen in Doppelverdiener-Haushalten, dagegen gering unter Alleinerzieher/innen. Für Ehefrauen, deren Gatten infolge langer Arbeitszeiten und vieler außerhäuslicher Hobbies selten zu Hause sind, ist Langeweile eine typische Erfahrung (Klapp 1986, S. 11).

Eine weitere Situation, in welcher man die Bedeutung des räumlich-physischen Zusammenlebens erkennt, ist jene von Ehepaaren mit Kindern, die sich scheiden lassen. Für die USA wurde gezeigt, dass Frauen signifikant häufiger die Scheidung beantragen, wenn sie erwarten können, dass ihnen der Scheidungsrichter die Obsorge über die Kinder zuschreiben wird.[28] In ihrem Buch *Der gebrauchte Mann* beschreibt Karin Jäckel (2000) zahlreiche Fälle von Ehescheidungen in Deutschland, bei denen die Männer nach Bekanntgabe des Scheidungswunsches ihrer Frau aus allen Wolken fielen und dass sich daraus oft dramatische Konsequenzen (bis hin zum Selbstmord) zogen; für diese Frauen war das Motiv der Eheschließung von vornherein nur gewesen, ein legitimes Kind zu bekommen und mit diesem (ohne Mann) zusammen zu leben.

Einsamkeit als Auslöser von Liebessehnsucht und Bereitschaft zum Sich-Verlieben – die situative Komponente: Die einmalige, intellektuell schwer nachvollziehbare Erfahrung des Sich-Verliebens ist wohl einer der Gründe für die Unterbelichtung des Themas Liebe in der Soziologie. Der italienische Soziologe Francesco Alberoni (2000) hat die These entwickelt, dass das Sich-Verlieben kein Zufallsprozess ist, sondern dass wir in ganz bestimmten sozialen

26 Fiese et al. (2011) fanden, dass sich gemeinsame Familienmahlzeiten positiv auf die Heilung von Asthma bei Kindern auswirkten; besonders förderlich waren freundliche Gespräche und reger Gedankenaustausch während der Mahlzeiten stattfand und elektronische Geräte ausgeschaltet waren.

27 „Familienmahlzeiten fördern emotionale Stabilität von Teenagern", erziehungstrends.de, 18.4.2013; vgl. http://www.erziehungstrends.net/Familienmahlzeiten (2.5.2016).

28 Vgl. Brinig and Allen (2000).

Situationen und Lagen dafür prädestiniert sind uns zu verlieben oder zumindest uns dringlich wünschen, eine Liebesbeziehung zu erfahren, nämlich dann, wenn wir ein starkes Gefühl der Einsamkeit empfinden. Die Liebe eröffnet einen Ausweg aus dem Gefühl des Alleinseins, denn durch eine tiefe Liebeserfahrung erhalte die Welt eine ganz neue Ausrichtung, unser Blick auf sie wird viel positiver. Die Soziologin Rosantonietta Scramaglia (2000) hat daraus die weitere These abgeleitet, dass es im Laufe des Lebens immer wieder Phasen geben müsse, in welchen man sich verliebe und sie konnte diese durch retrospektive Befragungen bestätigen; die erste Erfahrung des Sich-Verliebens erfolgte bereits im Kindergarten – also der Phase, in der das Kind erstmals das behütete Elternhaus für längere Perioden verlässt; weitere erfolgten im Alter von 5 bis 6, 10 bis 11 und mit 14 Jahren, immer im Zusammenhang mit kritischen Übergängen in eine neue bzw. andere Ausbildungsstätte.

Die kognitive Komponente der Liebe

Liebe beinhaltet auch eine kognitive Komponente. Ich muss die geliebte Person kennen und verstehen, damit ich sie „wirklich" lieben kann. Dieser Aspekt besitzt sehr große Bedeutung in einer entwickelten Liebesbeziehung (vgl. dazu ausführlich Lenz 2003, S. 167-248). Peter Berger und Hansfried Kellner (1965) haben argumentiert, dass die Ehe heute eine zentrale Institution zum Aufbau einer gemeinsamen Wirklichkeitsdefinition der Partner darstelle; im Kontext dieser werde auch die individuelle Identität der Partner stabilisiert. Die Bedeutung der kognitiven Komponente im Prozess des Sich-Verliebens hat der Schriftsteller Stendhal in einem Buch *Über die Liebe* (1966) sehr schön beschrieben. Er berichtet Folgendes: Wenn man im Innern des Salzburger Bergwerks einen Zweig in den Höhlensee wirft und ihn nach einigen Tagen wieder herausnimmt, ist er über und über voll von wunderschönen Kristallen. Ähnlich entwickelt sich laut Stendhal die Vorstellung von einer Person, in die man verliebt ist, die man aber einige Zeit nicht sieht: Sie wird von der Phantasie immer schöner und schöner ausgemalt. Trifft man die Person wieder, lässt sich dieses Bild natürlich kaum halten. Auch die Erfahrung, dass frisch Verliebte sich ungeheuer viel zu erzählen haben, mag damit zusammenhängen; man versucht sich eben so weit als möglich kennen zu lernen. Dazu dienen vor allem biographische Erzählungen über die bisherigen Lebensgeschichten beider Partner (Lenz 2003, S. 199). Das Zusammenleben lange (und einigermaßen gut) verheirateter Paare mag auch deswegen von ihnen als gut empfunden werden, weil sie über viele alltägliche Dinge kaum mehr viele Worte verlieren müssen, und weil sie auch die Bedürfnisse, Wünsche und Vorlieben ihrer Partner sehr gut kennen. Das ist aber natürlich auch umso besser möglich, je mehr sie beisammen sind, miteinander kommunizieren und gemeinsame Erfahrungen machten. So beinhalten starke Gefühle für einen anderen Menschen auch Überzeugungen, und zwar vor allem darüber, welche Ereignisse im Zusammenhang mit ihm stattgefunden haben (Nussbaum 2002, S. 174).

Die ethisch-normative Komponente der Liebe

Wenn ich jemanden liebe, fühle ich mich auch verpflichtet ihn im Alltag zu unterstützen, ihn zu trösten, ihm in einem Notfall bedingungslos zu helfen. Dieses Helfen ist keine lästige, von außen oktroyierte (wenngleich sozial und kulturell durchaus gestützte) Norm, sondern etwas, was man gerne tut. Hier gilt paradigmatisch die These von Friedrich Schiller, dass die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen an der Liebe auch unsere moralischen Gefühle stärkt (Schiller 1962). Wenn es dem Geliebten schlecht geht, geht es auch mir schlecht. Eine sehr einfache, meiner Meinung nach treffende Definition von Liebe (und Haß) hat der Philosoph David Hume (1978, S. 101) gegeben: „Liebe ist gar nichts anderes, als der Wunsch, dass eine andere Person glücklich, und Haß der Wunsch, dass sie unglücklich sein möge." Wichtig in diesem Zusammenhang ist der Begriff des *commitment*, der Verpflichtung, mit jemand anderem eine intensive, dauerhafte Liebesbeziehung aufbauen, den Partner in jeder Hinsicht und Lebenslage unterstützen zu wollen (Kelley 1993). Liebe ist hier sehr nahe verwandt dem Begriff der *Sympathie*, der Fähigkeit, sich in das Leid, aber auch die Freude anderer einzufühlen. Bedeutende Autoren (Shaftesbury, D. Hume, A. Smith, A. Comte, H. Spencer) haben in der Sympathie die Grundlage für die Entstehung von ethisch-moralischem Handeln gesehen. Ja, Sympathie ist geradezu identisch mit den ersten Stadien des sich-Verliebens, wenn sie definiert wird als „[…] die scheinbar grundlose Zuneigung zu jemandem, das unbestimmte Gefühl der inneren Verwandtschaft mit jemandem."[29]

Die Institutionalisierung von Liebesbeziehungen. Die Relevanz dieser ethisch-moralischen Komponente in Liebesbeziehungen wird offenkundig in der Tatsache, dass die Partnerbeziehung und die Eltern-Kind-Beziehung und die daraus entstehenden Gemeinschaften von Ehe und Familie in allen Gesellschaften öffentlich geregelt und normiert, also institutionalisiert werden. Der Hauptgrund dafür ist natürlich, dass durch diese Institutionen die Aufzucht der Kinder gesichert wird, die Gesellschaft daher hohes Interesse daran hat, dass dies in einer zuträglichen Weise geschieht. Die Institutionen von Ehe und Familie sind daher nicht in erster Linie eine Regulierung und Institutionalisierung „urwüchsiger" sexueller Beziehungen Weber (1964, S. 275-279); vielmehr „[…] kreuzen Vergemeinschaftsbeziehungen aller Art […] die sexuellen und physiologischen Beziehungen […]"; auch der Begriff der „Ehe" ist nur durch Bezugnahme auf andere Einheiten als die der Aufzuchtsgemeinschaft von Mutter, Vater und Kindern zu verstehen. Allerdings kommt Weber über den Umweg der These, dass die Hausgemeinschaft auch die sexuellen Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern regulieren müsse, letztlich doch wieder zur Sexualität als einer Triebkraft der Differenzierungsprozesse innerhalb der Hausge-

29 Meyers Großes Konversations-Lexikon 1909; siehe: http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Sympath%C4%ABe. vgl. auch „Sympathie" in http://de.wikipedia.org/Sympathie.

meinschaft (Radkau 2005, S. 43).[30] Eine moderne, adäquate Institutionalisierung müsste vor allem auch geschlechtsspezifische Differenzen in der Bedeutung von Liebesbeziehungen in den Griff beachten, wie Eva Illousz (2011, S. 439) schreibt:

> „Da Frauen noch immer nicht bereit sind, der Idee der romantischen Liebe abzuschwören, und da sie Männern auf einem offenen Feld begegnen, muß die Akkumulation sexuellen Kapitals diskutiert und hinterfragt werden, um neue Strategien zu ersinnen, wie man mit emotionalen Ungleichheiten umgeht und die umfassenderen sozialen und ethischen Ziele von Frauen verwirklicht."

Das Ideal der romantischen Liebe

Um die Relevanz der wirklichkeitssoziologische Perspektive noch deutlicher zu machen, scheint es in diesem Zusammenhang angebracht, kurz das berühmte Ideal der *romantischen Liebe* zu diskutieren. Dies ist eine im Laufe des 17. und 18. Jahrhundert zuerst in der schöngeistigen Literatur in England und in der deutschen Romantik entwickelte, idealisierte Vorstellung der Partnerbeziehung, die als durchaus modern anzusehen ist. Wenn man sich fragt, welche Bedeutung Liebe und Ehe heute – im Zeitalter sinkender Heiratsraten, steigender Scheidungsraten usw. – noch besitzen, muss man sich mit diesem Ideal auseinandersetzen. Soziologisch relevant wird dieses Ideal, weil sich auch die Erwartungen und das Verhalten der Menschen in bestimmten Gesellschaften und Epochen daran orientieren (was nicht heißt: es immer befolgen).

Nach Karl Lenz (2003, S. 259) beinhaltet dieses Ideal sechs Elemente: (1) die Einheit von sexueller Leidenschaft und affektiver Zuneigung; (2) das Postulat der Einheit von Liebe und Ehe; (3) die Elternschaft als wesentlicher Teil der ehelichen Liebesbeziehung; (4) die Dauerhaftigkeit der Liebe und die Treue der Partner; (5) die Einbeziehung der Individualität der beiden Liebenden, insbesondere auch der Frau; (6) die Aufwertung der Liebe zum höchsten Gut im Leben, die Verheißung des höchsten Glücks durch sie. Alle diese Annahmen waren revolutionär, weil bis dahin erotisch-sexuelle Beziehungen keinen geistigen Eigenwert besaßen, Sexualität, Liebe und Ehe weitgehend getrennt waren, die Ehe vielfach eine ökonomische Versorgungsgemeinschaft darstellte usw. Es scheint mir nun unzureichend, dieses Ideal nur mit der Realität von heute zu konfrontieren, wie es meist geschieht (vgl. z.B. Lenz 2003, S. 283). Vielmehr muss man sich auch fragen, inwieweit diese Vorstellung als handlungsleitendes Ideal angesehen werden kann. Manche Autoren bestreiten dies. So sieht Luhmann in seinem Buch *Liebe als Passion*

30 Radkau ist an dieser Stelle allerdings zu widersprechen, wenn er meint, damit kehre bei Weber „die aus der Hausgemeinschaft verbannte Natur" wieder zurück; sexuelle Beziehungen zwischen Menschen sind eben mehr als nur „Natur".

diese nur als einen kulturellen Code, der den Menschen seit jener Zeit dazu diente, entsprechende Gefühle überhaupt erst zu entwickeln: „Liebe wird hier nicht, oder nur abglanzweise, als Gefühl behandelt, sondern als symbolischer Code, der darüber informiert, wie man … erfolgreich kommunizieren kann. Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden. Ohne ihn würden die meisten … gar nicht zu solchen Gefühlen finden." (Luhmann 1982, S. 9). Richtig an diesen Ausführungen ist natürlich, dass auch die Emotion der Liebe – wie alle Emotionen -kognitive Komponenten hat und dadurch, dass junge Menschen Liebesromane, Ratgeberbücher für Partner- und Liebesbeziehungen lesen, durch diese beeinflusst werden. Die unabhängige, emotionale Basis der Liebe zu verneinen, widerspricht aber vollkommen einem wirklichkeitssoziologischen Ansatz und natürlich auch der neurobiologischen Sicht (Roth 2003).

Zu den vorhin genannten sechs Kriterien der „romantischen Liebe" ist festzustellen: Kennzeichen 1, 5 und 6 (Verbindung von sexueller Beziehung und affektiver Zuneigung, Dauerhaftigkeit, Einbeziehung der Individualität beider Partner) kann man auch aufgrund der in Übersicht 1 angeführten Kriterien als wesentlich ansehen; nur zum Teil jedoch die Kriterien 2 und 3 (Verbindung zwischen Liebe und Ehe bzw. Liebe, Ehe und Elternschaft); überhaupt nicht Kriterium 6 (Liebe als wichtigste Sache im Leben). Eine tiefe Liebesbeziehung ist vorstellbar auch außerhalb der Ehe und ohne Kinder. Dies zu sehen ist besonders wichtig in Phasen abnehmender Heiratsraten und zunehmender Kinderlosigkeit. Nicht nur deshalb, sondern auch aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung ist die Phase der „nachelterlichen Gefährtenschaft" (Rosenmayr 1986; Schmitt 2010) ist die Partner- bzw. Ehebeziehung heute grundsätzlich bedeutsamer geworden (Veenhoven 1983). Sie muss viel stärker als eigenständige Form der Beziehung untersucht werden, nicht nur unter dem Blickwinkel der Familie (Lenz 2003, S. 9ff.). Anderseits ist evident, dass im Ideal der romantischen Liebe einige wichtigen Aspekte einer Liebesbeziehung fehlen, nämlich der Aspekt der Intimität, des Aussehens bzw. der Attraktivität des Partners, der Aspekt des Zusammenlebens und der gemeinsamen Erfahrungen und schließlich der Aspekt der gegenseitigen Verpflichtung. Unter diesem Aspekt würde ich meinen, dass dieses Ideal weiterhin für all jene Menschen gültig ist, die nicht unter sehr depravierten Verhältnissen (wie manche Afroamerikanerinnen; vgl. Clarke 2011) leben müssen. Dies trifft selbst auf Afrika zu; romantische Liebesbeziehungen sind auch hier ein zentrales Thema von Romanen, Musik, Zeitungen und Magazinen – ein Faktum, das die westliche Ethnologie und Sozialforschung weitgehend übersehen hat, wenn sie Intimität in Afrika allenfalls als Sexualität identifizierte (Cole and Thomas 2009, S. 1-6).

Thesen zur Bedeutung und Zukunft von Liebesbeziehungen

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle noch ausführlich auf die Bedeutung der vorgestellten Überlegungen für den Wandel und die Zukunft von Liebesbeziehungen einzugehen. Mir scheint jedoch, dass sich daraus doch einige neue Perspektiven aus einer Reihe aktueller Probleme und Tendenzen ergeben. Nur beispielhaft seien einige davon angesprochen.

Wir haben gesehen, dass Liebe und Liebesbeziehungen im gesamten Lebenslauf eine wichtige Rolle spielen; von der Kindergartenzeit bis in das hohe Alter. In verschiedenen Lebensphasen treten unterschiedliche Formen von Liebesbeziehungen in den Vordergrund: In Kindheit und Jugend die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, die zwischen Freundinnen und Freunden in der *peer group*; im (jungen) Erwachsenenalter Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen (auch vermittelt über berufliche Kontakte); erotisch-sexuelle Partnerbeziehungen; im Alter Beziehungen zu einem Partner, zu (auch neuen) Freundinnen und Freunden; erwachsenen Kindern; zu Geschwister, falls vorhanden. Wichtig ist, dass in jeder Lebensphase einige solcher Beziehungen in einer sehr positiven Form bestehen; ist dies nicht der Fall, können sich schwere Lebenskrisen ergeben. Andererseits können solche neuen Beziehungen auch Defizite ausgleichen, welche in vorhergehenden Lebensphasen entstanden sind.[31]

Sieht man erotisch-sexuelle Erfüllung als zentrales Element der Liebe in einer Partnerbeziehung, die weit mehr umfasst als nur physische Aspekte (auch Zärtlichkeit, Kommunikation, usw.), so wird auch evident, dass eine tiefe erotisch-sexuelle Beziehung für die Partner- und Ehebeziehung sehr wichtig ist, wie Wolfgang Schulz und Florian Pichler (2005) anhand des Sozialen Survey Österreich gezeigt haben. Andererseits ist eine wenig befriedigende sexuelle Beziehung ein Indikator für Probleme in der Beziehung und oft ein Anlass für die Aufnahme sexueller Beziehungen zu einem anderen Partner; diese sind ihrerseits häufig die Ursache für Trennungen und Scheidungen – ein Aspekt, der heute vielfach bagatellisiert wird. Auch die Folgen der sexuellen Revolution für Partnerbeziehungen werden deutlicher. Im Zuge der Entwicklung effizienter Methoden der Empfängnisverhütung ist es möglich geworden, Sexualität und eine tiefergehende erotische Partnerbeziehung zu trennen; die stark verlängerte Phase der Jugend (früherer Beginn der Pubertät, späteres Eintreten in die volle Erwachsenenrolle) mag viele Jugendliche dann dazu führen, Partnerbeziehungen als grundsätzlich „auf Zeit“ angelegt zu betrachten; die Häufigkeit von Scheidungen und Wiederverheiratungen erscheint dann nur als Fortsetzung dieses Musters.

„Reife“ Liebe, so habe ich argumentiert, entsteht vor allem durch kontinuierliches Zusammenleben und eine Vielzahl an gemeinsamen Aktivitäten (gemeinsames Essen, Wohnen, Freizeit und Urlaub verbringen usw.). Zwar hat die Ausdehnung der Freizeit potentiell zu einer starken Ausweitung der zeitlichen Möglichkeiten für gemeinsame Aktivitäten von Partnern ge-

31 Für empirische Evidenz vgl. Brockmann und Klein 2004.

führt; auf der anderen Seite führt die Erwerbstätigkeit beider Partner, im Zusammenhang mit der Flexibilisierung der Arbeitszeit und steigender beruflich-geographischer Mobilität dazu, dass die gemeinsam verbrachte Zeit nicht unbedingt zunimmt. Die Frage ist auch, ob gemeinsames Fernsehen – die heute mit Abstand häufigste Freizeitbeschäftigung – wirklich als gemeinschaftliche „Aktivität" anzusehen ist; sehr langes Fernsehen hängt jedenfalls mit geringerer Lebenszufriedenheit zusammen (Frey, Benesch and Stutzer 2007).

Echte und tiefe Liebe führt dazu, dass andere Aspekte in einer Partnerbeziehung oder Ehe (Arbeitsteilung im Haushalt, Einkommensverwendung, Machtverteilung) eine untergeordnete Rolle spielen bzw. Konflikte darüber ohne große Probleme gelöst werden können. Der wissenschaftliche Neuigkeitswert und praktische Nutzen der x-ten Studie darüber, wer im Haushalt das Geschirr abwäscht, den Müll wegbringt usw. ist sehr begrenzt. Ich kenne jedoch kaum Studien, welche die Stärke der Liebesbeziehung selber thematisieren und empirisch erfassen.[32] Dabei ist evident, dass tiefe Liebe am meisten hilft Probleme in einer Beziehung zu bewältigen. Die Bewältigung dieser Probleme stärkt ihrerseits die Liebe (z.B. Pflege schwerbehinderter Kinder durch ihre Eltern; Pflege eines erkrankten Partners durch den anderen). Man könnte vermuten, dass die Vernachlässigung der Darstellung dieser positiven Aspekte von Partnerbeziehungen zugunsten des Herausstellens von Problemen mit ein Grund dafür ist, dass die Skepsis gegen das Eingehen einer Beziehung erhöht und damit auch ein Grund etwa für die niedrige Heiratsquote unter weiblichen Akademikerinnen ist.

Durch Enttäuschungen und Verletzungen kann eine Liebesbeziehung in Hass umschlagen. Dadurch können große Probleme bei Trennungen und Ehescheidungen entstehen, vor allem dann, wenn auch Kinder involviert sind (Preglau 1998). Wenn Ehescheidungen heute als etwas weitgehend Problemloses dargestellt werden, übersehen sie dieses wichtige Faktum. Es beruht seinerseits darauf, dass die meisten Ehescheidungen zwar juristisch, nicht aber sozial einvernehmlich ablaufen; in der Realität ist es meist ein Partner, der die Scheidung betrieben hat, während der andere sie nicht unbedingt oder überhaupt nicht wollte (Wallerstein und Blakeslee 1989). Hier kommt auch der ethisch-normative Aspekt ins Spiel. Während die Ehe als Institution immer mehr an Bedeutung verliert – indiziert auch durch die Zunahme von Partnerschaften ohne Trauschein – verschwindet die persönliche Verantwortung von Partnern gegeneinander, auch nach einer Trennung, keineswegs. Eine Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft sollte wohl – ohne ins Moralisieren zu verfallen – zu einem stärkeren Bewusstsein dieser Tatsache beitragen.

Zusammenfassend würde ich sagen, dass es heute Tendenzen gibt, welche die Entwicklung von Liebesbeziehungen in allen unterschiedlichen Formen erschweren, aber auch solche, wel-

32 Ein Oberbegriff, unter welchem dies z.T. geschieht, ist der der „Beziehungsqualität" (vgl. Dette-Hagenmeyer und Reichle 2015). Eine Skala zur Messung leidenschaftlicher Liebe haben Elaine Hatfield und Susan Sprecher (1986) entwickelt; vgl. auch Hatfield, Bensman and Rapson 2012.

che sie erleichtern und fördern. Die letzteren scheinen jedoch – trotz vielfältiger Krisenerscheinungen – deutlich zu überwiegen. So zeigt auch die Lebenszufriedenheit der Österreicherinnen und Österreicher eine deutlich zunehmende Tendenz im Zeitverlauf.[33] Das Verschwimmen der Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in Fernsehen und sozialen Medien, Kommerzialisierung und Konsumorientierung, Instrumentalisierung von sexuellen Beziehungen, zunehmende Mobilität erschweren den Aufbau tiefer, längerfristiger Beziehungen; die steigende Bildung, insbesondere von Frauen, sowie deren wirtschaftliche Selbständigkeit, der Abbau traditioneller Geschlechtsrollenerwartungen erhöhen dagegen die Chancen für gleichberechtigte Beziehungen; verbesserte Lebensbedingungen und höhere Lebenserwartung verlängern die Dauer von Beziehungen; auch die Verkürzung der Arbeitszeiten kann sozialen Beziehungen zu gute kommen; die enorm erleichterte Kommunikation und Mobilität ermöglicht die Aufrechterhaltung von Beziehungen auch über weite Distanzen.

Literatur

Alberoni, Francesco. 2000. Historisierung und Punkte ohne Wiederkehr. Grenzüberwindung und Grenzziehung im kollektiven Projekt eines verliebten Paares. In: *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe*, hrsg. Kornelia Hahn und Günter Burkart, 11-26. Opladen: Leske + Budrich.

Beck-Gernsheim, Elisabeth. 1983. Vom ‚Dasein für andere' zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben'. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, *Soziale Welt* 34: 307-340.

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1990. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Berger, Peter und Hansfried Kellner. 1965. Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt* 16: 220-235.

Brinig, Margaret F. and Douglas W. Allen. 2000. 'These boots are made for walking': Why most divorce filers are women. *American Law and Economics Review* V2N1: 126-169.

Brockmann, Hilke and Thomas Klein. 2004. Love and death in Germany. The marital biography and its effect on mortality. *Journal of Marriage and the Family* 66: 567-581.

Burkart, Günter. 2000. Arbeit und Liebe. Über die Macht der Liebe und die Arbeit an der Partnerschaft. In: *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe*, hrsg. Kornelia Hahn und Günter Burkart, 165-198. Opladen: Leske + Budrich.

Butler, Judith. 1990. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

33 Nach den Ergebnissen des Sozialen Survey Österreich (repräsentative sozialwissenschaftliche Umfragen) waren 1984 67% der Österreicherinnen und Österreicher mit ihrem Leben insgesamt ziemlich oder sehr zufrieden, 1986 76%, 1993 78% und 2003 81%; der Anteil der sehr Zufriedenen entwickelte sich folgendermaßen: 23%, 27%, 30%, 35% (Schulz und Pichler 2005, S. 80).

Clark, Alexander J. and Paul Wallin. 1965. Women's sexual responsiveness and the duration and quality of their marriages. *American Journal of Sociology* LXXI: 187-196.

Clarke, Averill. 2011. *Inequalities in Love. College-Educated Black Women and the Barriers to Romance and Family.* Durham, NC: Duke University Press.

Cole, Jennifer and Lynn M. Thomas. eds. 2009. *Love in Africa.* Chicago/ London: The University of Chicago Press.

Collins, Randall. 2004. *Interaction Ritual Chains*. Princeton/ Oxford: Princeton University Press.

Connell, Raewyn and Rebecca Pearse. 2015. *Gender in World Perspective.* Cambridge: Polity Press.

Dalai Lama. 2016. *Die Liebe. Quelle des Glücks*. Freiburg/Basel/Wien: Herder.

Damasio, Antonio. 1999. *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins*. München: List.

Dette-Hagenmeyer, Dorothea E. und Barbara Reichle. 2015. Beziehungsqualität, partnerschaftliche Interaktion und Auswirkungen auf angehörige Kinder. In: Handbuch Familiensoziologie, hrsg. Paul B. Hill und Johannes Kopp, 437-461. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Durkheim, Emile 1987. *Der Selbstmord.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (zuerst 1897)

Fiese, Barbara H.; Marica A. Winter and Joanna C. Botti. 2011. The ABCs of Family Mealtimes: Observational Lessons for Promoting Healthy Outcomes for Children With Persistent Asthma. *Child Development* 82: 133-145.

Firestone, Shulamit. 1975. *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch

Flam, Helena. 2002. *Soziologie der Emotionen. Eine Einführung.* Konstanz: UVK

Frey, Bruno S.; Christine Benesch and Alois Stutzer. 2007. Does watching TV make us happy? *Journal of Economic Psychology.* 28: 283-313.

Fromm, Erich. 1995. *Die Kunst des Liebens.* München: dtv (zuerst 1956).

Giddens Anthony. 1991. *Modernity and Self-Identity. Self and Society in Late Modern Age.* Cambridge: Polity Press.

Goodin, Robert E. et al. 2005. The time-pressure illusion: Discretionary time vs. free time. *Social Indicators Research* 73: 43-70.

Goode, William J. 1974. The theoretical importance of love. In: *The Family. Its Structures & Functions*, hsrg. Rose Laub Coser, 143-156. London/Basingstoke: Macmillan.

Greeley, Andrew. 1977. *Erotische Kultur.* Graz/Wien/Köln: Styria.

Gugutzer, Robert. 2005. *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.

Habermas, Tilman. 1999. *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hahn, Kornelia und Günter Burkart. hrsg. 2000. *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II.* Opladen: Leske + Budrich.

Hakim, Catherine. 2011. *Erotisches Kapital. Das Geheimnis erfolgreicher Menschen.* Frankfurt am Main/ New York: Campus.

Haller, Max. 1980. Das Heiratsinserat. Ein Beispiel für die Interdependenz von Statushierarchie und Heiratsmarkt. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 5:62–65

Haller, Max 1983. *Theorie der Klassenbildung und sozialen Schichtung*. Frankfurt am Main/ New York: Campus.

Haller, Max. 2005. Auf dem Weg zur mündigen Gesellschaft? Wertwandel in Österreich 1986-2003. In: *Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986-2004,* hrsg. Wolfgang Schulz; Max Haller und Alfred Grausgruber, 33-73. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Haller, Max. 2008. *Die österreichische Gesellschaft. Sozialstruktur und sozialer Wandel.* Frankfurt am Main/New York: Campus.

Haller, Max. 2013. Geschwister-Beziehungen. Eine wichtige soziale Ressource in modernen Gesellschaften. *soziologie heute*, Jg. 6, Heft 27: 12-14.

Hatfield, Elaine and Susan Sprecher. 1986. Measuring passionate love in intimate relationships. *Journal of Adolescence* 9: 383-410.

Hatfied, Elaine; Lisamaria Bensman and Richard L. Rapson. 2012. A brief history of social scientists‘ attempt to measure passionate love. *Journal of Social and Personal Relationships* 29: 143-164.

Heidbrink, Horst. 2007. Freundschaftsbeziehungen. *Journal für Psychologie* 15. http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/122/109

Hill, Paul Bernhard und Johannes Kopp. hrsg. 2015. *Handbuch Familiensoziologie.* Wiesbaden: Springer VS.

Hume, David. 1978. *Ein Traktat über die menschliche Natur. Über die Affekte. Über Moral.* Hamburg: F. Meiner.

Hüther, Gerald. 2012. *Die Evolution der Liebe. Was Darwin bereits ahnte und die Darwinisten nicht wahrhaben wollen.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Illousz, Eva 2011), *Warum Liebe weht tut. Eine soziologische Erklärung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Jäckel, Karin. 2000. *Der gebrauchte Mann.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Jamieson, Lynn. 1999. Intimacy transformed: A critical look at the ‘pure relationship’. *Sociology* 33: 477-494.

Kelley, Harold H. 1993. Love and commitment. In: *Close Relationships,* eds. Harold H. Kelley et al., 265-314. New York/San Francisco: W.H. Freeman and Company.

Klapp, Orrin E. 1986. *Overload and Boredom. Essays on the Quality of Life in the Information Society.* New York: Greenwood Press.

Klein, Thomas, Hrsg. 2001. *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe.* Opladen: Leske + Budrich.

Lenz, Karl. 2003. *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Loewit, Kurt. 1992. *Die Sprache der Sexualität.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Luhmann, Niklas. 1982. *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nave-Herz, Rosemarie und Manfred Markefka. hrsg. 1989. *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. 1: Familienforschung. Neuwied/Frankfurt am Main: Luchterhand.

Neto, Felix and Maria da Conceicao Pinto. 2013. The satisfaction with sex life across the adult life span. *Social Indicators Research* 114: 767-784.

Nozick, Robert. 1993. *Vom richtigen, guten und glücklichen Leben.* München: dtv.

Nussbaum, Martha. 2002. *Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge.* Stuttgart: Reclam.

Peterson, Gary W./ Kevin R. Bush, eds. 2013. *Handbook of Marriage and the Family*. New York etc.: Springer.

Preglau, Max. 1998. 'Postmodernisierung' des Selbst? Versuch einer theoretischen und empirischen Annäherung. In: *Postmodernes Österreich?* hrsg. Max Preglau und Rudolf Richter, 353-371. Wien: Signum Verlag.

Radkau, Joachim. 2005. *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens.* München: Carl Hanser.

Reiche, Reimut. 1997. Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs 'Gender'. *Psyche* 51: 926-958.

Reik, Theodor. 1965 [1945]. *Geschlecht und Liebe*. München: Kindler.

Roth, Gerhard. 2003. *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rosenmayr, Leopol. 1986. Über Familie in den Strukturumbrüchen heute. *Archiv für Wissen und Praxis der sozialen Arbeit,* Heft 2-4: 48-81.

Scheff, Thomas. 1990. *Microsociology. Discourse, Emotion and Social Structure,* Chicago/London: The University of Chicago Press.

Scheff, Thomas 2011. *What's Love Got to do with it? Emotions and Relationships in Popular Songs*. Boulder/London: Paradigm Publishers.

Schelsky, Helmut. 1955. *Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft.* Hamburg: Rowohlt.

Schiller, Friedrich. 1962. Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. In: *Sämtliche Werke, Band 5*, ders., 358-373. München: Hanser.

Schmitt, Marina. 2010. *Die Ehebeziehung im mittleren Lebensalter.* www.familienhandbuch.de/familieleben/partnerschaft/herausforderung-konflikte/dieehebeziehungimmittlerenerwachsenenalter.php

Schulz, Wolfgang. 1983. Von der Institution der ‚Familie' zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. *Soziale Welt* 4: 401-416.

Schulz, Wolfgang und Florian Pichler. 2005. Lebensqualität in Österreich – ein 20-Jahres Vergleich. In: *Österreich zur Jahrhundertwende,* hsrg. Wolfgang Schulz, Max Haller, Alfred Grausgruber, 75-113. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Shilling, Chris. 2005. *The Body in Culture, Technology and Society.* London: Sage.

Simmel, Georg. 1997. Sociology of the meal. In. *Simmel on Culture,* hrsg. David Frisby and Mike Featherstone, 130-136. London: Sage.

Scramaglia Rosantonietta. 2000. Falling in love and friendship in children and adolescents”. In: *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe*, hrsg. Kornelia Hahn und Günter Burkart, 101-133. Opladen: Leske + Budrich.

Stendhal. 1966. *Über die Liebe.* München: Winkler.

Sternberg, Robert J. 1988. *The Triangle of Love. Intimacy, Passion, Commitment.* New York: Basic Books.

Sussman, Marvin B. and Suzanne K. Steinmetz. eds. 1987. *Handbook of Marriage and the Family.* New York/London: Plenum Press.

Veenhoven, Ruut. 1983. The growing impact of marriage. *Social Indicators Research* 12: 49-63.

Wallerstein, Judith S. und Sandra Blakeslee. 1989. *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer und Kinder nach der Scheidung.* München: Droemer Knaur.

Weber, Max. 1964. *Wirtschaft und Gesellschaft.* 2 Bde. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.

Max Haller, Dr. phil., ist emeritierter Professor für Soziologie der Universität Graz und Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Er war Mitbegründer der *European Sociological Association* und des *International Social Survey Programme* (ISSP). Forschungsschwerpunkte: Sozialstruktur und soziale Ungleichheit, europäische Integration, international vergleichende Forschung zu gesellschaftlichen Einstellungen und Wertwandel, soziologische Theorie. Er veröffentlichte als Autor und Herausgeber über 30 Bücher und ca. 160 wissenschaftliche Artikel, u.a. in Kölner Zeitschrift für Soziologie, American Sociological Review, Revue Francaise de Sociologie. Als Gastprofessor war er tätig an den Universitäten Innsbruck, Klagenfurt, Wien, Salzburg, University of Californica (Sta. Barbara), Trient (Italien), St. Augustine University of Tanzania. Jüngste Publikation: *Ethnic Stratification and Socioeconomic Inequality around the World. The End of Exclusion and Exploitation?* Ashgate, Farnham/Surrey (UK) 2015 (unter Mitarbeit von Anja Eder)

Heinz-Jürgen Niedenzu, Helmut Staubmann (Hg.):
Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse

ISBN 978-3-903122-55-0, DOI 10.15203/3122-55-0

Strukturell-funktionale Theorie und Psychoanalyse. Die Pionierarbeit von Talcott Parsons

Johann August Schülein

Zusammenfassung: Zu den bleibenden Leistungen von Parsons gehört u.a. auch, dass er in seinen strukturell-funktionalen Entwurf einer Gesellschaftstheorie einige der theoretischen Leistungen der Psychoanalyse eingebaut hat. Mit Hilfe der Konzepte internalisierter Normativität („Über-Ich"), intrapsychischer Kontrolle und Steuerung und psychisch organisierter Objektbeziehungen gelingt es ihm, die Funktionsweise von Goal-Attainment, aber auch von Integration und Latency differenzierter darzustellen. Zugleich trägt seine kritische Auseinandersetzung dazu bei, die Schwächen von Freuds Theorien in Bezug auf den Austausch von Psychischem und Sozialem zu überwinden und dadurch den Weg in Richtung auf eine bessere Kooperation von Soziologie und Psychoanalyse zu bahnen.

Schlüsselwörter: Strukturell-funktionale Theorie, Psychoanalyse

Structural-functional theory and psychoanalysis. Talcott Parsons' groundbreaking work

Abstract: Parsons' attempts to integrate psychoanalytic concepts into sociological theory belong to the highlights and remaining achievements of his work. Using the psychoanalytic ideas of the internalization of norms and goals ("super-ego"), of intrapsychic regulation and of psychic organized objectrelations Parsons gained deeper insights in the functioning of Goal-Attainment, Integration and Latency and by this a more complete picture of social cohesion. On the other hand, Parsons' critical discussion of Freud's

Johann August Schülein ✉
WU – Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Soziologie und Empirische Sozialforschung
Welthandelsplatz 1, Gebäude D4, 1020 Wien, Österreich
E-Mail: johann.schuelein@wu.ac.at

theories helped to overcome their faibles and thereby opened the path to a better cooperation of sociology and psychoanalysis.

Keywords: Structural-functional theory, psychoanalysis

Der Name Parsons steht für ein ebenso ambitioniertes wie prominentes Projekt soziologischer Theoriebildung: die Strukturell-funktionale Theorie. Diese Theorie war für lange Zeit die Leittheorie zumindest der angelsächsischen Soziologie, sie wird auch heute noch zu den wichtigsten soziologischen Theoriemodellen gezählt.

In Parsons' Konzeption spielte die Psychoanalyse eine wichtige Rolle. Er sah in der psychoanalytischen Theorie einen geradezu natürlichen Verbündeten seines ehrgeizigen Projekts, weil sie aus seiner Sicht strukturelle Ähnlichkeiten mit seinem Verständnis soziologischer Theorie aufweist, andererseits die Soziologie in Schlüsselfragen ergänzt. – Naturgemäß nahm die Ausarbeitung seines Projekts einige Zeit in Anspruch. Zunächst versuchte Parsons, die vorhandenen Paradigmen zu ordnen und in Verbindung zu bringen. In der ersten Phase seiner Arbeit versuchte er vor allem, dass „utilitaristische Dilemma" zu überwinden. Unter dem Namen „Utilitarismus" hatte sich im 18. und 19. Jahrhundert ein vor allem in ökonomischen Theorien verwendetes Konzept entwickelt, welches als Grundprinzip allen menschlichen Handelns die „Nützlichkeit" annahm. Als zugespitzte Form entstand dabei das Modell des „homo oeconomicus", der in jeder Handlung seinen Nutzen nach einer festliegenden Präferenzordnung „maximiert" (welches sich auf Grund dieser Eindeutigkeit zur Quantifizierung eignet und daher in quantitativen Modellen nach wie vor Verwendung findet).

Das „utilitaristische Dilemma" bestand nach Parsons darin, dass der Utilitarismus annehmen muss, dass die Ziele der Handlungen – also das, was als „nützlich" unterstellt wird – als völlig gleich bzw. austauschbar sind (eine Beliebigkeit, die nach Parsons zu einer Art von atomistischer Anarchie der sozialen Wirklichkeit führen würde und daher keine Grundlage der Soziologie sein kann). Wenn nicht, müsste er jedoch externe Prämissen heranziehen, um die Herkunft der Nutzenvorstellungen zu erklären (was nach Parsons die „analytische Selbständigkeit" der Theorie auflöst – wozu braucht man den Utilitarismus noch, wenn das Wichtigste aus anderen Theorien stammt?). Um aus diesem Dilemma – entweder Aufgabe des Sinns von Handlungen durch Ausklammerung oder Aufgabe der analytischen Selbständigkeit der Theorie – zu vermeiden, entwickelte Parsons unter Berufung auf eine Reihe von wichtigen Vertretern der Ökonomie und Soziologie eine erste Konzeption, die sich allem auf Alfred Marshall (der die Rolle gemeinsamer Wertschätzungen hervorhob), Vilfredo Pareto (und seine Betonung nicht-rationalen Verhaltens), Emile Durkheim (der ein Konzept von Kollektivbewusstsein als Bindeglied von

Individuum und Gesellschaft entwickelte) und Max Weber (der die Intentionalität von Handlungen zum Ausgangspunkt nahm) berief.

Heraus kam dabei ein erstes Modell, in dem individuelle Handlungsmotive über die Internalisierung von Normen mit der Logik der Gesellschaft verbunden wurden. – In diesem Modell kommt die Psychoanalyse nicht systematisch vor.[1] Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der „Structure of Social Action" hatte Parsons jedoch bereits begonnen, sich intensiv mit psychoanalytischer Theorie zu beschäftigen – u. a. unterzog er sich einer Lehranalyse. Im Vorwort zur zweiten Auflage bedauerte Parsons, dass der Text nicht psychologisch genug sei und vor allem die Leistungen der Psychoanalyse nicht berücksichtigt habe. – Die Rezeption der Psychoanalyse vollzieht sich bei Parsons im Rahmen der Weiterentwicklung seiner Theorie. Dubin (1960, S. 462f.) beschreibt diesen Wandel so: „Model I essentially ‚looks out' to the social system from the vantage point of the actor, his model II ‚looks down' at the individual actor from the perspective of the social system." Insofern sprechen manche Kritiker von einem Übergang von der Handlungs- zur Systemtheorie. Tatsächlich erweitert sich Parsons' Perspektive erheblich. Auch der Anspruch an die Theorie steigt. Jetzt geht es ihm um eine allgemeine Theorie als Grundlage jeder Sozialwissenschaft („general theory of action") und jeder Form sozialer Praxis – „[...] a unified conceptual scheme which is taken for granted in the relevant professions [...]" (Parsons 1964, S. 360)[2].

Parsons geht dabei davon aus, dass *alle* Systeme bestimmte Probleme und Eigenschaften haben, die mit ihrem Funktionieren zusammenhängen. Jedes System muss in seiner Umwelt *funktionsfähig* bleiben, muss *Entscheidungen* treffen, die auf Ziele bezogen sind, bedarf einer Form der *Integration* seiner Bestandteile und muss seine *Struktur erhalten*. Humane Wirklichkeit ist ein Sonderfall von System. Sie gehört zur Gruppe der Handlungssysteme, basiert also darauf, dass es Akteure gibt. Auch für diesen Sonderfall gilt nun nach Parsons, dass sie diese vier Grundfunktionen erfüllen müssen, um operationsfähig zu sein. Daraus entstand – als Anker der weiteren Entwicklung seiner Theorie – das so genannte AGIL-Schema. Es bezeichnet die vier Grundfunktionen jedes Handlungssystems, für das jeweils ein bestimmtes Subsystem zuständig ist:

– A: Adoption (Anpassung an die Systemumwelt und Generierung von Ressourcen – Parsons nennt diesen Systemtyp „behavioral system")
– G: Goal-Attainment (Entscheidung über Ziele und deren Erreichung – zuständig ist dafür ein „Persönlichkeitssystem")

1 Parsons verweist nur kurz auf die psychoanalytische Theorie der Internalisierung (1937, S. 386 und 388).
2 Die folgende Darstellung ist vereinfacht, selektiv und zum Teil anders konfiguriert als in den Originaltexten, da eine genaue Darstellung der Entwicklung von Parsons' Theorie diesen Rahmen sprengen würde.

- I: Integration (Herstellung der Einheit des Systems und Kontrolle von internen Abweichungen – dies ist die Aufgabe eines sozialen Systems)
- L: Latency (Gewährleistung von Stabilität und Kontinuität des Systems durch „pattern maintainance").

Für jede dieser Grundfunktionen bildet sich also ein darauf spezialisiertes und dafür zuständiges Subsystem, welches nach eigenen Regeln operiert. Da diese Grundfunktionen für *alle* Handlungssysteme kennzeichnend sind, lässt sich auf diese Weise auch jedes soziale System – von konkreten Interaktionen über Familien und Organisationen bis zu ganzen Gesellschaften dadurch charakterisieren, wie diese bestandswichtigen Funktionen erfüllt werden.

Mit den Grundfunktionen und dem Prinzip der strukturierten Systembildung auf allen Ebenen hat Parsons seiner Theorie eine Basis gegeben. Eine wichtige Ergänzung zu dieser „Pyramide" aus Systemen und Subsystemen war die Theorie der „pattern variables", in der Parsons beschrieb, wie die Erfüllung der jeweiligen Funktionen variieren kann. Dabei unterschied er fünf Dimensionen von Funktionen, in denen sie in der Art der Funktionserfüllung zwischen zwei Polen liegen – also strukturell variieren – können:

- Affektivität – affektive Neutralität (werden die Funktionen sachlich nüchtern oder mit emotionaler Aufladung erfüllt?)
- Spezifizität – Diffusion (sind die Funktionen klar getrennt und fokussiert oder sind sie unscharf und vermischt?)
- Universalismus – Partikularität (sind die Funktionen in einem „Generalplan" aufeinander bezogen oder werden sie getrennt voneinander behandelt?)
- Zugewiesen – erworben (haben die Akteure/Subsysteme die Funktionen zugewiesen bekommen oder haben sie sie sich selbst angeeignet und erworben?)
- Selbstorientierung – Kollektivorientierung (orientiert sich die Funktionserfüllung am Akteur/Subsystem selbst oder am Kontext, am Interesse aller Akteure bzw. des Gesamtsystems?).

Parsons' Vorstellung von sozialer Realität läuft also im Kern darauf hinaus, dass er sie als ein System betrachtet, welches prinzipiell bestimmte Grundfunktionen erfüllen muss, die in entsprechenden Substrukturen mit einem systemspezifischen Profil bewältigt werden und untereinander verbunden sein müssen. Daraus ergibt sich eine Pyramide von der Gesamtgesellschaft bis zu konkreten Situationen, die nach einem ähnlichen Schema operieren.

Für Parsons ist klar, dass auf jeder Systemebene spezifische Leistungen der Akteure erforderlich sind, damit das System funktionsfähig wird und bleibt. „Goal-attainment", „Integration" und auch „Latency" erfordern spezifische psychische Leistungen. Es stellt sich daher die Frage, wie denn Gesellschaften und ihre Subsysteme die für sie erforderlichen Leistungen der Subjekte

erzeugen und auswählen – ganz allgemein formuliert: wie ein dem sozialen System entsprechendes Persönlichkeitssystem zustande kommt.

Für einen engagierten Theoretiker muss allerdings vorher einiges geklärt werden. Wie muss eine Persönlichkeitstheorie aussehen, die zur eigenen Theorie passt? Und wie werden Soziologie und Persönlichkeitstheorie aufeinander bezogen? – Auf die erste Frage findet Parsons eine klare Antwort: Er zieht die Psychoanalyse dem Behaviorismus und dem Utilitarismus vor, weil sie Handeln unter dem Vorzeichen individueller Motivation betrachtet, ohne sie auf Reiz-Reaktionsmuster oder einen bestimmten Typus von Rationalität zu reduzieren (was die soziologische Verwendbarkeit einschränkt).

> „Die Psychoanalyse ist meines Erachtens die erste und bis jetzt einzige theoretische Analyse der menschlichen Persönlichkeit, die als ein System von vergleichbarem Niveau unmittelbar mit der soziologischen Theorie vom Wesen und der Funktionsweise geordneter Modelle innerhalb des Systems menschlicher sozialer Beziehungen in Verbindung gebracht werden kann." (Parsons 1972, S. 96)

Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass Freud gewissermaßen eine Systemtheorie der Persönlichkeit vorgelegt hat oder zumindest eine Theorie, die mit Parsons' Modell kompatibel ist: Parsons stellt fest, dass Freuds Subjekttheorie genau so angelegt ist, dass sie dem entsprecht, was eine für seine Konzeption passende Theorie leisten muss:

> „Freud's structural theory was certainly fundamentally on the right track in that it clearly formulated the three major points of reference of personality theory – the needs of the organism, the external situation, and the patterns of the culture." (Parsons 1953, S. 26)

Das passt gut zum AGIL-Schema. Die Frage nach dem gemeinsamen Arbeitsprogramm diskutiert Parsons im Aufsatz „Psychoanalysis and the Social Structure" (1950). Er betont die logische und empirische Gleichrangigkeit von sozialem System und Persönlichkeitssystem, aber auch ihre Differenz, was zur Folge hat, dass die jeweiligen theoretischen Perspektiven – Soziologie und Psychologie – unterschiedlich operieren. Sie können sich nicht substituieren. Daher sind beispielsweise die Annahmen, die die Soziologie als Subjekttheorie nutzt, typischerweise zu vage[3], um theoretisch produktiv zu sein. – Andererseits impliziert die Theoriedifferenz, dass die jeweils andere Sichtweise nicht einfach übernommen werden kann, sondern akkomodiert

3 „The motivational constructs needed for the solution of any sociological problem will generally turn out to be inadequate to explain the action of any particular individual […]" (1950, S. 341), so dass Soziologen häufig zu ad-hoc-Erklärungen oder empirischen Generalisierungen greifen. Umgekehrt verwenden Psychologen für ihre Erklärungen individuellen Verhaltens ad-hoc-Erklärungen der konkreten sozialen Bedingungen, die theoretisch ungenügend seien (a. a. O.: 341f.).

werden muss, um zu passen. Das Ziel ist daher keine „psychologische Soziologie“, sondern eine Soziologie, die psychologische Erkenntnisse in ihrem Kontext verwendet.

Im Lauf der Arbeit an seinem Gesamtkonzept hatte Freud eine ganze Reihe von Themen behandelt, die in seiner Sicht eine Kooperation von Soziologie und Psychoanalyse sinnvoll erscheinen ließen. Dazu gehörten vor allem folgende Punkte:

– Bei der Formulierung der „pattern variables“ hatte er sich ausdrücklich auf Freud bezogen und die Unterscheidung zwischen Affektivität und affektive Neutralität mit dessen psychischen Instanzen „Es“ und „Ich“ ebenso Selbst- und Kollektivorientierung mit Ich und Über-Ich (Parsons et al. 1956, S. 85) in Verbindung gebracht. Dazu postuliert Parsons das Ich als Doppelfunktion und unterscheidet zwischen dem *adaptivem Ich*, welches affektive Neutralität braucht und gewährleistet, und dem *integrativen Ich*, welches die Selbstorientierung trägt und entsprechend erlebt und steuert (d.h. auch: triebhaft agiert).[4]
– Grundlegend für das Funktionieren von sozialen Systemen ist für Parsons die Frage, wie Akteure überhaupt dazu kommen, sich an gesellschaftlichen Vorgaben zu orientieren. Dazu muss die Frage der „[…] balance of motivational forces involved in the maintainance of, and alteration in, the structure of a social system […]“ (Parsons 1950, S. 340) geklärt werden. In diesem Zusammenhang sieht er eine wichtige Funktion der Psychoanalyse in ihrem Beitrag zur Erklärung der Genese und Formatierung psychischer Energie für das soziale System, wobei er das Konzept der *Objektbesetzung* (cathexis) von Freud übernimmt.
– Zugleich bietet die Psychoanalyse auch eine „dynamic theory of motivation“ (Parsons 1950, S. 339), die es erlaubt, die umgekehrte Frage zu klären: Wie kommt die Gesellschaft ins Individuum? Parsons hat in diesem Zusammenhang die Schlüsselinstanz der Verbindung von Psyche und Gesellschaft vor allem im Freud’schen Über-Ich gesehen (Parsons 1953).

Im weiteren Verlauf seiner Arbeit erweiterte und systematisierte Parsons seine Perspektive. Im Aufsatz „Sozialstruktur und Persönlichkeitsentwicklung: Freuds Beitrag zur Integration von Psychologie und Soziologie“ (1958a) beschäftigt er sich ausführlich mit der Art und Weise, wie die verschiedenen Verknüpfungspunkte integriert werden können.

Der Ausgangspunkt auch hier: Soziale System sind auf spezifische Leistungen der Psyche angewiesen, die ihrerseits auf das Vorhandensein eines sozialen Kontextes angewiesen ist, weil

4 Zudem schlägt er vor, das Ich als Doppelsystem zu sehen, weil es zwei verschiedene Ursprünge hat und daher zwei verschiedene Anpassungsleistungen vertritt: organismische Adaption und psychisches Realitätsprinzip. „It would be derived from *two* fundamental sources: the external world as an environment; and the common culture which is acquired from objects of identification“ (Parsons et al. 1956: 26). Zumindest in seiner Funktion als Anpassung an die soziale Umwelt ist das Ich für ihn daher ein Kulturprodukt.

sonst sich weder entwickeln kann noch funktionsfähig ist. Um diesen Punkt zu verdeutlichen schlägt er eine Weiterentwicklung von Freuds Sichtweise vor:

> „Freud's view was to narrow. […] Not only moral standards, but *all the components of the common culture* are internalized as part of the personality structure. […] The content of both cathetic-attitudes and cognitive-status definitions have cultural, hence normative significance. […] Neither what the human object is, […] nor what is *means* emotionally, can be understood independently of the nature of the interactive process itself." (Parsons 1953, S. 18f.)

Es gibt also keine Psyche, die a priori existiert und dann in Kontakt mit ihrer Umwelt kommt – sie ist von Anfang an Teil eines Gesamtprozesses, in dem sich Psyche und Sozialstruktur wechselseitig beeinflussen.

Parsons sieht dies jedoch als Tendenz, die im Freud'schen Konzept bereits angelegt ist, aber nicht immer deutlich zur Geltung kommt – Freud ist für ihn theoretisch gewissermaßen weiter als er selbst realisiert. Er verdeutlicht dies mit einer Rekonstruktion des Verhältnisses von Sozialisation – so nennt die Soziologie den Prozess der Anpassung von Akteuren an soziale Standards – und psychischer Entwicklung. Freud habe, so Parsons, mit den Begriffen Identifizierung, Objektbesetzung und Verinnerlichung/Introjektion eine Entwicklungslinie skizziert, die direkt die Entwicklung der sozialen Kompetenzen und Anforderungen beschreibt[5].

Jeder der Begriffe steht für eine bestimmte Phase der Entwicklung. Gemeinsam ist ihnen, dass sie für eine prinzipielle Verbindung von Entwicklung und sozialem Kontext stehen. Deshalb sei es falsch, den gesellschaftlichen Einfluss auf das Über-Ich zu begrenzen: „Man hat versucht, das Über-Ich als einen Sonderfall innerhalb der Persönlichkeit zu behandeln, als die einzige Stelle, wo die Normen der Kultur in die Persönlichkeit eingehen." Tatsächlich gilt aber, „[...] daß dasselbe auch für die Struktur des Ichs gilt." (Parsons 2002, S. 101) Auch die „[...] Deutung des Es als Manifestation des ‚reinen Triebes' im Rahmen von Freuds eigenen Begriffen [...]" ist für Parsons unhaltbar, denn „[..] es ist ebenfalls durch verinnerlichte Objektbeziehungen [...]" (a.a.O.) strukturiert. Für ihn handelt es sich von Anfang an um eine Durchdringung („Interpenetration") der vier analytisch unabhängigen, aber empirisch verbundenen Subsysteme Organismus, Persönlichkeit, soziales System und kulturelles System (aus denen ein Handlungssystem – entsprechend der vier Grundfunktionen – komponiert ist).

Identifizierung für Parsons der Begriff, der die frühe Mutter-Kind-Beziehung charakterisiert, eine Beziehung, die schon auf einer „[...] sehr elementaren Ebene [...] einen echten Pro-

5 In diesem Zusammenhang verweist er darauf, dass es bemerkenswerte Parallelen zwischen Freud und vergleichbaren Bemühungen von Soziologen wie Durkheim, Cooley oder G.H.Mead gäbe – in seiner Sicht eine aussagekräftige Konvergenz.

zeß sozialer Interaktion [...]“ (a.a.O., S. 107) darstellt, in dem sich das Motivationssystem des Säuglings auf das Muster der mütterlichen Aktionen inklusiver der damit verbundenen Ordnung einstellt. Dadurch entwickelt sich im Säugling ein

> „System innerer Kontrollen über das Trieb- oder Impulssystem des Kindes durch ein von der Mutter auferlegtes, verallgemeinertes Regelmuster von Sanktionen – eine Form der Organisation des Ichs im Hinblick auf seine Beziehungen zu einem sozialen Objekt.“ (a.a.O., S. 110)

In der Phase der Objektbeziehung beginnt das Kind, „[...] auf seine Objekte gerichtete Ziele aufzustellen. Hier wird die Objektwelt nicht einfach als gegeben behandelt. [...] Damit verschiebt sich das Schwergewicht seiner Rolle von Askription auf Leistung.“ (a.a.O., S. 117) Dem entspricht die Übernahme einer Mitgliedsrolle im familiären Milieu. – Die ödipale Phase markiert für die Entwicklung des Kindes aus soziologischer Sicht die Beziehung zur Familie als Gesamtsystem und zugleich die Differenzierung des familiären Beziehungsfeldes. Auf der Basis der Auseinandersetzung mit der Familie als differenziertem Objekt ist das „Über-Ich [...] primär das übergeordnete normative Muster, welches das Verhalten der verschiedenen Mitglieder in ihren verschiedenen Rollen innerhalb der Familie beherrscht [...]“ (aaO, S. 384). Die Über-Ich-Bildung impliziert also ein höheres Maß an sozialer Komplexität und eine neues Niveau der Integration in den sozialen Prozess.

Parsons verbindet in dieser Interpretation die Beiträge der Psychoanalyse zur soziologischen Theoriebildung in einem entwicklungspsychologischen Konzept, in dem sich die soziale Reichweite des Handelns zugleich mit der Komplexität der verinnerlichten sozialen Realität erweitert. Dabei beruft er sich (gegen eine einseitig triebtheoretische Interpretation von Freud) auf Freuds Formulierung von 1923, das Ich sei „[...] der Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen [...]“ (Freud GW XIII, S. 257) und erweitert sie auch auf das Es, welches sich in seiner Sicht immer schon mit und in sozialen Formen entwickelt. Daher sind alle drei psychische Instanzen der Psyche und alle drei Stufen der Auseinandersetzung mit der Umwelt – Internalisierung, Objektbesetzung, Über-Ich-Bildung – von Anfang an gesellschaftlich bestimmt. Am Anfang steht die normativ bestimmte Symbiose mit der Mutter, am Ende das das kompetente Mitglied des Familiensystems mit Eigenkontrolle und –steuerung.

Parsons hat auf diese Weise seinen gesellschaftstheoretischen Entwurf an zentralen Punkten ausgebaut. Die persönlichkeits- und entwicklungstheoretischen Konzepte der Psychoanalyse erlauben es ihm, zugleich die Unabhängigkeit des „Persönlichkeitssystems“ vom „sozialen System“ und deren wechselseitige Durchdringung zu erklären. Sie erlauben es ihm zudem – in der von ihm erweiterten Form – präzise zu bestimmen, über welche Mechanismen und Phasen sich Sozialisation und Enkulturation vollziehen.

Parsons hat jedoch nicht nur ein abstraktes Modell entworfen, er hat seine Überlegungen immer wieder auf spezifische Themen angewandt. Ein Beispiel dafür ist die Arbeit über „[...] Definitionen von Gesundheit und Krankheit im Lichte der amerikanischen Werte und Sozialstruktur Amerikas [...]“ (Parsons 1958b). Sie beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie die Themen „Gesundheit“ und „Krankheit“ in unterschiedlichen Kulturen behandelt werden. Dazu greift er die Idee der Rolle als Verbindungsglied zwischen Individuum und Gesellschaft auf und erweitert sie durch die Unterscheidung zwischen „Rolle“ und „Aufgabe“ – der sozialen Erwartung und der Fähigkeit zur instrumentellen Auseinandersetzung mit der physischen Welt. Generell gilt für Gesundheit und Krankheit, dass sie bestimmt sind durch ihren Zusammenhang mit der individuellen Leistungsfähigkeit in diesem doppelten Sinn verbunden sind – „gesund“ ist, wer Rollenerwartungen und Aufgaben erfüllen kann.

So gesehen sind somatische Erkrankungen Störungen der instrumentellen Fähigkeiten, während psychische Erkrankungen verbunden sind mit der Unfähigkeit, sozialen Erwartungen zu entsprechen. Beides sind Störungen des sozialen Betriebs. Das Gesundheitssystem ist daher aufs Engste verbunden mit der Kontrolle und der Wiederherstellung von individueller Leistungsfähigkeit. Kranke wie Therapeuten stehen damit unter kulturell institutionalisiertem Rollendruck. Wer krank ist, darf zwar mit damit rechnen, einen Sonderstatus zu bekommen und von Aufgaben entlastet zu werden, muss aber seinerseits anerkennen, dass die Krankheit als unerwünscht gilt und ist verpflichtet, Hilfe zu suchen und zu nutzen, um diese Form der Abweichung von Normalität zu beseitigen oder zu reduzieren. Therapeuten sind die mit der Wiederherstellung von Normalität beauftragten Agenten des sozialen Systems.

Diese allgemeine Matrix wird kulturspezifisch variiert. Parsons führt vor, dass die amerikanische Gesellschaft mit ihrer Betonung von dem, was er „Aktivismus“, „Weltlichkeit“ und „Instrumentalismus“ nennt – also einem besonderen Profil der „pattern variables“ in Richtung auf individuelle Zuständigkeit und arbeitsteilig-praktischer Bearbeitung – dazu tendiert, die Verantwortung des Einzelnen nicht für seine Krankheit, aber für deren aktive Bewältigung besonders hervorhebt. Der Kranke bekommt also leicht einen Sonderstatus – aber mit der Verpflichtung, ihn sobald wie möglich wieder zu verlassen[6].

An dieser Stelle wird deutlich, warum psychische Krankheiten eine besondere Belastung für das soziale System und für seine Akteure darstellen[7]. Das zentrale Problem ist die Unfähigkeit zur Rollenerfüllung. Dafür gibt es – anders als bei Schwierigkeiten der Erfüllung von Aufgaben

---

6 Parsons kontrastiert das us-amerikanische Modell mit den – inzwischen verblichenen – sowjetischen und britischen Modellen, man könnte sagen: mit einem autoritär leistungsbetonten und einem autoritativ-apostolischen Modell.

7 Parsons diskutiert auch das Thema der Genese von psychischen Erkrankungen, wobei er aus der Freud'schen Konzeption die These ableitet, dass sie immer mit Beziehungsstörungen des familiären Milieus, also mit Problemen der Identifizierung, Objektbeziehungen und der Über-Ich-Bildung zumindest insofern zusammen hängt, als die Art des Umgangs mit Problemen dadurch bestimmt wird. Er ergänzt diese Feststellung mit dem Hinweis, dass hinter gestörten familiären Milieus gesellschaftliche Beziehungsstörungen stehen. – Das ändert nichts an der Verpflichtung zur (Wieder-)Herstellung von Leistungsfähigkeit.

– keine soziale Exkulpation. Dies erhöht den Druck in Richtung auf Verleugnung, auf Umdefinition – oder in Richtung auf Korrekturmaßnahmen. Die Entstehung von Psychotherapie als Institution ist, so gesehen, eine Ausweitung und Modernisierung des sozialen Kontrollsystems. Parsons spricht davon, dass es darum geht, lizensierte Abhängigkeit zu nutzen, um Unabhängigkeit zu gewinnen – das schließt die psychoanalytische Nutzung von Übertragungsbeziehungen ein. Dahinter steht letztlich die kulturell verankerte Aufforderung zur Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit. – Dass sich die Akzeptanz von Psychotherapie vor allem in den USA durchgesetzt hat, erklärt Parsons u.a. mit dem strukturellen Auftrag, vorhandene Chancen „[...] zur konstruktiven therapeutischen Arbeit [...]“ (aaO, S. 363) zu nutzen[8].

Mit dieser Anwendung auf das Thema Krankheit/Gesundheit hat Parsons sein Modell einerseits konkretisiert und gezeigt, dass sein systemtheoretisches Konzept Themen sinnvoll formatieren kann. Andererseits kann er das Thema so aufbereiten, dass seine Mechanismen und sein sozialer Status deutlich werden. Dabei ist die psychoanalytische Theorie ein wichtiges Modul im Gesamtkonzept. Auffällig sind die Akzentverschiebungen, die Parsons für die Verbindung von Soziologie und Psychoanalyse vornimmt. Er folgt Freud in der Strukturtheorie, betont jedoch wesentlich stärker als Freud die genuine Beziehungs-(und damit Kultur-)Imprägniertheit *aller* psychischer Instanzen wie auch des akuten psychischen Funktionierens. Freud habe diese Gemeinsamkeit zu wenig gesehen. Seine Konzeption

> „[...] tends to dissociate the superego from the sources of affect. This derives from the fact that Freud apparently did not appreciate the presence and significance of a common culture of expressive-affective symbolism and the consequent necessity for thinking of the emotional component of interaction as mediated by this aspect of common culture.“ (Parsons 1953, S. 20)

Dies gilt auch für das Es:

> „Emotions, or affect on the normal human adult level, should be regarded as the symbolically generalized system, that it is never ‚id-impulse‘ as such. Affect is not a direct expression of drive-motivation, but involves it only as it is organized and integrated with both the reality experience of the individual and the cultural patterns which he has learned through the processes of identification.“ (a.a.O.)

8 Während in der UdSSR beispielsweise die Psychoanalyse als Bedrohung erlebt wurde, weil sie die Autonomie der Akteure (und von Therapie!) zu sehr betont und in Großbritannien der Druck zur (Selbst-)Korrektur nicht sonderlich ausgeprägt war, konnte die Psychoanalyse in den USA daher auch Karriere machen – allerdings als Ich-Psychologie, die gegen den alteuropäischen Skeptizismus die Möglichkeit zur (Rückgewinnung von) Autonomie hypostasiert.

Affektive Objektbesetzungen, aber auch Komponenten der Identität sind daher die biografisch modifizierte Rückkehr gesellschaftlicher Muster.

Trieb und Lustprinzip werden von Parsons als wichtige Referenzen gesehen, aber wenig ausgearbeitet. Damit steht er interaktionstheoretischen Konzeptionen der Psychoanalyse nahe[9]. – Unabhängig davon, ob man seinen Rekonstruktionen psychoanalytischer Theorie folgen will oder nicht: Sie stellen in jedem Fall ein Konzept dar, welches es ermöglicht, Freuds „kulturtheoretische" Ambitionen auf einem wesentlich höherem Niveau in Angriff zu nehmen. Dazu bietet Parsons ein wesentlich breiter aufgestelltes Modell, in dem Psychoanalyse nicht (wie Freud) mit grob vereinfachten Vorstellungen von Gesellschaft verbunden wird, sondern beides gewissermaßen auf Augenhöhe und hinreichend differenziert verbunden werden kann.

Das zeigt auch das Beispiel Krankheit/Gesundheit. Parsons Überlegungen tragen zur Klärung des Kontextes bei, in dem Krankheit wie Therapie operieren. Sie öffnen zudem die Perspektive auf kulturelle Differenzen sowohl im Profil von Therapie selbst als auch in Bezug auf die Rollenbilder, die zumindest im Hintergrund aktiv sind. Dies sind Aspekte, die für Therapieforschung wichtig sind. – Parsons gehört zu den wenigen Soziologen, die systematische Überlegungen zur konzeptionellen Verbindung beider Erkenntnisweisen vorgelegt haben. Es gelingt ihm dabei, ihre Autonomie zu respektieren und sie dennoch sinnvoll aufeinander zu beziehen. Und dies nicht primär zum Zweck der Gesellschaftskritik (die vor allem bei Vertretern der Kritischen Theorie stets Ziel bleibt), sondern im Dienst einer differenzierten Gesellschaftstheorie. Die Leitfrage ist daher bei ihm: Wie ist Gesellschaft möglich? Eine der besonderen Vorteile seines Ansatzes ist dabei, dass er diese Frage unter Einbeziehung psychodynamischer Aspekte in soziologische Modelle beantwortet und so das theoretische Repertoire erweitert.

Parsons ist – teils zu Recht, teils zu Unrecht – für seinen Versuch der Vermittlung von Soziologie und Psychoanalyse kritisiert worden (vgl. dazu Nolte 1970). Vor allem für die Vertreter einer Kritischen Theorie blieb Parsons Ideologe einer „Anpassungslehre". Tatsächlich hat er Anlass für eine solche Einschätzung geboten. Diese Kritik übersieht jedoch Parsons' Leistung. Aus heutiger Sicht ist naturgemäß manches patiniert; vieles wäre zu ändern. Aber Parsons hat ein differenziertes Programm der Integration psychoanalytischer Erkenntnisse in soziologische Theorie vorgelegt. Dieses Programm ist nach wie vor aktuell und die Möglichkeiten seines Ansatzes sind noch lange nicht erschöpft.

9 So lassen sich deutliche Parallelen zu Alfred Lorenzers entwicklungstheoretischer Begründung der Psychoanalyse (Lorenzer 1972) erkennen – beide betonen die Bedeutung von praktischer Interaktion als Medium der Vermittlung von Psyche und Gesellschaft.

Literatur

Dubin, Robert. 1960. Parsons' Actor: Continuities in Social Theory. *American Sociological Review* 25: 457-466.

Freud, Sigmund. 1923. Das Ich und das Es. In: *Sigmund Freud, Gesammelte Werke* Bd. XIII, Frankfurt: Fischer 1999.

Lorenzer, Alfred. 1972. *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt: Suhrkamp.

Nolte, Helmut. 1970. *Psychoanalyse und Soziologie. Die Systemtheorien Sigmund Freuds und Talcott Parsons'*. Bern/Stuttgart/Wien: Huber.

Parsons, Talcott. 1937. *The Structure of Social Action*. New York: Free Press.

Parsons, Talcott. 1950. Psychoanalysis and the social structure. *Psychoanalytic Quarterly* 19: 371-384.

Parsons, Talcott. 1953. Psychoanalysis and Social Science with special Reference to the Oedipus Problem. In: *Twenty years of psychoanalysis*, hrsg. Franz Alexander and Helen Ross, New York: W. W. Norton and Company.

Parsons, Talcott. 2002. [1958a]. Freuds Beitrag zur Integration von Psychologie und Soziologie. In: *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Talcott Parsons, 99-139. Eichborn: Klotz.

Parsons, Talcott. 2002. [1958b]. Definition von Gesundheit und Krankheit im Lichte der amerikanischen Werte und der Sozialstruktur Amerikas. In: *Sozialstruktur und Persönlichkeit*, Talcott Parsons, 353-366. Eichborn: Klotz.

Parsons, Talcott. 1964. The Point of View of the Author. In: *The Social Theories of Talcott Parsons. A critical Examination*, edt. Max Black, 311-36. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Parsons, Talcott. 1972. *Das System moderner Gesellschaften*, München: Juventa.

Parsons, Talcott et al. 1953. Working papers in the theory of action. Glencoe, Ill: Free Press.

Parsons, Talcott et al. 1956. Family, Socialization and Interaction Process. London: Routledge & Kegan Paul.

Johann August Schülein, Dr. phil., Studium der Soziologie, Psychoanalyse und Philosophie in Frankfurt und Gießen, em. o. Univ.-Prof. für Soziologie an der Wirtschaftsuniversität; neuste Publikation zum Thema: Soziologie und Psychoanalyse. Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Subjekttheorie, Wiesbaden: Springer VS 2016.

Kritische Theorie und Gesellschaftsanalyse lautet der Arbeitsschwerpunkt, den Max Preglau über fast vier Jahrzehnte am Institut für Soziologie der Universität Innsbruck vertrat. Ihm ist dieser Band gewidmet, in dem viele seiner Weggefährten in der österreichischen Soziologie und Politikwissenschaft sich mit Aspekten dieses Themas auseinandersetzen. Dazu zählen verschiedene Traditionen kritischer Theorie (Anton Pelinka, Manfred Prisching, Helmut Staubmann), Fragen des sozialen Wandels (Gerda Bohmann, Paul Kellermann, Gertraude Mikl-Horke, Heinz-Jürgen Niedenzu, Rudolf Richter), sowie der Themenbereich Psyche, Sexualität und Liebe (Werner Ernst, Max Haller, Johann August Schülein).


ISBN 978-3-903122-55-0